

GEO

WISSEN

GROSSE SCHAUTAFEL Die
Meilensteine der Entwicklung

Kindheit und Jugend

BABYS

**Die geborenen
Experten**

SPRACHE

**Am Anfang steht
der Schrei**

ELTERN-VERHALTEN

**Das zärtliche
Erbe**



Aktuelle Stichwörter: **Von Adoption bis Zwergschule**

Zu **w**itzig, um **l**ehr**r**eich zu **s**ein?

Einen neuen Freund finden, sich kugeln vor Lachen und dabei auch noch was lernen? Das scheint fast unmöglich. MB hat sich deshalb etwas einfallen lassen: den 2-XL. Der ist Geschichtenerzähler,

Witzbold und Lehrer in einem. Er stellt intelligente und lustige Fragen, auf die die Kinder per Knopfdruck antworten. Ob falsch oder richtig, der kleine, schlaue Roboter hat immer einen flotten Spruch parat.

Natürlich gibt es von MB ständig neue Cassetten, mit denen kleine Genies ihren 2-XL füttern können. Und legt Ihr Kind mal eine schöpferische Sendepause ein, dann wird der 2-XL einfach zum Cassettenrecorder.



Den 2-XL kann man mit so vielen verschiedenen Cassetten füttern, daß es selbst den Kleinsten mit dem größten Wissensdurst nie langweilig wird: z.B. Unser Planet Erde; Dinos, Monster und Gespenster; Abenteuer Weltall; Das glaubt kein Mensch; Geschichten, die noch keiner kennt; Welt der Tiere u.a.





Liebe Leserin, lieber Leser

GEO WISSEN

Gruener + Jahr AG & Co Druck- und Verlagshaus,
Am Baumwall 11, 20459 Hamburg, Postanschrift (für Verlag
und Redaktion): 20444 Hamburg, Telefon: (040) 3703-0,
Telefax: 21 95 20, Telefax: (040) 37 03 56 73

CHEFREDAKTEUR

Dr. Werner Funk

STELLVERTRETENDE CHEFREDAKTEURE

Peter-Matthias Gaede, Jürgen Petschell (Chefredakteur)

GESCHÄFTSFÜHRENDE REDAKTEURE

Ernst Artur Albaum (Text), Christiane Breustedt (Bild),
Erwin Ehret (Art Director)

TEXTREDAKTION

Klaus Bachmann, Dr. Henning Engel,
Jens Rehländer, Johanna Romberg, Christopher Schrader
Dokumentation: Dr. Agnes Bretting
Red.-Assistenz: Angelika Jansen

BILDREDAKTION: Bärbel Edse

LAYOUT

Franz Braun (Leitung), Peter Dasse,
Johannes Dönges, Andreas Knoche, Andreas Krell,
Monika Thomsen, Peter Voigt

KARTOGRAPHIE: Rainer Droste, Günter Edelmann

SCHLUSSREDAKTION

Dr. Friedel H. Basten, Jürgen Brüggemann,
Manfred Feldhoff, Hans-Werner Kühl, Hinnerk Seelhoff,
Sigurd-Folk Weber, Assistenz: Hannalore Koehl

MITARBEITER

Dr. Kirsten Brodde, Günter Haaf, Dr. Hans Halmeyer,
Charlotte Kerner-Kömpf, Gernot Krämper, Dirk Lehmann,
Nick Martins, Franz Mehnert, Wolfgang Meschede,
Susanne Paulsen, Renate Rex, Monika Röbger, Claus Peter
Simon, Vera Stadie, Joachim Trudke, Klaus Wilhelm,
Katharina Zimmer

Illustrationen: Holger Everling

GEO-BILDARCHIV

Birgit Heller, Gunda Guhl-Lerche, Peter Müller

FARBIMPRIMATUR: Norbert Kunz

GEO-BÜROS

Moskau: Wladimir Polow, 121 099 Moskau, Smolenskaja Ploschad
13/21 189, Tel. 0070 952 48 70 81; New York: Ruth Eilthorn (Leitung),
Brigitte Barkley, Wilma Simon, 685 Third Avenue, 22nd Fl.,
New York, NY 10017, Tel. (212) 399-4040, Telefax: (212) 972-2761

Verantwortlich für den redaktionellen Inhalt:
Ernst Artur Albaum

VERLAGSLEITER: Heiner Eggert

ANZEIGENLEITUNG: Rolf Grimm

(verantwortlich für Anzeigen)

VERTRIEBSLEITER: Uwe Henning

HERSTELLER: Peter Grimm

GEO-WISSEN-ABONNENTEN-SERVICE

Deutschland: Gruener + Jahr AG & Co
GEO-WISSEN-Abonnement-Service, 20080 Hamburg
Tel. (040) 37 03 32 36
Post giro Hamburg, Konto 240 000-209, BLZ 200 100 20
Abonnementspreis Inland (4 Hefte): DM 59,20 inkl. Versandkosten
(pro Heft DM 12,80 plus DM 2,- Versandkosten)

Schweiz: GEO-WISSEN-Abonnement-Service,
6045 Meggen, Tel. 041-37 36 78
Abonnementspreis Schweiz (4 Hefte): sfr 59,20 inkl. Versandkosten
(pro Heft sfr 12,80 plus sfr 2,- Versandkosten)

Österreich: GEO-WISSEN-Abonnement-Service,
DPV, Postfach 10 16 02, 20010 Hamburg
Tel. (40) 23711 246,
FAX (40) 23711 176
Die Auslandspreise nennt Ihnen der GEO-Abonnement-
Service DPV gern auf Anfrage.

Übriges Ausland: GEO-Abonnement-Service,
DPV, Postfach 10 16 02, 20010 Hamburg
Tel. (40) 23711 246,
FAX (40) 23711 176

Die Auslandspreise nennt Ihnen der GEO-Abonnement-
Service DPV gern auf Anfrage.

Heft-Preis: DM 14,80 - ISBN-Nr. 3-576-19002-1

© 1993 Gruener + Jahr, Hamburg
ISSN-Nr.: 0933-9736

Anzeigenpreisliste Nr. 7 vom 1. 1. 1993
Bankverbindung: Deutsche Bank AG, Hamburg
Konto 03 22 800, BLZ 200 700 00

Repro: Otterbach Repro, Würzburg
Druck: Druckerei Richter GmbH & Co, Würzburg

Schon seit Monaten herrscht in unserer kleinen Redaktion ein Babyboom – und jetzt sind wir niedergekommen mit einem Heft über „Kindheit + Jugend“. Dieses Bild mag Ihnen etwas schief erscheinen; schließlich scheint die zeitliche Reihenfolge nicht so ganz mit den biologischen Gesetzen übereinzustimmen: erst Schwangerschaft, dann Niederkunft, dann Babys und dann vielleicht ein Boom.

Trotzdem ist die Metapher nicht allzuweit her-

Sie nach der Lektüre unerseren Respekt vor den – nach neuesten wissenschaftlichen Erkenntnissen – aktiven und starken Mädchen und Jungen teilen werden.

Zum Staunen geeignet ist zum Beispiel Günter Haafs Artikel über den Spracherwerb. Wie Kinder in dem zunächst völlig wirren Tont Teppich um sie herum die Grundlagen der Sprache erkennen, gleicht dem Trick, mit dem Münchhausen sich aus der Affäre zog.

Auch die Reportage von Klaus Bachmann

schändeten und Vernachlässigten. Denn die meisten von ihnen finden trotz ihrer traumatischen Erlebnisse, trotz des Vertrauensmißbrauchs durch die Erwachsenen zurück in ein normales Leben.

Unsere Begeisterung für Kinder können Sie vor allem auch am Erscheinungsbild dieses Magazins ablesen. Bärbel Edse hat es als Bildredakteurin in einer wahren Materialschlacht geschafft, jedem Thema ein eigenes Gesicht zu geben und die vielen aufregenden Aspekte der Kindheit optisch zu unterstreichen.

Auf dem langen Weg von der ersten Seite des Bildessays bis zur letzten Seite des Glossars sollen Sie schließlich nicht sagen müssen: „Uh, schon wieder Kinder.“ Und ich denke, Sie werden es auch nicht.

Herzlich

Christopher Schrader
Christopher Schrader

PS: Zum zweitenmal in Folge hat GEO-WISSEN übrigens einen begehrten Journalismuspreis gewonnen: Beim „Pictures of the Year“-Wettbewerb der University of Missouri belegte dieses Magazin in der Kategorie „Best use of Photographs“ den zweiten Platz, hinter „National Geographic“.



WHAT ASSURANCE DO I HAVE THAT YOUR PARENTING ISN'T SCREWING ME UP?



Wer garantiert mir, daß eure Erziehung mich nicht kaputt macht?

geholt, und das in doppelter Hinsicht. Erstens haben sich die Redakteure dieses Magazins kräftig vermehrt, bevor die heiße Phase der Produktion begonnen hat: Meine Kolleginnen Monika Hilgers und Johanna Romberg haben je einen Sohn bekommen, ich selbst eine Tochter – wir wissen also, worüber wir berichten.

Zweitens haben uns Babys, Kinder und Jugendliche bei der Recherche und Zusammenstellung der Texte und Bilder stets aufs neue fasziniert. Und wir glauben fest, daß

über die Laborschule in Bielefeld wird Ihre Sicht von Kindern vielleicht verändern. In dieser einzigartigen pädagogischen Experimentierstätte steuern die Schüler von der ersten bis zur zehnten Klasse ihren eigenen Lernkurs, und dennoch – nein: deswegen – wird dort kräftig und kreativ gearbeitet.

Selbst der Bericht von Charlotte Kerner über eine Wohngruppe für mißhandelte Kinder in Berlin weckt Achtung vor den Geschundenen, Ge-

ESSAY

Das Wunder Kind

Mit den Eltern im Rücken erkunden bereits die Kleinsten die Welt – selbständig und unverzagt. Kinder treiben ihre Entwicklung aktiver voran als früher gedacht und reifen, manch widrigen Umständen zum Trotz, meist zu erstaunlich stabilen Persönlichkeiten heran. Seite 6



SÄUGLINGE

Die geborenen Experten

Lange Zeit hatten Wissenschaftler die Kompetenzen von Babys drastisch unterschätzt. Nach ungezählten Experimenten wie jenem, bei dem ein Neugeborenes an einem Meßschnuller nuckelt, wissen sie: Säuglinge kommen bereits mit wachen Sinnen und verblüffenden Fähigkeiten zur Welt. Seite 26



GEBURTSBLINDE

Die andere Sicht der Welt

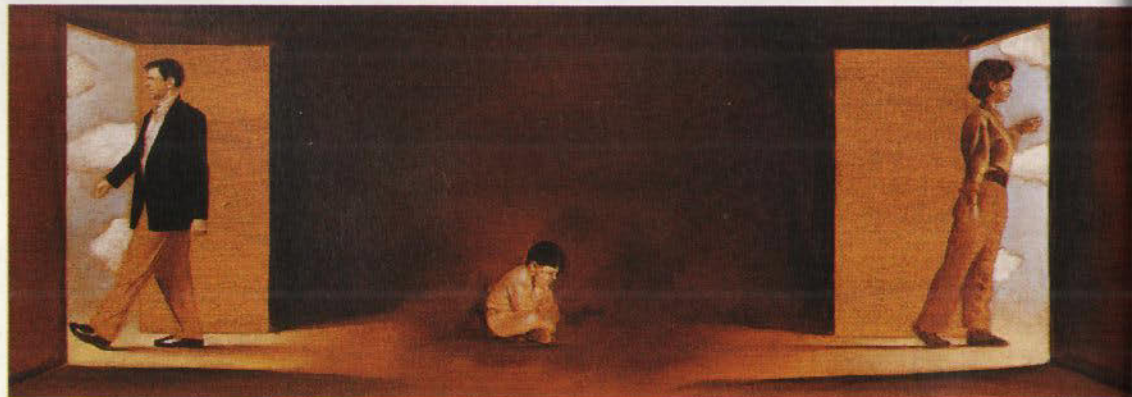
Was blinden Kindern an optischen Reizen fehlt, müssen sie durch andere Sinnesindrücke, etwa Töne, kompensieren. Wie sie dabei lernen, sich ein Bild der Dinge zu machen, wirft auch ein Schlaglicht darauf, wie Sehende wahrnehmen. Seite 48

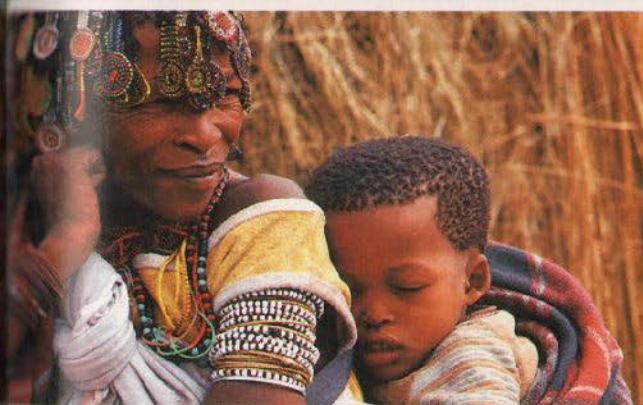


ALLEINERZIEHENDE

Das Trauma der Trennung

Wenn eine Partnerschaft in die Brüche geht, ist das schon für die Erwachsenen eine seelische Tortur. Noch mehr aber leiden ihre Kinder – oft das ganze Leben lang. Es sei denn, beide Eltern kümmern sich weiterhin intensiv um ihren Sprössling. Seite 62





SCHULE

... fürs Leben gern lernen

Mehr und mehr Jugendliche gehen auf Distanz zur Schule. Dieser Entwicklung will eine pädagogische Experimentierwerkstatt in Bielefeld entgegensteuern: An der Laborschule bestimmen Schüler ihren Lernkurs weitgehend selber. Seite 90

KULTURVERGLEICH

Das zärtliche Erbe

Bei Naturvölkern genießen kleine Kinder intensiv den Körperkontakt mit Erwachsenen. Trotzdem werden sie nicht zu verwöhnten Tyrannen. Für Verhaltensforscher ein Beleg dafür, daß liebevolle Sorge für den Nachwuchs dem Menschen angeboren ist. Seite 120

MÄRCHEN

Wirkstoff Phantasie

Geschichten von Königen und Prinzessinnen dringen in die kindliche Psyche wie Öl in die Haut. Indem Jungen und Mädchen in die Rolle dieser Figuren schlüpfen, können sie sich innere Konflikte bewußt machen und bewältigen sowie schwere Krankheiten überwinden. Seite 138

GLEICHALTRIGE

Trau keinem über 13

Im Kosmos der Kleinen sind Erwachsene nicht gefragt. Viel stärker als bisher angenommen erziehen Kinder sich gegenseitig und lernen voneinander: soziale Intelligenz, Menschenkenntnis und Moral. Seite 146

Das Wunder Kind

6

Mehr Respekt für die Kleinen!

Die Schlüsselworte Aktivität und Widerstandskraft kennzeichnen das neue wissenschaftliche Bild des Kindes

22

Die geborenen Experten

26

Die Schule der Sinne

Das Gleichgewicht spielt im Leben des Menschen eine besondere Rolle

36

Vom ersten Schrei zum ganzen Satz

Im fein orchestrierten Zusammenspiel von Erbe und Umwelt lernen Kinder spielerisch leicht zu sprechen

40

Die andere Sicht der Welt

48

Spiel mit Grenzen

Was kann Erziehung leisten? Über das tägliche Mit- und Gegeneinander in einer ganz normalen Familie

58

Das Trauma der Trennung

62

Die Wegmarken von Wachstum und Reife

Übersicht: Wie aus einem Baby ein Erwachsener wird

68

Entwicklungsstörungen

Koordinationsmängel

73

Unerwünscht sein

74

Autismus

75

Umweltgifte

77

Hyperaktivität

78

Wachstumsprobleme

80

Die Entdeckung von Mann und Frau

Frühzeitig schlüpfen Jungen und Mädchen in ihre Geschlechterrolle

82

... fürs Leben gern lernen

90

Die entfesselte Generation

Die Gewalttaten Minderjähriger nehmen erschreckend zu. Experten suchen nach den Ursachen der Aggression

100

Der Wandel der frühen Jahre

Kindheit, wie wir sie in Europa heute kennen, hat es nicht immer gegeben

102

Erste Hilfe an Leib und Seele

Eine Berliner Wohngruppe bietet mißhandelten Kindern ein Refugium

112

Das zärtliche Erbe

120

Heikle Zeit der Reife

In der Pubertät suchen Jugendliche eine neue Identität – mit Experiment und Provokation

128

Wirkstoff Phantasie

138

Trau keinem über 13

146

Glossar: Von Adoption bis Zwergschule

Erläuterung wichtiger Begriffe zum Thema

160

Literatur, Bildnachweis

170

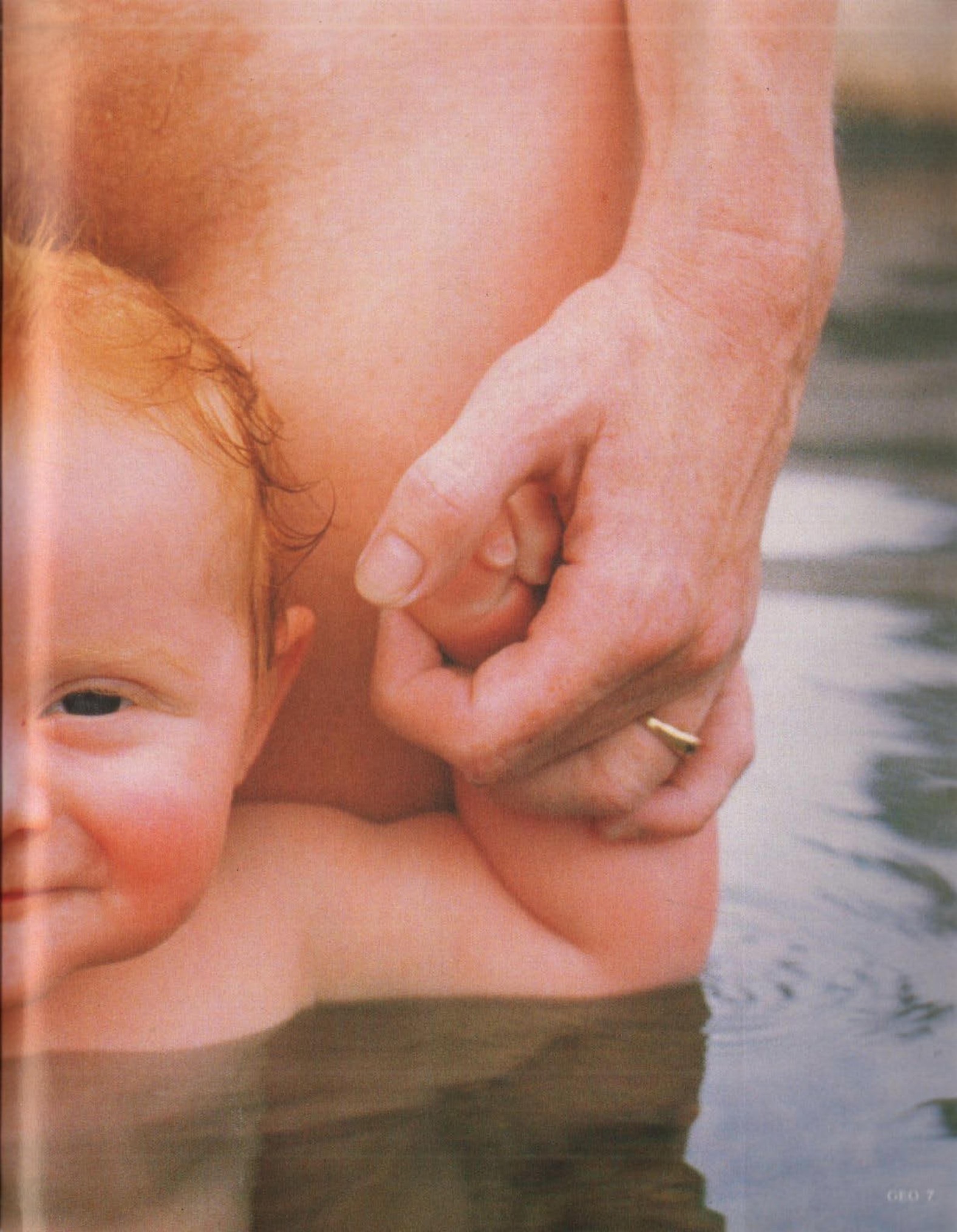
Titelfoto: Nicholas DeVore

Redaktionsschluß: 23. Juli 1993



Frech und zuversichtlich blickt Niki in die Zukunft, sanft, aber sicher gehalten von seiner Mutter. Mit den Eltern im Rücken wird er die Welt erobern – selbständig und unverzagt. Denn Kinder treiben ihre eigene Entwicklung aktiv voran und reifen, manch widrigen Umständen zum Trotz, meist zu erstaunlich stabilen Persönlichkeiten

DAS WUNDER KIND



Was nicht perfekt ist, nicht genormt, reizt kindliche Phantasie besonders. So wird aus dem Autowrack in der Dresdner Neustadt je nach Stimmung ein fliegender Teppich, eine Traumhöhle oder vielleicht ein Raumschiff. Und während die Jungs so das Reich ihrer Vorstellungskraft durchstreifen, eignen sie sich ganz nebenbei wichtige Regeln des Zusammenlebens an – auch Moral, Rücksicht und Verantwortung

Kinder sind stark









Kinder sind neugierig

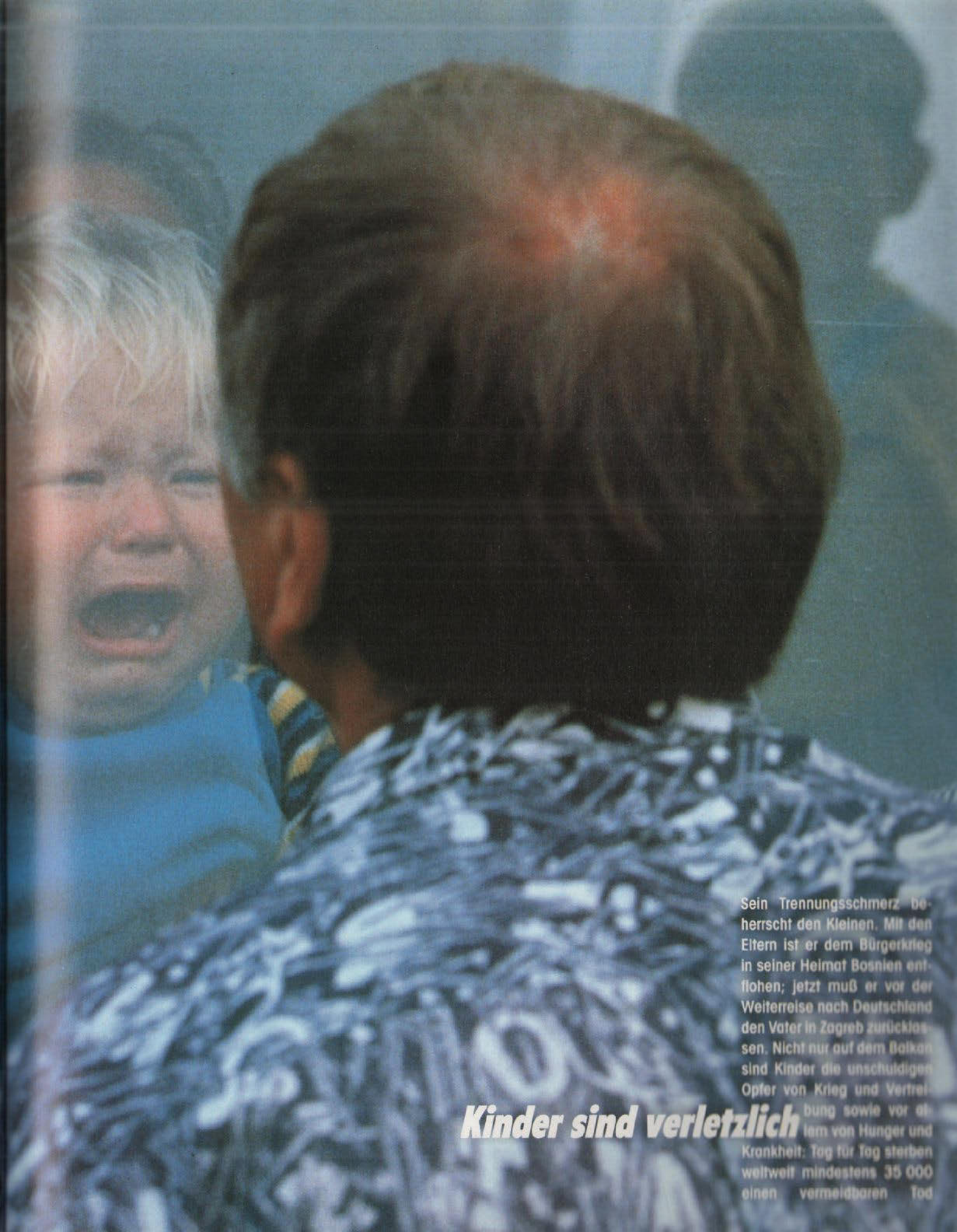
Auch wenn sich das kleine Mädchen nie »richtig« rasieren wird – spielerische Nachahmung ist die Triebfeder des Lernens. Mit unendlicher Neugier kopieren Kinder ihre Eltern, übernehmen fürs erste auch deren Normen, Werte und Ideale. Und erfahren dabei, was sie von der Welt zu halten haben

Das rastlose Gezappel von Zehnjährigen konnte der Fotograf nur mit einem Trick einfangen: Er befestigte kleine Lämpchen am **Kinder sind hektisch** Handgelenk der Jungen und ließ den Kameraverschluß lange offen. Seit Jahren registrieren Ärzte und Psychologen eine wachsende Zahl von Kindern mit Verhaltensstörungen. Überschwemmt von Reizen, beladen mit flüchtigen Eindrücken, werden viele Kleine nervös, unkonzentriert und unsozial









Sein Trennungsschmerz beherrscht den Kleinen. Mit den Eltern ist er dem Bürgerkrieg in seiner Heimat Bosnien entflohen; jetzt muß er vor der Weiterreise nach Deutschland den Vater in Zagreb zurücklassen. Nicht nur auf dem Balkan sind Kinder die unschuldigen Opfer von Krieg und Vertreibung sowie vor allem von Hunger und Krankheit: Tag für Tag sterben weltweit mindestens 35 000 einen vermeidbaren Tod

Kinder sind verletzlich

Unbändig ist die Lebensfreude der Kinder, ihre Hingabe an den Augenblick, ungebrochen das Talent zur Schwärmerei. Doch Überschwang und Spontaneität ihrer Sprößlinge sind auch für die Großen ein Gewinn: Sie müssen sich lediglich von ihnen anstecken lassen

Kinder sind glücklich





Der Turnschuh an der Kehle – kein seltener Anblick mehr an deutschen Schulen. Der Umgang miteinander wird brutaler. Experten klagen Lehrer, Politiker, Fernsehmacher und vor allem Eltern an, aus purer Bequemlichkeit ihrer Verantwortung für die Kinder nicht gerecht zu werden: Eine un-erzogene Generation wachse da heran, fähig zu Brandanschlägen wie in Mölln und Solingen

Kinder sind aggressiv





Am Ende der Kindheit richtet sich
der Blick aufs andere Geschlecht.
Die Triebe erwachen, und Heran-
wachsende suchen nach einer
neuen Balance für Kör-
per, Geist und Seele

Kinder werden erwachsen

AROCCO

P.11



Wissenschaftler haben ein neues Bild von Kindern gewonnen: Sie sind ak

Mehr Respekt für die Kleinen!

VON CHRISTOPHER SCHRADER

Kann 'leine!“ – diese beiden Wörter aus der noch unsicheren Sprache eines Zweijährigen wären ein passendes Motto für die gesamte Kindheit und Jugend. Denn so aktiv wie Kinder ihre frisch erworbene Selbständigkeit gegen ein unerwünschtes Hilfsangebot verteidigen, so aktiv treiben sie ihre eigene Entwicklung von der Geburt bis zur Pubertät voran.

Selbständig? Aktiv? Sind denn Kinder nicht hilflose Wesen? Lernen sie nicht alles von Eltern, Verwandten und Lehrern? Und: Sind sie nicht, dermaßen angewiesen auf Erwachsene, zugleich extrem gefährdet, durch die Unzulänglichkeit ihrer Erzieher Schaden zu nehmen?

Tatsächlich verstellt uns solche Sicht vom Kind den Blick auf dessen reale Anlagen und Bedürfnisse. Sie erstickt Gespräche über die Probleme der Kleinen unter Schlagworten und nährt den Kulturpessimismus, der oft in dem Satz gipfelt: „In diese Welt kann man doch keine Kinder setzen!“ – gesprochen von Nicht-Eltern, deren Unkenrufe kein eigener Nachwuchs mit seinem fröhlichen Gebrüll übertönt.

Doch inzwischen zeichnet sich ein Wechsel der Perspektive ab. Heute erkennen die meisten Forscher Kinder als aktiv, kompetent und stark. Wie ein roter Faden zieht sich das neue Bild des Kindes durch die Beiträge dieses Heftes: Babys erweitern aktiv ihr Wissen über die Welt; Kleinkinder suchen in der gehörten Sprache eigenständig nach grammatischen Regeln; Jungen und Mädchen finden autonom zu ihren Geschlechterrollen; Schüler steuern selbständig den eigenen Lernkurs...

Neben dem Schlüsselwort Aktivität charakterisiert noch ein zweites das neue Bild des Kindes: Widerstandskraft. Viele Psychologen suchen zu erforschen, was die Kleinen vor Schäden bewahrt. Dazu befragen sie Herangewachsene, die trotz einer Vielzahl von Risikofaktoren eben keine groben Störungen oder Defizite aufweisen. Manche Forscher preisen solche Kinder gar als „Unverwundbare“, andere Experten bezeichnen das Phänomen zurückhaltender mit „Resilienz“, nach dem englischen Wort für Unverwüstlichkeit.

Der Erlanger Psychologe Friedrich Lösel etwa hat Jugendliche aus Heimen untersucht, die häufig in einem Multiproblem-Milieu aufgewachsen waren: in unvollständigen

Familien, in denen Alkoholmißbrauch, Gewalttätigkeit und soziale Not vorherrschten. Außerdem hatten seine Probanden zum Teil unter psychischen Problemen gelitten.

Auch die Studie Emmy Werners, einer Psychologin an der University of California in Davis, beschäftigt sich mit ähnlich belasteten Kindern. Die Forscherin mußte von über 700 Jungen und Mädchen, die 1955 auf Kauai, einer der Inseln des US-Staates Hawaii, geboren wurden, 200 als hochgradig gefährdet einstufen. Sie waren schon vor ihrem zweiten Geburtstag mindestens vier Risikofaktoren ausgesetzt gewesen, wobei Emmy Werner neben Armut, Streit und Trennung der Eltern auch medizinische Probleme bei der Geburt berücksichtigte sowie bestimmte Charakteristika von Vater oder Mutter – von geringer Schulbildung bis zu emotionaler Instabilität.

tiver als lange angenommen und weit widerstandsfähiger als jemals erwartet

Daß eine solche Häufung von Risiken die Belastungsfähigkeit von Kindern übersteigt, war lange einhellige Meinung der Forscher. Mit großer Sicherheit seien Entwicklungs- und Verhaltensstörungen zu erwarten – eine Prognose, der sich die meisten Laien wohl angeschlossen hätten. Für die Mehrheit der Belasteten trafen die Befürchtungen auch zu. Doch Emmy Werner stellte fest, daß etwa 30 Prozent ihrer hochgradig gefährdeten Kinder „zu fähigen jungen Erwachsenen heranwuchsen, die gut mit dem Liebes- oder Lebenspartner, Arbeit und Freizeit zurechtkamen“. Auch Friedrich Lösel fand für seine Studie genügend Heimbewohner, die ihre Belastungen gemeistert hatten.

Beide Forscher haben bei den „Davongekommenen“ eine Reihe von Schutzfaktoren identifiziert. Zum Teil lagen diese in der Persönlichkeit der Befragten: Widerstandsfähige Jugendliche reagierten auf Probleme aktiv und flexibel. Dabei half ihnen meist ein positives Konzept von sich selbst, denn sie waren selbstbewußt und hatten offenbar erfahren, daß sie bei Stress nicht hilflos sind. Die Übernahme von Verantwortung, etwa für Geschwister, wirkte sich ebenfalls günstig aus. Und auch wenn sie nur durchschnittlich intelligent waren, besaßen sie meist gute kommunikative Fähigkeiten.

Eine zweite Gruppe von Schutzfaktoren fand sich im sozialen Umfeld: Von überragender Bedeutung war eine intensive Bindung zu mindestens einem Erwachsenen – wenn die Eltern versagten, zu Großmutter, Onkel, Nachbarin oder einem Erzieher. Deren Vertrauen und Zuneigung verhinderten, daß die Kinder ins Bodenlose stürzten. Als sie älter wurden, schienen die Widerstandsfähigen besonders geschickt darin zu sein, sich solche Ersatzeltern zu suchen. Sie waren bei Klassenkameraden beliebt und verfügten daher

meist über einen großen Kreis von Freunden und Bekannten. Überdies waren sie zufriedener mit angebotener Unterstützung als ähnlich belastete Jugendliche; im Heim etwa nutzten sie die Angebote der Erzieher vermutlich effektiver und bewußter.

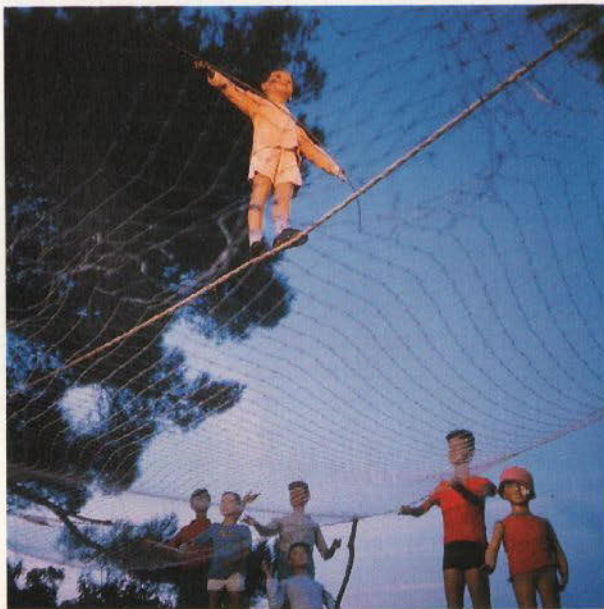
Doch die resilienten Kinder und Jugendlichen sind keineswegs „Superkids“. Das zeigte sich, als Friedrich Lösel seine Heimbewohner hinsichtlich der Schutzfaktoren mit einer Stichprobe „normaler“ Schüler verglich, mit Heranwachsenden also, die bei ihren Eltern lebten und unter keiner außergewöhnlichen Belastung litten. Die widerstandsfähigen Jugendlichen im Heim zeichneten sich lediglich durch einen deutlich aktiveren Umgang mit Problemen aus, sonst unterschieden sich die beiden Gruppen kaum.

Normale Kinder könnten in Krisensituationen also ebenfalls Schutzfaktoren aktivieren, um die Risikofaktoren aufzuwiegen. Doch sobald die Belastung eine bestimmte Grenze überschreitet, kann, so warnen die Forscher, die Waage bei jedem Jugendlichen zur falschen Seite kippen.

Resilienz-Studien liefern niemandem eine Ausrede, Kinder – im Vertrauen auf deren Widerstandskräfte – sich selbst zu überlassen. Denn die Schutzfaktoren entpuppen sich bei näherem Hinsehen als Erziehungsideale, die von den Eltern einzulösen sind: emotionale Bindung zu einer, besser mehreren Personen, ein gutes Selbstwertgefühl und aktiver Umgang mit Problemen. „Alle Kinder“, ergänzt Emmy Werner, „können Belastungen besser ertragen, wenn von den Erwachsenen in ihrer Umgebung ihre Selbständigkeit gefördert und ihnen vermittelt wird, wie man mit anderen richtig redet und umgeht.“ Eltern sollten „Hilfsbereitschaft und soziale Verantwortung vorleben“.

Das neue Bild in der Forschung belegt also zweierlei:

Beim Drahtseilakt des Lebens spannen Eltern das Sicherheitsnetz



Wir haben gar keine andere Wahl, als mehr Rücksicht auf die Bedürfnisse

Kinder brauchen Freiräume, da sie sich aktiv an der Gestaltung ihres Lebens beteiligen. Die Analyse der Widerstandskraft zeigt allerdings deutlich, wo diese Freiräume *nicht* liegen dürfen. Für den Drahtseilakt des Lebens sollten die Eltern zwar ein Sicherheitsnetz spannen – dann aber müssen sie ihre Kinder auch allein balancieren lassen.

Dieses Netz jedoch bildet sich nur, wenn Eltern auf ihre Sprößlinge eingehen. Sonst vermissen diese das Vorbild des Erwachsenen, der sie, wie Emmy Werner fordert, im Umgang mit anderen Menschen unterweist, soziale Verantwortung lehrt und die Welt erklärt.

„Orientierungswaisen“ werden solche Kinder bei der Diskussion über die Jugendgewalt oft genannt. Als Ursache für diese Fehlentwicklung benennen manche Experten und Politiker von rechts und links die antiautoritäre Erziehung: Deren Verfechter hätten es versäumt, Kindern Werte zu vermitteln und ihnen Grenzen zu zeigen. Doch bei der Kritik sind zwei Punkte zu berücksichtigen.

Erstens sind die Ideen der „68er“ kaum losgelöst vom historischen Kontext zu verstehen. Damals herrschte in Schule und Elternhaus noch die autoritäre Erziehung vor, die auf Einschüchterung und blindem Gehorsam beruhte. Die rebellierenden Studenten haben solche Methoden diskreditiert, sind aber bei der Suche nach einem Gegenmodell gescheitert. Ihr Glaube, Kinder entwickelten sich in Abwesenheit von Zwang und Führung von selbst zu idealen Menschen und entdeckten eigenständig soziale Verantwortung, stellte sich schon in den ersten Kinderläden als naiv heraus.

Zweitens folgten viele Eltern nur einer Bastardform des Ideals, verhielten sich egozentrisch und verantwortungs-scheu und überließen ihre Aufgaben häufig einem denkbar ungeeigneten Stellvertre-

ter: dem Fernsehen. „Antiautoritäre Erziehung wurde oft als Verzicht auf Erziehung gedeutet“, schreibt daher Beate Scheffler, Abgeordnete der Grünen im Düsseldorfer Landtag und selbst Mitglied der 68er-Generation. „Freiheit des Kindes“ heißt bei vielen Eltern, sich nicht zu kümmern.“

Der Grundfehler egozentrischer Eltern war, die von Kindern erwartete Autorität mit autoritärem Gehabe zu verwechseln und beides gemeinsam zu begraben – ein fataler Irrtum. Denn in der Erziehung bedeutet „Autorität weder Macht noch Zwang“, stellt der Gießener Politologe Claus Leggewie klar. Sie „schließt den Gebrauch von Zwang aus, und wo sie Gewalt braucht, hat sie schon versagt“.

Gänzlich ohne Verdienste ist die antiautoritäre Revolte indes nicht geblieben. Das meistgenannte Erziehungsziel etwa lautet bei Umfragen heute nicht mehr Sauberkeit oder Ordnung, sondern Selbständigkeit. Und ohne die Antithese zur autoritären Erziehung wäre die Synthese wohl nicht so weit verbreitet – und unbestreitbar gelingt es vielen Eltern, Autorität und Wärme zugleich auszustrahlen. Daß diese Kombination Kinder von Gewalt abhält, belegen auch Beispiele wie das der Laborschule in Bielefeld. Wo die Lehrer lange und intensiv mit *ihren* Schülern zusammen sind, zeigen die Unterrichtsräume kaum Spuren von Vandalismus.

Der zweite weitverbreitete Fehler bei der Behandlung von Kindern ist Überbehütung. Viele Eltern lassen ihren Nachwuchs trotz eines Sicherheitsnetzes nicht allein aufs Drahtseil. Oft besitzen sie gute Gründe dafür, haben etwa schlicht Angst um die Gesundheit der Sprößlinge, weil die Städte – etwa wegen des Straßenverkehrs – den Bedürfnissen der Kleinen kaum gerecht werden. Doch in ihrer verständlichen Furcht unterschätzen sie die Kompetenz ihrer Kinder allzuoft,

Wer den Flächenbrand der Gewalt löschen will, muß auch die Eltern stärken



des Nachwuchses zu nehmen. Denn unsere Kinder sind unsere Zukunft

denen es nicht bekommt, wenn die Eltern nur noch auf „Nummer Sicher“ gehen.

„In den Stadtlandschaften“, schreibt die Berliner Soziologin Helga Zeiher, „liegen jetzt die Kinderorte wie Inseln verstreut in einem Raum, der im übrigen für Kinder ungeeignet und gefährlich geworden ist.“ So behindern auch die zunehmenden Entfernungen die Selbstständigkeit von Mädchen und Jungen und fördern die Überbehütung. Denn meist müssen die Eltern als Chauffeure einspringen.

An die Stelle der spontanen Aktivität tritt dann Planung. Das Spiel mit Nachbarskindern, das auf Grund der abnehmenden

Kinderzahl ohnehin selten geworden ist, wird durch Kurse ersetzt: Computer programmieren, Malen, Tanzen, Basteln, Schwimmen, Tennis. Zwar kann das Kind seine Zeit jetzt nach Interesse verteilen, doch „die Kehrseite der Selbstbestimmung ist soziale Unverbindlichkeit“, warnt Helga Zeiher. Und die Autonomie bleibt beschränkt: „Es können nur Programme gewählt werden, in denen der Ablauf des Tuns vorgegeben ist, der Alltag wird aus Fertigbausteinen zusammengesetzt.“

Der Wunsch vieler Eltern, ihren Sprösslingen einen Vorsprung auf dem Lebensweg zu sichern, verstärkt noch den Drang zum überbehüteten, verplanten Kind. Wenn Sohn oder Tochter etwa nicht die gewünschten Schulnoten nach Hause bringen, wird schnell Nachhilfe verordnet. Einer Untersuchung der Universität Bielefeld gemäß sind schon in der ersten Klasse die Eltern jedes siebten ABC-Schützen unzufrieden mit den Ergebnissen, und am Ende der Grundschule, vor dem Sprung aufs Gymnasium, enttäuscht jedes dritte Kind. Durch diesen Leistungsdruck wird den Kleinen die Spontaneität geraubt, sie wachsen zu schnell auf, haben



Vertrauen und Zuneigung helfen, daß Kinder nicht ins Bodenlose stürzen

kaum Zeit oder Gelegenheit für Experimente, Spiel und eigene Aktivität.

Weder der Rückzug von Eltern aus dem Leben ihrer Kinder, noch die Überbehütung und Überforderung des Nachwuchses läßt sich kurzfristig abstellen. Doch immerhin könnte der Gesetzgeber vielen Eltern ihre Aufgabe erleichtern:

● Steuer- und Wohnungspolitik sowie der Sozialabbau benachteiligen besonders Familien mit Kindern. Wenn Eltern gegen den sozialen Abstieg kämpfen, hilft es wenig, eine verantwortungsvolle Erziehung einzuklagen. Wer etwa den Flächenbrand der Jugendgewalt löschen will, muß auch Erwachsene stärken.

● Organisierte Kinder- und Jugendbetreuung könnte viele Defizite ausgleichen. Doch öffentliche Gelder werden gestrichen – und die meisten Unternehmen bauen eher ein Parkhaus als einen Betriebskindergarten.

● Statt das 13. Schuljahr abzuschaffen und damit den Leistungsdruck zu erhöhen, sollten Politiker eine qualitative Reform der Schulen vorantreiben: Diese müssen zu Orten umgestaltet werden, wo Schüler selbständig lernen – betreut von Lehrern, die sich auch für die persönliche Entwicklung der Kinder engagieren können.

Diese Liste ließe sich noch lange fortsetzen, doch entscheidend kommt es auf einen Wandel unserer Denkweise an. Neue Gesetze helfen wenig, solange wir nicht bereit sind, den Kleinen mehr Respekt entgegen zu bringen. Dazu kann das neue Bild vom aktiven und widerstandsfähigen Kind beitragen. Eigentlich haben wir gar keine andere Wahl, als mehr Rücksicht auf den Nachwuchs zu nehmen, auf seine Kompetenzen, aber auch Schwächen. Denn es klingt zwar wie ein Klischee, ist aber die schiere Wahrheit: Unsere Kinder sind unsere Zukunft. □

Die gebore

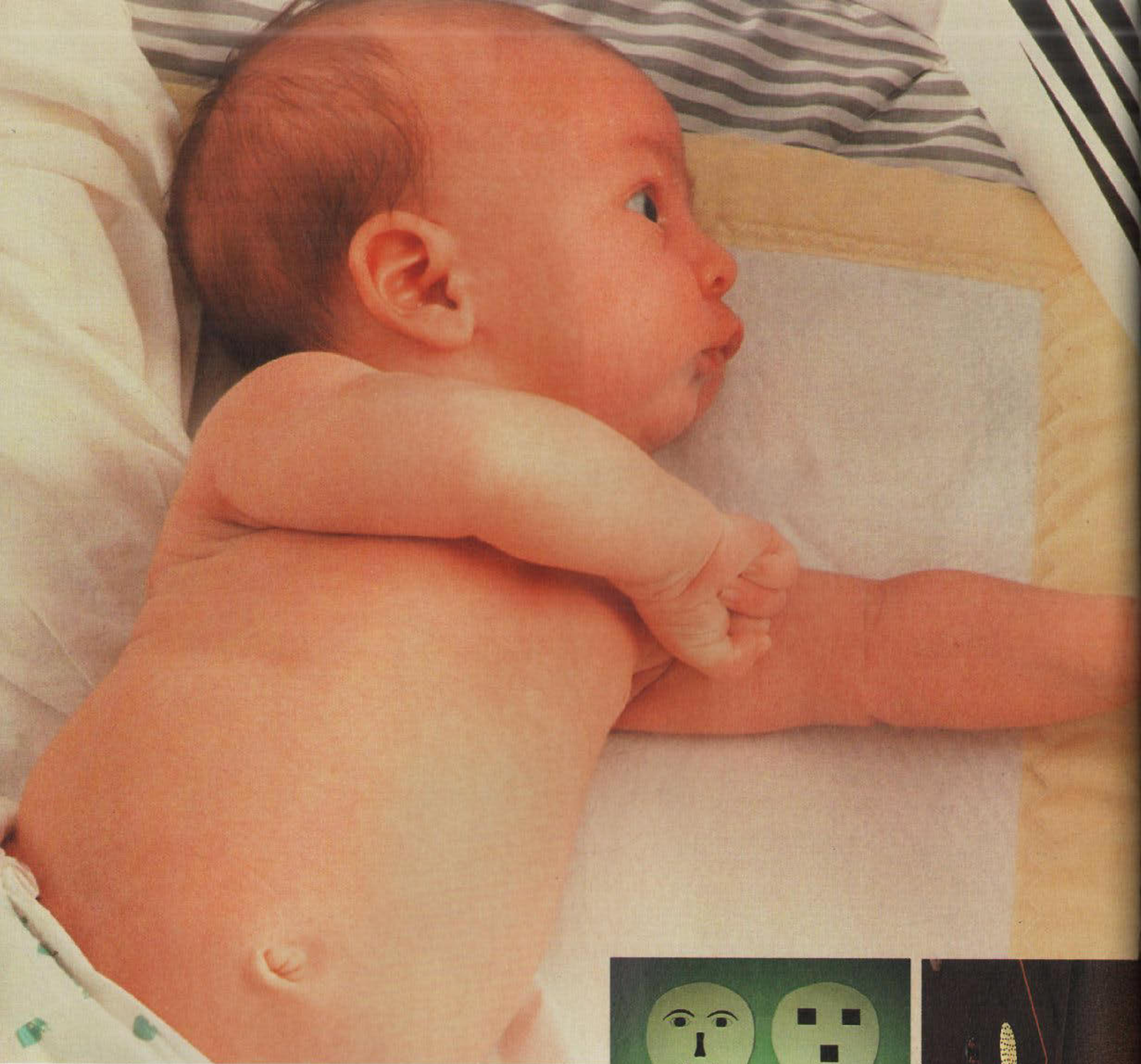


nen Experten

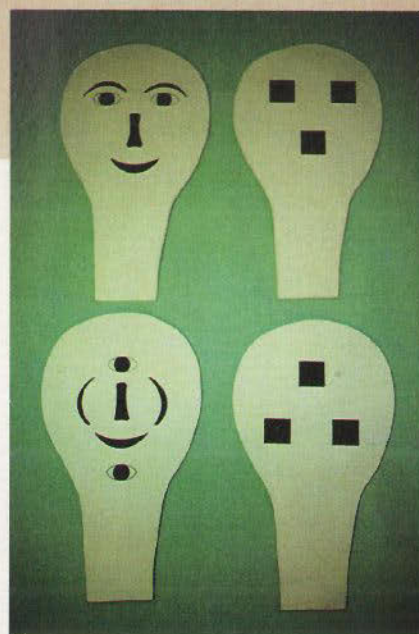
SÄUGLINGE

Gerade 20 Tage alt ist das Kind, das da einem Wissenschaftler – und mit ihm seiner ganzen Zunft? – die Zunge herausstreckt. Lange Zeit hatten die Gelehrten Neugeborene drastisch unterschätzt. Nach ungezählten Experimenten wissen sie heute, daß Babys schon mit wachen Sinnen und verblüffenden Fähigkeiten zur Welt kommen





Gesichter findet ein Baby von Anfang an faszinierend; sobald es kann, grapscht es auch danach. Mit Attrappen konnten Londoner Forscher zudem nachweisen, daß Neugeborene schon Minuten nach der Geburt Details erkennen: Die lebensnah gestalteten Schablonen fesseln ihre Aufmerksamkeit weit länger als die verfremdeten. Abstrakte Strichmuster wie in dem Versuch Frankfurter Wissenschaftler können Kinder jedoch erst mit sechs Monaten unterscheiden





Die Revolution in den Köpfen der Erwachsenen begann, als in irgendeinem Forschungslabor irgendein Neugeborenes sein Köpfchen zur Seite drehte. Vorbei war bald das Gerede vom „dummen Vierteljahr“, in dem Säuglinge angeblich kaum etwas von ihrer Umwelt bemerken, überholt die Bezeichnung „Reflexbündel“ und die Metapher „unbeschriebenes Blatt“, vom Tisch der Ausdruck „normaler Autismus“, der Babys bis zur neunten Woche an sozialen Kontakten hindere, passé schließlich Freuds Wort vom „Reizschutz“, der Kinder während der ersten Monate vor Eindrücken bewahre, die sie vermeintlich noch nicht verarbeiten können.

Statt dessen beschwören Babyforscher heute den „kompetenten Säugling“, ein aktives Kind mit verblüffenden Fähigkeiten, wachen Sinnen und ausgeprägten Vorlieben: Vom ersten Schrei an verspürt das Neugeborene nicht nur den Drang nach sozialen Kontakten, es hat auch die Gabe, diese anzuknüpfen, aufrechtzuerhalten und zu beenden. Zudem bringt das Baby ein Grundverständnis der Welt mit und erweitert sein Wissen unablässig, indem es Hypothesen über seine Umgebung bildet, diese mit der Realität vergleicht – und sich sichtbar freut, wenn seine Erwartungen erfüllt werden.

Den Schlüssel zu diesem Erkenntnis-schatz hielten die Forscher in den Händen, als sie erkannten, welche Art von „Antworten“ Säuglinge auf ihre „Fragen“ zu geben vermögen. Schon Neugeborene, deren Alter nach Stunden zählt, können die Muskeln von Mund, Augen und Hals ausreichend kontrollieren – etwa um die mütterliche Brustwarze zu finden und zu trinken, aber auch um hinzuschauen, wenn sie etwas interessiert, und wegzusehen, wenn das Erblickte sie langweilt.

Diese Grundfähigkeit jedes Säuglings, seine Aufmerksamkeit selber zu steuern, bildet die Basis der meisten Experimente. Forscher lassen die kleinen Probanden dabei Projektionswände, Schautafeln oder Gegenstände betrachten. Bei anderen Versuchen halten die Wissenschaftler Säuglinge vor Lautsprecher, setzen ihnen Kopfhörer auf oder stecken ihnen Schnuller mit einem elektronischen Druckwandler in den Mund, der Rhythmus und Stärke des Saugens registriert.

Und dann beobachten die Babyforscher, wie der Säugling reagiert: wie lange er hin- und wann er wegschaut, wie kräftig er saugt, ob er das Gesicht verzieht oder den Kopf wendet. So werden

im Labor aus den Kindern geistige Fähigkeiten herausgekitzelt, die sich im spontanen Verhalten meist erst viel später beobachten lassen – wenn überhaupt.

● Dreimonats-Babys gelang es bei einem Experiment des Teams um die Berliner Psychologin Hellgard Rauh, einen Diaprojektor scharf einzustellen: Der Druckwandler im Inneren eines Schnullers war mit dem Vorführgerät verbunden – die Kinder hatten schnell heraus, wie sie saugen mußten, um das Bild für einige Sekunden in den Fokus zu ziehen.

● Fünf Monate alte Kinder sahen zwei nebeneinander projizierte Filme. Der eine zeigte ein herannahendes, der andere ein wegfahrendes Auto. Sobald die kleinen Versuchspersonen dabei entweder ein lauter oder ein leiser werdendes Motorengeräusch hörten, schauten sie deutlich länger den Film an, der dazu paßte.

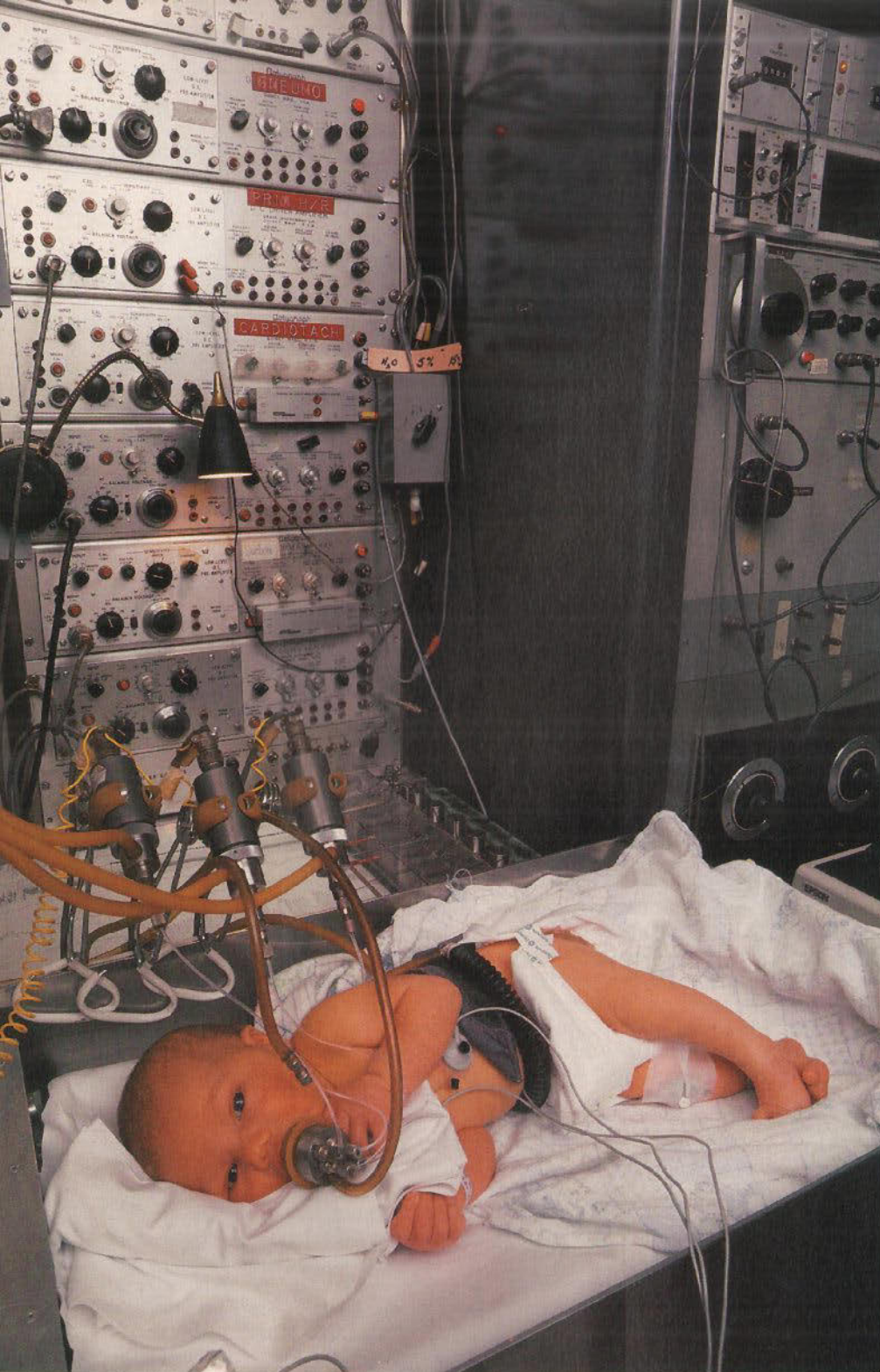
● Babys von drei Monaten wurden unter ein Mobile gelegt, das per Schnur mit Hand oder Fuß verbunden war. Sie hatten schnell heraus, wie sie strampeln mußten, um das Spielzeug zum Schwingen zu bringen. Auch als sie Tage später ohne Schnur unter das Mobile gelegt wurden, bewegten sie Arm oder Bein entsprechend.

● Bei einem Versuch mit Mäuse-Puppen demonstrierten fünf Monate alte Säuglinge erste Rechenkünste (siehe Grafik Seite 33). Karen Wynn von der University of Arizona zeigte den Kindern eine Figur auf einer Mini-Bühne und versteckte sie dann hinter einer Klappe. Anschließend schob sie eine zweite Maus hinter die Blende, entfernte diese Puppe aber manchmal heimlich wieder, bevor sie die Sicht freigab. Dann starrten die Kleinen deutlich länger hin, als wenn ihre Erwartung erfüllt wurde.

● Neugeborene von zwei Wochen zeigten deutliche Unruhe, wenn sie zwar sahen, daß ihre Mutter den Mund bewegte, dazu aber eine fremde Frauenstimme hörten. Ebenso schauten sie irritiert drein, wenn die Stimme der Mutter von der Seite aus einem Lautsprecher kam. Offenbar erwarteten sie, die vertraute Stimme aus der richtigen Richtung, also aus dem Munde der Mutter, zu hören.

● Sechs Tage alte Kinder imitierten die Mimik Erwachsener, zum Beispiel wenn ihnen ihr Vater die Zunge herausstreckte. Sie glichen also Gesehenes und eigene Bewegungen ab – ohne zu wissen, daß der Muskel in ihrem Mund Papas Zunge entspricht, ohne zu ahnen, wie sie selbst aussehen, weil sie sich noch gar nicht im Spiegel erkennen können.

Gerade diese banal erscheinende Fähigkeit macht deutlich, wie sehr die angeborene Verhaltensausstattung des Neu-



Hilflos scheint das Baby den Apparaten ausgeliefert zu sein. Dabei reguliert es sein Wohlbefinden aktiv. Bei diesem Experiment saugt das Kind um so häufiger am Schnuller, je weniger süß die Lösung in den Schläuchen ist

geborenen darauf ausgelegt ist, in Kontakt mit Erwachsenen zu treten. Denn durch Imitation, Anschmiegen und Lächeln „belohnt“ es seine Eltern für ihre Mühen. Schließlich liefern sie dem hilflosen Wesen nicht nur Wärme, Nahrung und Schutz – sie sind sein Tor zur Welt. Zudem kann der Säugling seine Mutter schon nach wenigen Tagen identifizieren: Er kennt ihre Stimme, unterscheidet ihren Milchgeruch von dem einer Fremden und schaut seine Mutter viel länger an als eine Frau mit gleicher Haarfarbe.

Auf ähnliche Weise versuchen Forscher auch zu klären, was Säuglinge am liebsten ansehen. Meist zeigen sie ihren kleinen Probanden zwei Objekte und registrieren, welches sich länger in den Pupillen spiegelt: Offenbar betrachten Babys bewegte Gegenstände lieber als stillstehende, ziehen dreidimensionale Objekte flachen vor und bevorzugen starke Kontraste, gebogene Linien, spitze Winkel sowie Muster, die um eine vertikale Achse symmetrisch sind. Diese Eigenschaften prägen auch das Gesicht, dessen Mienenspiel das Kind daher schnell erkennt. Spätestens mit fünf Monaten kann es die mimischen Ausdrücke von Überraschung, Freude oder Traurigkeit auseinanderhalten, ohne allerdings die Gefühle dahinter zu verstehen.

Jedoch bleiben all diese Ergebnisse lediglich amüsante Anekdoten, solange sie sich nicht in ein Gesamtbild der Entwicklung einordnen lassen. Etliche Forscher versuchen zu erkennen, was die Umbrüche und rasanten Veränderungen letztlich vorantreibt. Der US-Psychologe Daniel Stern etwa glaubt, viele der erstaunlichen Fähigkeiten, besonders jedoch die intensiven sozialen Kontakte, dienen dem Aufbau eines Selbstempfindens. In Spiel und zärtlicher Zwiesprache mit den Eltern komme das Kind Stufe für Stufe zur Erkenntnis, ein eigenständiger Mensch zu sein.

Beim Stillen etwa, so der in Genf lehrende Forscher, verbindet der Säugling die unterschiedlichen Eindrücke von seiner Mutter langsam zum Bild einer von ihm selbst getrennten Person – beginnend vielleicht mit Anblick und erfüllter Form ihrer Brust. Später ordnet er noch den Geruch der Milch, den Schimmer ihrer Augen und den Klang ihrer Stimme in seine Vorstellung ein. Nuckelt er hingegen an seiner Faust, fühlt er mit dem Mund die eigenen Finger, mit der Hand die eigenen Lippen und lernt so etwas über sich selbst.

Ganz anders als Stern erkennt der Harvard-Psychologe Jerome Kagan hinter den verblüffenden Kompetenzen des Ba-

bys die schrittweise Reifung des Wahrnehmungs- und Denkkapparates: „Die ersten Ideen des Kindes werden durch die Funktion des Gehirns begrenzt, und seine Ängste, das Selbstempfinden und die Schlußfolgerungen müssen warten, bis die entsprechenden kognitiven Fähigkeiten vorhanden sind.“

Eine Mittelposition nimmt die Berliner Psychologin Hellgard Rauh ein. Die Umbrüche seien weder allein durch soziale Kontakte noch durch kognitive Reifung bedingt. „Wir können die frühen Kompetenzen, etwa das Nachahmungsverhalten des Neugeborenen, als einen Vorschuß ansehen, mit dem der Säugling die ersten Lebenswochen ohne Schaden übersteht. Unter diesem biologischen ‚Schutzschild‘, der später zum großen Teil abgebaut wird, erwirbt er die Ansätze für sehr viel flexibleres und durch Lernen beeinflussbares Verhalten.“ Später würden dann sämtliche kindlichen Leistungen, auf sozialem und kognitivem Gebiet, wieder und wieder reorganisiert.

Den Testfall für diese Thesen stellen die Entwicklungsschübe im ersten Jahr dar, die das gesamte Verhalten des Kindes in kurzer Zeit verändern – nach etwa zwei bis drei sowie nach sieben bis neun Monaten.

Beim ersten Sprung erleben Eltern ihr Kind plötzlich als neuen Menschen. Der Säugling lächelt zurück und sucht immer häufiger Augenkontakt. Daniel Stern sieht diese „sozialen“ Qualitäten als Ausdruck der auftauchenden Fähigkeit, zwischen „selbst“ und „anderen“ zu unterscheiden.

Zugleich wird das Kind nun viel aufmerksamer und achtet verstärkt auf kleine Variationen des Bekannten. Jerome Kagan interpretiert dies als Folge einer Reifung des Hirns. Das Baby könne seine Erlebnisse bereits mit einem kleinen Schatz von Erinnerungen vergleichen.

Außerdem fängt der Säugling jetzt an, zu gurren und zu vokalisieren; er „erzählt“ bisweilen lange Geschichten. Eine neue Atemtechnik gibt ihm mehr Kontrolle über Ausatmung und Stimme. Dafür verliert er jedoch die Fähigkeit, gleichzeitig zu atmen und zu schlucken, die ihn bislang vor dem Verschlucken bewahrt hatte – ein Beispiel für das Schwinden des Schutzschilds, unter dem das Kind neue Kompetenzen erwirbt.

Nach sieben bis neun Monaten macht das Baby einen weiteren Sprung. Es versucht jetzt, in unbekannten Situationen, die Gefühle von Erwachsenen zu erkennen, etwa der Mutter: Wenn sie ihr Kind ermutigend anschaut, exploriert es frohgemut weiter, macht sie dagegen ein ern-



Schon früh funktioniert das Gedächtnis. Drei-Monats-Babys begreifen bei diesem psychologischen Versuch nicht nur schnell, wie sie das Mobile zum Schwingen bringen können, sondern erinnern sich auch Tage später noch, mit welchem Bein sie dazu strampeln müssen

stes Gesicht, bricht es seine Aktivität oft ab. Zu diesem Verhalten, der „sozialen Bezugnahme“, ist das Kind laut Stern nur fähig, weil es Emotionen und Erwartungen bei sich selbst und anderen Menschen erkennen und unterscheiden kann.

Weitere neue Fähigkeiten beruhen, ganz im Sinne Kagens, größtenteils auf der Entwicklung des Gedächtnisses. So erkennt das Kind, daß auch Dinge weiterexistieren, die nicht mehr oder nicht mehr ganz zu sehen sind. Über Ansätze der sogenannten Objektpermanenz verfügt es zwar schon mit fünf Monaten, wie Experimente im Labor zeigen; aber erst mit etwa acht Monaten beginnt das Kind, nach Gegenständen zu suchen, die ver-

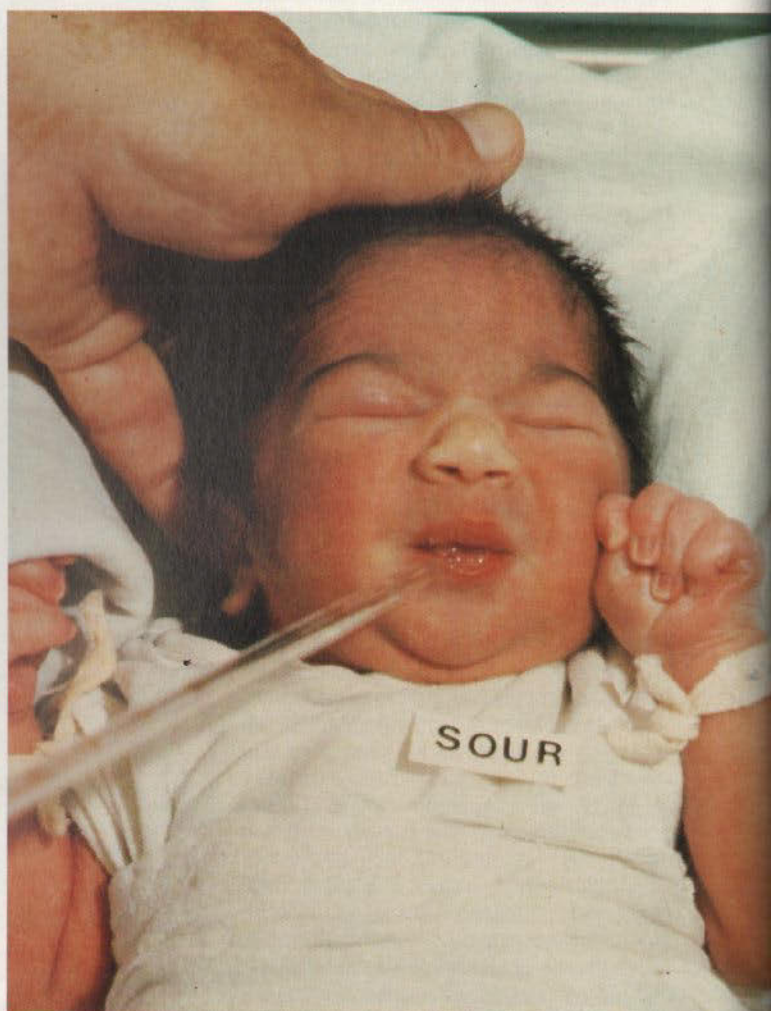
steckt werden – weil es sich erinnert, wo es sein Spielzeug zuletzt gesehen hat.

Und schließlich beginnt das Kind in dieser Zeit zu fremdeln. Es kann das Aussehen vertrauter Personen jetzt aktiv aus seinem Langzeitgedächtnis zurückrufen und mit einem fremden Gesicht vergleichen. Aber es ist noch nicht in der Lage, angemessen auf eine unbekannte Person zu reagieren. „Dieses Versagen ist typisch für eine Umorganisationsphase“, sagt Hellgard Rauh. „Die eine Fähigkeit ist bereits da, die notwendige zweite muß noch mühsam gelernt werden.“

In solchen Umbruchperioden, wenn sich seine Kompetenzen quasi von Tag zu Tag wandeln, braucht das Baby seine El-

tern besonders. Denn Mütter und Väter haben die Anlage, sich dem wachsenden Können und den neuen Interessen ihres Spröblings intuitiv anzupassen. Ihre veränderten Reaktionen, sagt Daniel Stern, geben dem Kind eine wichtige neue Empfindung von sich selbst. Wissenschaftler sehen Entwicklung daher heute als Aufgabe, die Eltern und Kind gemeinsam bewältigen.

„Am Anfang haben wir uns gefragt, was das eigentlich genau ist, die Mutterliebe“, schildert Mechthild Papoušek die Ursprünge der Elternforschung. Mit ihrem Mann Hanuš ist die Münchner Psychologin inzwischen dem Verhalten nicht nur der Eltern, sondern aller Erwachse-



Zuckerwasser schmeckt dem Neugeborenen sichtlich. Der Hang zum Süßen ist offenbar angeboren, denn vor dem Versuch hat das wenige Stunden alte Kind noch keine Milch bekommen, deren Geschmack diese Vorliebe hätte auslösen können

nen gegenüber Säuglingen auf die Spur gekommen.

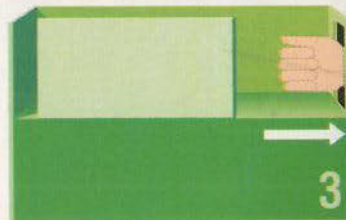
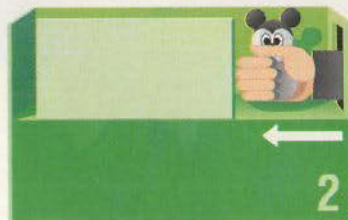
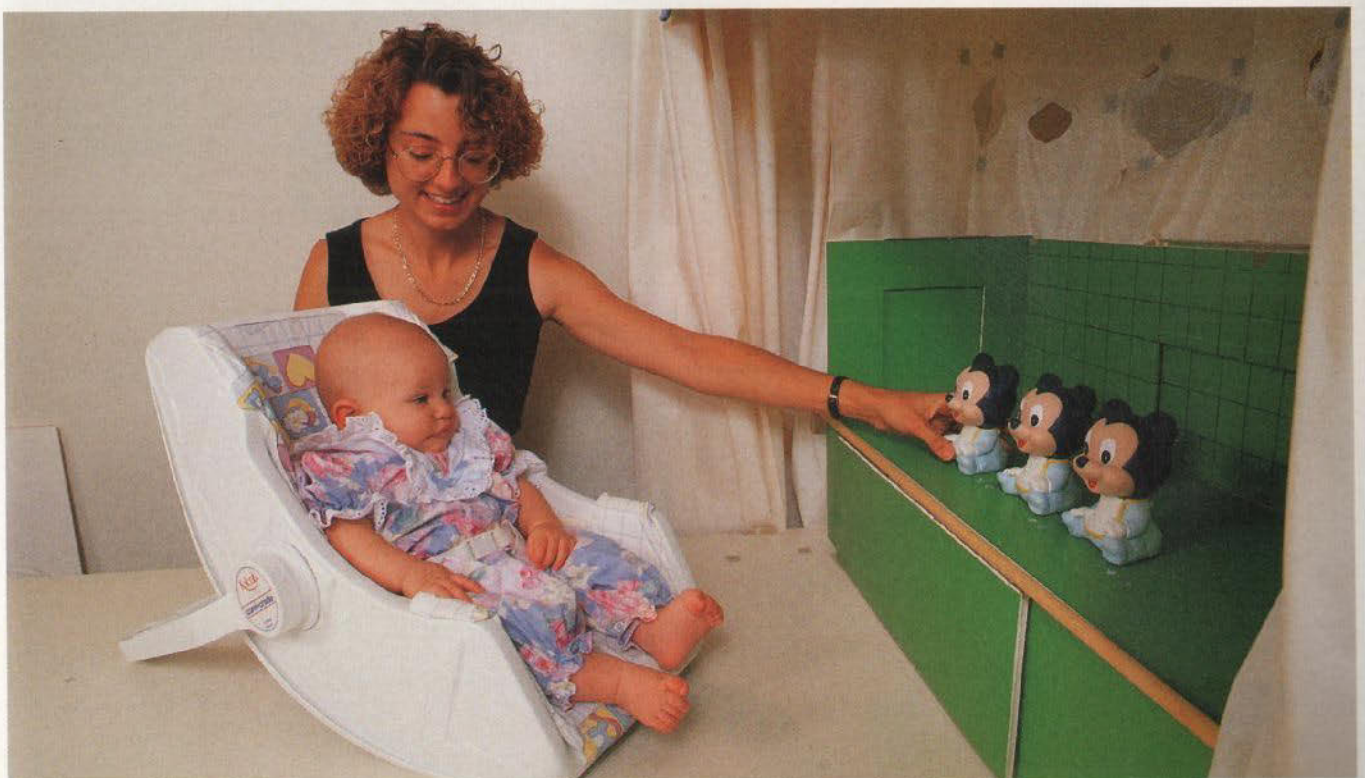
So suchen selbst Menschen automatisch Augenkontakt zu einem Neugeborenen, die überzeugt sind, es könne noch gar nichts sehen. Dabei kommt praktisch jeder dem Kind so nahe, daß der Abstand zwischen den Augenpaaren etwa 20 Zentimeter beträgt – die optimale Blickdistanz des Babys. Für den hergestellten Kontakt wird das Kind dann mit einem universellen Gruß belohnt: weit aufgerissene Augen, geöffneter Mund, zurückge-
neigter Kopf. Diese Reaktion erfolgt nach 200 bis 800 Millisekunden, also so schnell, daß sie nicht absichtsvoll ausgelöst sein kann, sondern nur intuitiv.

Die Erwachsenen betätigen sich zudem „unbewußt als Spiegel und Echo“, sagt Mechthild Papoušek. Sie imitieren den Gesichtsausdruck des Säuglings, lächeln zurück, wiederholen Gurrlaute. Das ist so schwer zu unterdrücken, daß mancher Vater beim Füttern schon mal automatisch die Lippen stülpt und ein „Pfff“ nachhäft – um dann zu merken, daß er sein Baby besser nicht ermutigen sollte, mit vollem Mund zu prusten.

Beim Spiel führen Eltern ihr Kind intuitiv über den schmalen Grat zwischen Überforderung und Langerweile. Sie benutzen nur wenige, überdeutliche Signale und wiederholen diese vielfach. Jedesmal

variieren sie ihre Äußerung ein wenig, um Gewöhnung zu vermeiden, behalten die Grundstruktur aber bei. Beim Versteckspiel würden sie etwa rufen: „Ja, wo ist denn meine Süße? Ja, wo ist sie denn? Ja, wo hat sie sich versteckt?“ Dabei benutzen sie stets die gleiche ansteigende Melodie, wählen aber andere Worte. (So fördern sie auch den Spracherwerb; siehe Seite 40.)

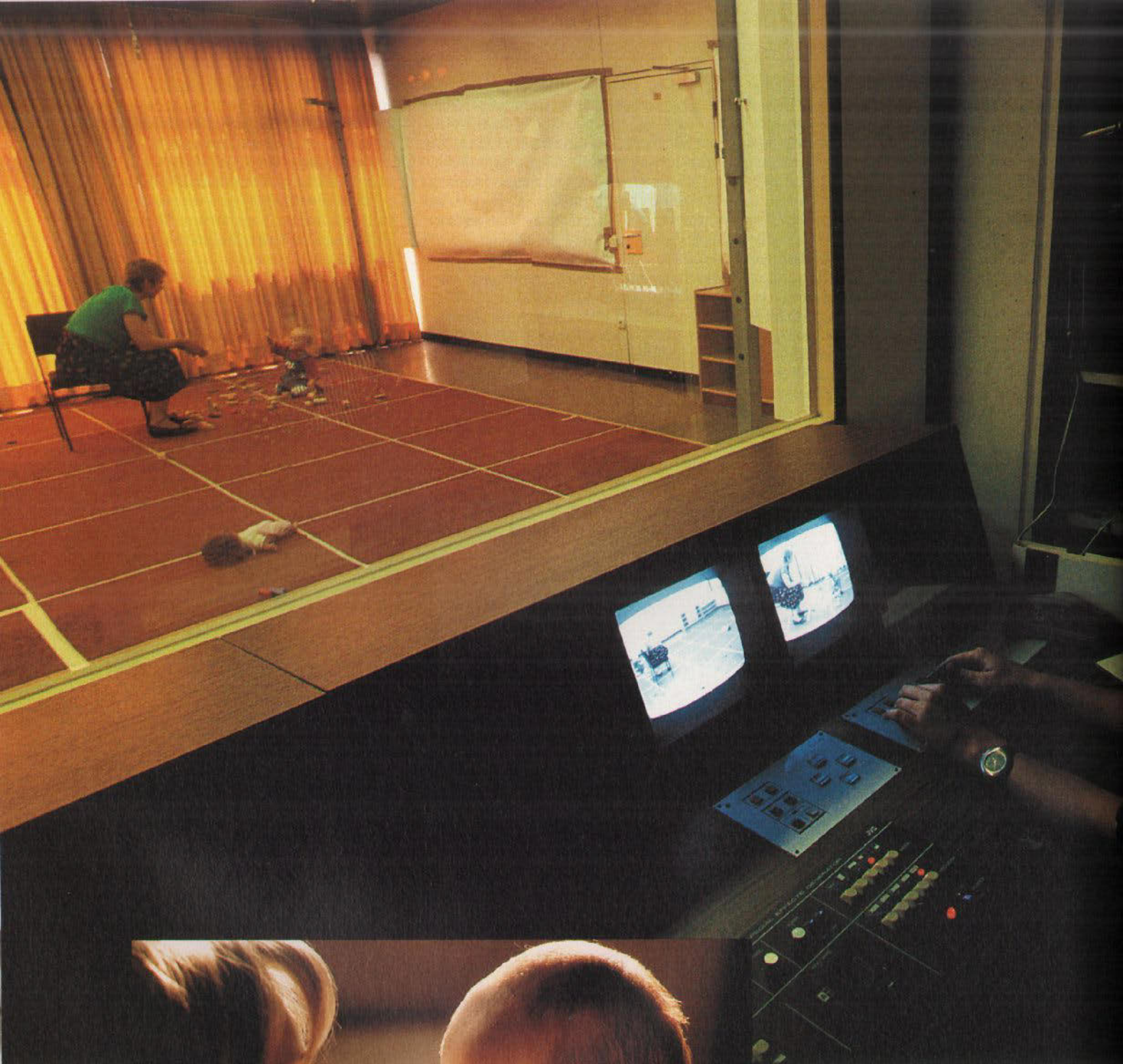
Und schließlich zeigen Eltern ihrem Kind intuitiv, daß sie dessen Gefühle verstehen können: Um es etwa wissen zu lassen, daß sie die Freude über ein wiedergefundenes Spielzeug nachvollzieht, „übersetzt“ die Mutter das stolze, langsam verschwindende Lächeln des Babys



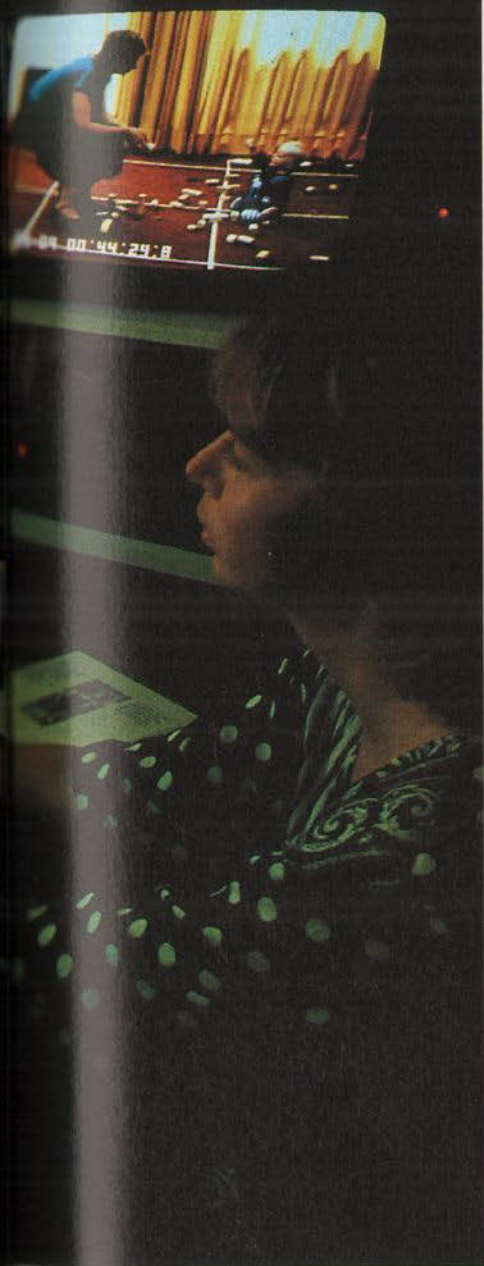
GEO-Grafik



Rechnen schon mit fünf Monaten: Forscher aus Arizona zeigten Babys eine Bühne mit einer Mickymaus (1). Dann klappte ein Schirm hoch, und eine Hand stellte die zweite Maus dahinter (2, 3). Nach Entfernung der Sichtblende erwarteten die Säuglinge, zwei Figuren zu erblicken (A). Wenn sie jedoch nur eine (B) oder drei Mäuse zu sehen bekamen, starrten sie deutlich länger hin



Durch eine verspiegelte Scheibe beobachtet eine Psychologin in Osnabrück, wie ein elfmonatiger Junge die fremde Umgebung erobert. Dank des Rasters auf dem Boden kann die Videokamera festhalten, wo das Kind wann spielt – und wie seine Mutter darauf reagiert. Denn auch die Eltern sind stärker ins Blickfeld der Forschung gerückt: Sie erfüllen die Bedürfnisse des Kindes intuitiv



in den Ausruf „JaaaAaaa“. Mit der erst aufsteigenden, dann abfallenden Tonhöhe spiegelt sie dabei die kindliche Emotion synchron wider. Diese sogenannte Affektabstimmung tritt nach Daniel Sterns Beobachtungen etwa vom neunten Lebensmonat des Kindes an zutage.

„Intuitive elterliche Fürsorge“, faßt Mechthild Papoušek zusammen, „scheint geradezu darauf angelegt zu sein, das Kind von Geburt an als autonomen Partner zu behandeln und dessen Selbstwahrnehmung zu unterstützen.“ Die Fähigkeiten beider greifen dabei reibungslos ineinander und ermöglichen genau die Interaktion, die im Moment die Entwicklung des Kindes optimal fördert. „Das weist auf eine Koevolution hin.“

Während die Münchner Psychologin also die Universalien der Eltern-Kind-Beziehung betont, untersucht das Regensburger Forscher-Ehepaar Karin und Klaus Grossmann, wie unterschiedlich die emotionale Bindung bei individuellen Mutter-Baby- oder Vater-Baby-Paaren nach dem ersten Lebensjahr sein kann.

Eltern müssen in dieser Zeit prompt, angemessen und zuverlässig auf die Bedürfnisse ihres Kindes reagieren. „Die notwendige Feinfühligkeit ist prinzipiell angeboren“, sagt Klaus Grossmann, „aber sie kann gehemmt werden, etwa durch Armut oder Krieg, durch persönliche Erfahrungen der Eltern oder kulturelle Einflüsse, die etwa eine Mutter daran hindern, ihr schreiendes Kind sofort in den Arm zu nehmen, weil sie es dadurch angeblich verwöhnt.“

Das Baby wiederum lernt im ersten Jahr, wie seine Eltern reagieren, wenn es sein Bedürfnis nach Zuwendung etwa mit Weinen oder Anklammern zeigt. Die Summe solcher Erfahrungen messen die Grossmanns in der „Fremden Situation“. Dabei beobachten sie eine Frau und deren einjähriges Kind in einem attraktiven Spielzimmer per Videokamera. Nach einer Weile, wenn der Sprößling begonnen hat, die Umgebung zu erkunden, läßt ihn die Mutter in dem fremden Raum allein.

Am Verhalten des Kindes bei Rückkehr der Mutter lesen die Forscher die Stärke der Bindung ab. Läuft es gleich zu ihr, etwa um seinen Kummer zu zeigen und sich trösten zu lassen, wird es als „sicher gebunden“ klassifiziert. Es weiß, daß es sich mit seinen Bedürfnissen an die Mutter wenden kann. Spielt es jedoch scheinbar ungerührt weiter oder läßt es sich nicht trösten, ordnen es die Grossmanns in eine von drei „unsicher gebundenen“ Kategorien ein.

Das ist zunächst eine unverständliche Wertung, denn gerade das Weiterspielen wird in Deutschland oft positiv bewertet.

Die Regensburger Wissenschaftler konnten jedoch mit physiologischen Daten untermauern, daß auch die so selbständig wirkenden Kinder unter der Trennung gelitten haben: Eine halbe Stunde nach dem Test wies ihr Speichel erhöhte Konzentrationen des Stresshormons Cortisol auf. Die Einjährigen trauten sich also nicht, so die Interpretation der Forscher, den Schmerz zu zeigen, weil sie zu viele Zurückweisungen erfahren hatten.

Solche Ablehnungen können Schatten auf die Zukunft werfen. Das Verhalten jedes Kindes wird beherrscht vom feinen Wechselspiel zwischen dem Bedürfnis, sich seiner Bindung rückzuversichern, und dem Drang, seine Umwelt zu erkunden. Eine unsichere Beziehung zu den Eltern stört diese Balance. So stellten die Grossmanns und ihre Mitarbeiter vier Jahre später deutliche Persönlichkeits-Unterschiede fest: Kinder, die mit einem Jahr sicher gebunden gewesen waren, konnten sich im Schnitt doppelt so lang konzentrieren und waren in Streitsituationen sozial kompetenter.

Die Ursachen für eine unsichere Bindung zwischen Kind und Vater oder Mutter liegen zum Teil in der Jugend der Eltern. Eine „unglückliche Kindheit“ allein verurteilt jedoch niemanden zu mangelhaften Beziehungen mit seinen Kindern. Wer schlechte Erinnerungen gut verarbeitet, sich also klarmacht, was genau ihm selbst damals gefehlt oder was ihn bedrückt hat, besitzt gute Chancen, den Teufelskreis zu durchbrechen.

Ohnehin brauchen Eltern nicht zu fürchten, ihren Kindern durch gelegentliches Fehlverhalten im ersten Jahr, durch wenig sensible oder unbeherrschte Reaktionen nachhaltig zu schaden. „Alle Eltern machen immer auch Fehler“, sagt etwa Mechthild Papoušek, „das gehört wohl zu den wichtigen Erfahrungen des Kindes dazu. Es muß ja auch lernen, daß Fehler reparabel sind.“ Die Münchner Psychologin hält eher übertriebene Kopflastigkeit für das Hauptproblem beim Umgang mit kleinen Kindern: „Eltern sollten sich einfach auf ihre Intuition verlassen, Schuldgefühle sind ganz fehl am Platz.“

Auf ähnliche Weise sucht Hellgard Rauh Mütter und Väter zu beruhigen: „Gesunde Kinder geben ihren Eltern etwa zwei Jahre Zeit, ihr schwieriges Geschäft zu erlernen. So lange verzeihen sie die alltäglichen kleinen Fehler – sofern diese sich nicht regelmäßig wiederholen und einschießen.“ Beim Umgang mit ihrem Kind sollten sich Eltern vor allem an einem orientieren: „Das Miteinander muß beiden Partnern Spaß machen!“ □



Die Schule der Sinne

Erfahrungen mit der Schwerkraft macht der werdende Mensch bereits im Mutterleib. Und schon dort entwickelt sich seine Fähigkeit, Balance zu halten – die äußere wie die innere. Der Gleichgewichtssinn ist der Vater aller Sinne, ein natürliches Entwicklungshilfe-Programm fürs Leben

VON KATHARINA ZIMMER · FOTOS: HEINER MÜLLER-ELSNER

Baby Jane hat genug. Ihr Köpfchen fällt zur Seite, sie schließt die Augen, läßt die Arme schlaff herunterhängen und schläft unversehens ein. Kein Wunder: Sie ist gerade erst 50 Stunden alt und hat soeben eine überraschende Leistung gezeigt. Ein Psychologenteam um Anthony DeCasper von der University of South Carolina hatte Baby Jane drei kurze Geschichten vom Band vorgespielt. Dabei war das Gerät mit einem Schalter in einem Schnuller verbunden, den das Kind mit seinem Saugrhythmus „betätigen“ konnte, wenn es eine Story besonders mochte – und dies war nach mehreren Versuchen regelmäßig die von Janes Mutter vorgelesene Geschichte.

Eine Fülle ähnlicher Experimente hat Entwicklungsforschern gezeigt, daß Kinder mit erstaunlichen Fähigkeiten zur Welt kommen (siehe auch Seite 26). Viele dieser Kompetenzen setzen eine Art „Wahrnehmungs-Verbund“ voraus, eine Zusammenarbeit aller Sinne, die Kinder schon im Mutterleib erworben, ja regelrecht „gelernt“ haben müssen. Baby Jane erkannte nicht nur die Stimme ihrer Mutter, sondern verband das Hörerlebnis mit einem Saugrhythmus, wozu sie die Berührungsreize des Schnullers in ihrem Mund verarbeiten und aktiv in einen bestimmten Takt bringen mußte.

Eine weitere Voraussetzung für Baby Janes Leistung kam allerdings von außen. Wenn Eltern ihre Neugeborenen aufrecht halten und dabei fest und sicher im Gesäß und Nacken abstützen, überraschen die Kleinen – wie die Kinderneurologin Inge Flehmig beobachtet hat – mit einer erstaunlich aufmerksamen Mimik sowie Verhal-

tensweisen, die Laien erst bei älteren Kindern erwarten. Die aufrechte Haltung, erklärt die Leiterin des Hamburger Instituts für Kindesentwicklung, stimuliert den Gleichgewichtssinn, der wiederum Säuglingen zu einer optimalen Aufmerksamkeit und Leistungen à la Baby Jane verhilft.

Das Gleichgewicht spielt im Leben des Menschen eine besondere, doppelte Rolle. Zum einen ist die Wahrnehmung der Schwerkraft der erste Sinn, der sich im Mutterleib entwickelt. Im ersten Lebensjahr geben Fortschritte beim Kampf ums Gleichgewicht dem Kind dann wichtige Entwicklungsimpulse: Sobald es sitzen kann, hat es beide Hände frei, um Spielzeug zu greifen und zu untersuchen; und das Krabbeln sowie später das Laufen erweitern die Reichweite seines Forscherdranges entscheidend.

Zum anderen strebt jedes Lebewesen ständig nach einer inneren Balance, die sein Wohlbefinden, ja sein Überleben ermöglicht: Wissenschaftler bezeichnen diese Tendenz zum Ausgleich, zur aktiven Herstellung möglichst konstanter Bedingungen mit dem Begriff „Homöostase“. Damit sind meist nicht nur Hormonhaushalt und die Steuerung des Flüssigkeitsgleichgewichts von Nährstoffen gemeint, die in den Körper hinein- und wieder herausströmen, sondern auch eine Selbstregulation der Balance in Geist und Psyche.

„Ich muß mein inneres Gleichgewicht wiederfinden“, sagen wir Erwachsene in besonders schwierigen Lebenssituationen. Für ein Kind, das sich noch entwickeln muß, ist die äußere wie die innere Balance von noch größerer Bedeutung. Sie erst ermöglicht die optimale Entfaltung aller Sinne und damit letztlich die mensch-

lichste aller Fähigkeiten, nämlich sich selbst und die Welt bewußt zu erfahren, zu lernen und sogar sich in ein soziales Umfeld hineinzufinden.

Denken wir an zwei Kinder, die auf einer Wippe sitzen. Schon um nicht herunterzufallen, müssen sie außer ihrem Gleichgewichtssinn fast alle anderen Wahrnehmungen gemeinsam einsetzen: ihre Eigenwahrnehmung – die „Propriozeption“ – meldet, wie stark die Muskeln angespannt und die Gelenke gebeugt sind; ihr Tastsinn erspürt den Sitz unter dem Gesäß und den Boden unter den Füßen; ihr Gehör registriert das geräuschvolle Auf und Ab der Wippe und liefert somit zusätzliche Informationen über den Schaukelrhythmus; ihr Gesichtssinn schließlich erfaßt präzise, wie sich ihre Position im Raum ständig verändert.

Die Symphonie der Sinne ermöglicht es den Kindern auch, das Spiel fortzusetzen: Im Takt des Wippens regulieren sie wiederum mit Augen, Muskeln, Gefühl und Gleichgewicht mühelos ihre Haltung auf dem jeweiligen Brettende, verlängern oder verkürzen so den Abstand zur Mitte und stoßen sich im richtigen Moment mit den Beinen kräftiger oder schwächer ab. Und beide haben ihren Spaß dabei, lassen ihr Spiel weder zu langweilig noch zu wild werden.

Babys nehmen die Mutter mit vielen Sinnen wahr

Kinder regulieren also ihr äußeres und ihr inneres Gleichgewicht durch ein erstaunliches Wechselspiel der Sinne, das Wissenschaftler „Integration“ nennen. Wirklich abgeschlossen wird dieser Entwicklungsprozeß niemals. Auch als Erwachsene erreichen wir nur unterschiedliche

Stufen der Perfektion: Ein Tänzer, der die Schwerkraft fast zu überwinden scheint, verfügt sicherlich über eine bessere Integration seiner Sinne als jemand, der schon hinfällt, wenn er auf der Bordsteinkante balanciert. Der Tolpatsch mag dafür psychisch ausgeglichener sein.

Der Weg zur integrierten Wahrnehmung beginnt offensichtlich nicht erst bei der Geburt, denn auch Neugeborene erkunden ihre Umwelt schon mit mehreren Sinnen gleichzeitig. In der Tat funktionieren alle Sinne bereits im Mutterleib; mit Ausnahme des Sehens, das erst im Licht der Welt vollständig erlernt werden kann. So erkennt das eben zur Welt gekommene Baby seine Mutter zwar nur schlecht mit den Augen. Es kann jedoch aus der Kombination mehrerer Sinnesindrücke – wie sie sich bewegt, wie ihre Stimme klingt, wie sie riecht – eindeutig erschließen, wer „Mama“ ist.

Forscher, die verstehen wollen, wie diese erstaunliche Leistung zustande kommt, untersuchen nicht nur das Werden einzelner Sinnesorgane, sondern auch Wachstum und Funktion ganzer „Wahrnehmungssysteme“. Dazu zählen die angeschlossenen Nervenbahnen zum und die entsprechenden Regionen im Gehirn. Dieses verarbeitet, vergleicht und bewertet die Informationen in komplizierter, noch wenig verstandener Weise, vermittelt sie weiter – auch von einem System zum anderen – und setzt, wenn nötig oder erwünscht, Handlungen in Gang.

Schrittmacher für das Zusammenspiel der Sinne schon beim Ungeborenen scheint das Gleichgewichtssystem zu sein, auch „Vestibulärsystem“ genannt. Es besteht aus dem Labyrinth, dem Gleichgewichtsorgan im Ohr, und

speziellen Regionen im Gehirn: Neben dem Kleinhirn, das an der Feinsteuerung der Körperbewegung und -haltung beteiligt ist, sind dies vor allem die „vestibulären Kerne“, besondere Nervenzellformationen an der Grenze zwischen Hirn und Rückenmark.

Berührungsreize lassen Nerven wachsen

Schon zwischen der sechsten und achten Schwangerschaftswoche beginnt sich das Gleichgewichtsorgan im Ohr zu formen. Seine Nervenbahnen bilden sich bis zur zehnten Woche und stabilisieren sich um die 21. Woche – früher als bei anderen Sinnen. Wie alle sich neu bildenden Organe funktioniert das Vestibulärsystem von seinem Entstehen an, also bevor es „ausgereift“ ist, und fördert damit seine eigene Weiterentwicklung. In dieser sogenannten Selbststabilisierung erkennen Wissenschaftler inzwischen ein Grundprinzip menschlichen Wachstums.

Zugleich begünstigt der Gleichgewichtssinn schon im primitiven Stadium Wachstum und Verknüpfung der Nervenetze aller anderen Wahrnehmungssysteme. Als erstes wird der Tastsinn angeregt. Das ungeborene, von der Mitte des dritten Monats an Fetus genannte Kind schwimmt anfangs recht frei in der Fruchtblase umher, kann also seine Lage ungehindert verändern. Dabei stößt es immer wieder gegen die Wände der Fruchtblase und berührt mit seinen Händen gelegentlich auch den eigenen Mund. Diese Berührungen – „taktile Reize“ – kann es etwa so früh wahrnehmen wie die Meldungen der Gleichgewichtsorgane über seine Lageveränderung.

Alle Sinnesreize, die das sich entwickelnde Kind emp-

fängt, „setzen sich durch das gesamte Nervensystem fort“, erklärte Jean Ayres, eine amerikanische Spezialistin für Wahrnehmungsentwicklung. Darum sind das Gleichgewichts- und das taktile System buchstäblich an der Ausgestaltung des Gehirns beteiligt, sie regen das Neuro-nenwachstum an und tragen zur funktionellen Organisation bei. Die Berührungsimpulse seien sogar absolut notwendig, sagte Jean Ayres: „Ohne ausreichende taktile Stimulierung des Körpers tendiert das Nervensystem dazu, aus dem Gleichgewicht zu kommen.“

Schon vom vierten Schwangerschaftsmonat an vermag ein Fetus diese Balance in einem gewissen Maß selber zu regulieren. Auch später strebt der Organismus immer wieder nach Homöostase, versucht also Ordnung herzustellen, wenn Unordnung droht. Diese kann von innen kommen, etwa wenn der Stoffwechsel entgleist. Dann versucht der Körper Reserven heranzuziehen, um einen Mangel auszugleichen. Eine Störung mag aber auch von außen einströmen, etwa in Form übermäßig lauter Geräusche; dann würde das Kind seine Aufmerksamkeit einfach abwenden.

Doch die Fähigkeit zur Selbstregulation hat Grenzen: Was über ein bestimmtes Maß hinausgeht, kann weder das ungeborene noch das geborene Kind bewältigen. Gleiches gilt auch, wenn seine Sinneskanäle zu früh oder zu einseitig in Anspruch genommen werden – beides stört das innere Gleichgewicht.

Viele Entwicklungsforscher warnen daher vor Schulen für „bessere Babys“ und „pränatalen Universitäten“ für den Fetus, die es etwa in Kalifornien gibt. Hier beschallen Schwangere ihre Leibesfrucht täglich mehrere Stunden lang



**Runter kommen sie immer:
Beim Start ins Leben sorgt der
Gleichgewichtssinn als Motor
und zugleich Koordinator aller
Sinne dafür, daß sich ein
Kind im Kosmos unbekannter
Eindrücke nicht verliert**

per Lautsprecher auf dem Bauch mit Geräusch- und sogar Sprachprogrammen: Glockengebimmel, Straßenlärm, Kinderchöre, weise Männerstimmen. In Frankreich werden gar Englisch-Kurse für den Fetus angeboten. Doch die werdenden Mütter riskieren, daß ihre Kinder später nicht etwa intelligenter und leistungsfähiger

sind als andere Babys, sondern nervös und ängstlich sowie permanent in der Aufnahmefähigkeit gestört. Wissenschaftler vermuten, daß Ungeborene bei einem vorzeitigen Überangebot an Reizen einfach abschalten. Vielleicht gehört solcher Nachwuchs auch zu den überaktiven oder gar hyperkinetischen Kindern.

Jean-Pierre Lecanuet vom Nationalen Forschungszentrum in Paris weist zudem darauf hin, daß beim Fetus – aber auch noch beim Kleinkind – Wahrnehmungen völlig anders verarbeitet werden als in späteren Jahren. In der frühen Entwicklungszeit würden „Stimulationen nicht notwendigerweise in dem Sinnessystem ‚kodiert‘, das sie aufnimmt. Es gibt noch viel mehr Querverbindungen im Großhirn als beim Erwachsenen“. Die Sinne funktionierten noch in einer Art „Synästhesie“, so daß Informationen, die von einem System aufgenommen werden, von einem anderen verarbeitet werden können. Wir kennen dieses Phänomen von Kleinkindern, die ungestört weiterspielen, wenn das Licht ausgeht. Sie „sehen“, indem sie fühlen, und umgekehrt.

Auch David Lewkowicz, ein New Yorker Spezialist für Kindesentwicklung, unterstützt die Warnung vor falsch verstandener Frühförderung, also auch vor forciertem Les- und Rechentraining: „Wir können oft gar nicht absehen, was wir da eigentlich machen.“ Eltern und Kindergartenpädagogen täten am besten daran, das Gleichgewicht der ersten Entwicklungsjahre zu respektieren. Alles, was in einer durchschnittlichen Familie im Tagesablauf passiert, sei gut, weil es auf ganz natürliche Weise alle „Wahrnehmungskanäle“ nutze.

„Am Anfang“, sagt Lewkowicz, „kommunizieren die Sinne ständig in einem fein abgestimmten System. Wir sollten die Balance nicht stören.“ □

Katharina Zimmer, Mutter zweier erwachsener Kinder, arbeitet als freie Journalistin und Buchautorin in Paris. Für GEO-Wissen „Sex · Geburt · Genetik“ (Nr. 4/1992) schrieb sie über Geburtspraktiken und pränatale Therapie. **Heiner Müller-Elsner** hat für GEO-Wissen zuletzt die hochbegabten Kinder fotografiert („Intelligenz + Bewußtsein“, Nr. 3/1992).



Sprache erhebt den Menschen über Tiere und Maschinen. Seit langem fragen Forscher, warum Kinder die Kunst der Verständigung so schnell und mit solch spielerischer Leichtigkeit meistern. Offenbar entscheidend ist das fein orchestrierte Zusammenspiel von Erbe und Umwelt, das schon im Kreißsaal beginnt

VOM ERSTEN SCHREI ZUM GANZEN SATZ

VON GÜNTER HAAF UND CHRISTOPHER SCHRADER

Das Babygeschrei sägt an den Nerven der Zuhörer im Seminarraum 7 der Berliner Charité. Es klingt durchdringend, schrill und merkwürdig undifferenziert. Endlich drückt Hartmut Rothgänger auf die Aus-Taste des Tonbandgeräts. Die Aufnahme, erklärt der Kinderarzt am traditionsreichen Lehrkrankenhaus der Humboldt-Universität, stamme von einem Säugling mit einem „Mikrozephalus“ – einem krankhaft verkleinerten Gehirn.

Dann schaltet Rothgänger das Gerät wieder ein. Diesmal erschallen Schreie gesunder Kinder – quengelnd, empört oder fordernd. Nach den spitzen Tönen des kranken Kindes vermitteln sie auch ungeübten Ohren simple, aber deutlich verständliche Botschaften. Kleine Menschen wollen so zum Beispiel kundtun, daß sie Schmerz oder Hunger verspüren. „Sprache“, sagen Rothgängers Kollegen Kathleen Wermke und Werner Mende, „beginnt mit dem ersten Schrei.“

Mehr und mehr richtet sich das Interesse von Sprachforschern auf die Erfahrungen, die Kinder mit der eigenen Stimme und in „Gesprächen“ mit den Eltern machen, lange bevor sie das erste Wort artikulieren. Die Konferenz, bei der sich Anfang März 1993 die Fachleute in der Berliner Humboldt-Universität drängten, lag daher voll im Trend: Schon der Titel „Kommunikation und Humanontogenese“ verknüpft Sprache mit der Entwicklung des Individuums vom befruchteten Ei zum Erwachsenen.

Psychologen und Linguisten, Kinderärzte und Neurobiologen brechen zusehends aus der Enge ihrer jeweiligen Disziplin aus, weil jeder für sich nicht so recht weiterkommt mit der Frage, wie ein Mensch seine Sprache erwirbt. Schon Babys wissen offensichtlich mehr, als Forscher erklären können. Kinder lernen spielerisch und in unglaublichem Tempo, sinnvolle Laute von sinnlosem Geräusch zu unterscheiden.

Bereits nach sechs Monaten haben sie sich in die Sprache ihrer Eltern eingehört. Schon bald deuten Kinder die dahinrasenden Phoneme einer

normalen Unterhaltung – rund 15 Laute pro Sekunde – als Wörter, Sätze und schließlich Geschichten. Dazu müssen sie den symbolischen Charakter von Sprache erkennen: Die einzelnen Vokabeln gewinnen ihre Bedeutung häufig allein durch den Kontext.

Dreijährige verstehen bereits bis zu 3000 Begriffe, 17jährige etwa 80000; sie haben somit im Schnitt vom ersten Geburtstag an täglich 13 neue Wörter gelernt.

Ebenso mühelos meistern Kleinkinder das Sprechen, diese ungeheurer komplexe Verknüpfung von Leib und Seele, dieses im Millisekunden-Takt orchestrierte Zusammenspiel von Myriaden Nervenzellen mit fünf Muskeln im Kehlkopf sowie rund 200 in Hals und Brustkorb. Schon das Bewegungstempo beim Artikulieren ist, staunen Fachleute wie Detlev Ploog vom Münchner Max-Planck-Institut für Psychiatrie, „einmalig in der Natur“.

Noch mehr verblüfft, wie die kindliche Fähigkeit, mit Sprache umzugehen, um den zweiten Geburtstag herum geradezu explodiert: Innerhalb

weniger Wochen kann sich aus dem Gestammel eine komplexe Sprache herausbilden. Denn Kinder sind höchst erfinderisch; sie gebrauchen und verstehen Wörter und Sätze in einer Weise, die – so der Braunschweiger Entwicklungspsychologe Werner Deutsch – „kein Abbild in irgendeiner natürlichen Sprache hat“. Deshalb sei es „kein Wunder, wenn die Kindersprache Erwachsenen – Erziehern wie Forschern – Rätsel aufgibt“.

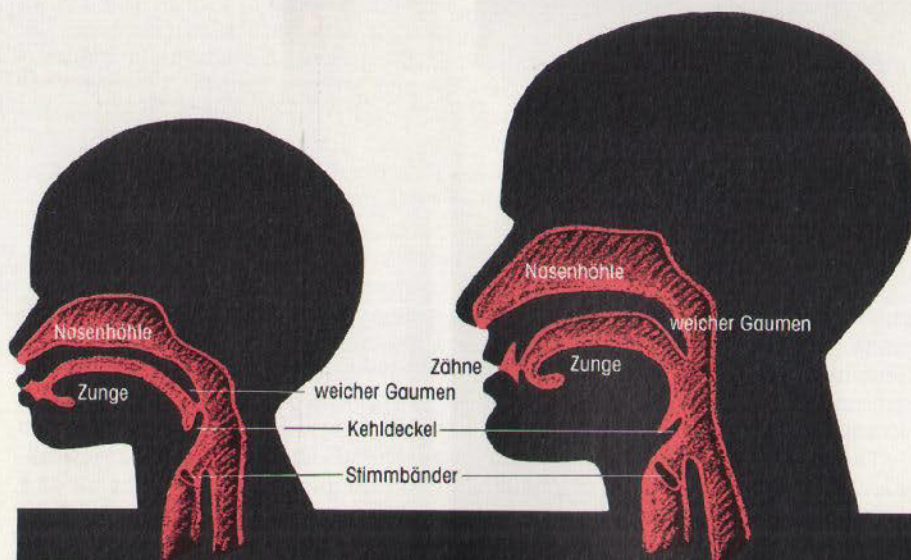
Die Kleinen lernen dabei keineswegs kontinuierlich, sich verständlich zu machen, sondern unterschiedlich schnell und mit individuellen Variationen in Wortschatz und Grammatik. So retten sich die Wissenschaftler oft in die Statistik, um die ungeheure Streubreite beim Spracherwerb halbwegs handhabbar zu machen: Etwa die Hälfte aller Kinder beginnt nach dem ersten Geburtstag mit sogenannten Ein-Wort-Sätzen, bei denen etwa „nane“ für sämtliche Früchte steht und je nach Zusammenhang „Bitte gib mir die Banane!“, „Wo ist der Apfel?“ oder „Da liegt die Birne.“ meint.

Ein Jahr später benutzen 50 Prozent der Kleinen bereits Subjekt, Prädikat und Objekt. Bevor sie vier werden, verfügen sie schon über 10 bis 15 Baupläne, nach denen sie die Stellung der Satzbestandteile variieren können (die wichtigsten Stufen der Entwicklung zeigt auch die Grafik auf den Seiten 68 bis 70). Und ganz nebenbei lernen Kinder grammatische Strukturen wie Präpositionen, Plural, unregelmäßige Verbformen und und und.

Schon ein Pharaao wollte wissen, ob Sprache angeboren sei

Buchstäblich seit Jahrtausenden stehen Forscher in Ehrfurcht vor der Sprache, dieser herausragendsten Fähigkeit des Homo sapiens. Schon im siebten Jahrhundert v. Chr., berichtet der griechische Historiker Herodot, ließ Pharao Psammetich zwei Säuglinge in einer Hirtenhütte aussetzen, wo sie ohne jede sprachliche Zuwendung aufpäppelt wurden. Die bedauernswerten Geschöpfe äußerten schließlich nur etwas, das wie „bekos“ klang – das Wort für Brot in der phrygischen Sprache. Daraufhin erklärte der Ägypterkönig kurzerhand das Phrygische zur Ursprache aller Menschen.

Die Grundfrage hinter dem Menschenversuch des Pharaos hat die Forscher auch in unserem Jahrhundert beschäftigt: Ist Sprache angeboren oder angeeignet, bewirken Erbe oder Umwelt die Fortschritte in den Artikulationsfähigkeiten? Ende der fünfziger Jahre dominierte die Lehre des Behaviorismus. Sie postulierte, daß alles, was ein Mensch weiß oder kann, erlernt sei. Es hänge also ausschließlich von der Umwelt ab, ob ein Baby sprechen könne; es seien



Wenn der Kehlkopf rutscht, haben Töne freie Bahn

Im Alter von etwa drei Monaten wandelt sich der Vokaltrakt des Babys: Vorher steht der Kehldeckel noch sehr nah am weichen Gaumen (links). Das schützt den Säugling zwar davor, sich zu verschlucken, erschwert aber auch das Vokalisieren. Zudem füllt die Zunge

den Mund fast völlig aus und kann darum fast nur vor- und zurückgleiten. Schreie und erste Gurrlaute sind noch sehr eng an den Atemrhythmus gekoppelt. Erst nachdem sich der Kehlkopf in Richtung der Position beim Erwachsenen (rechts) gesenkt hat, bekommt die Zunge Bewe-

gungsspielraum. Jetzt kann das Kind den Luftstrom mit Lippen, weichem Gaumen und Zunge steuern. Zugleich gewinnt es mehr Kontrolle über seine Ausatmung, kann seine Stimmritzer besser schwingen lassen und auch deshalb differenziertere Laute hervorbringen

die Eltern, die ihre Kinder kommunizieren lehrten.

Die Gegenrevolution läutete 1957 der amerikanische Linguist Noam Chomsky mit seinem epochalen Buch „Syntactic Structures“ ein. Er erklärte, daß nicht der Wortschatz, sondern die Syntax – die Regeln, mit denen Wörter zu sinnvollen Sätzen kombiniert werden – die zentrale Hürde beim Spracherwerb sei. Die Beispiele von Sprache, die Kinder hörten, seien jedoch zu kompliziert, zu schlecht artikuliert und zu fehlerbehaftet, als daß sie daraus allein Grammatik lernen könnten.

Chomskys weitere Arbeiten und vor allem das 1967 erschienene Werk „Biologische Grundlagen der Sprache“ des Neuropsychologen Eric Lenneberg bekräftigten die These, die Sprachentwicklung des Kindes hänge von genetischen Programmen



Schon mit einem halben Jahr haben sich Kinder in die Sprache ihrer Eltern eingehört. Kleine US-Bürger etwa nahmen Färbungen des amerikanischen »ee« (deutsch etwa: i) kaum noch wahr. Unterschiede beim schwedischen »y« (deutsch etwa: ü) registrierten sie deutlicher. Dann schauten sie auf ihre Belohnung – einen trommelnden Bären

und vom Reifen entsprechender Hirnstrukturen ab. Chomsky meint sogar, das Wort „lernen“ sollte nicht für den Spracherwerb verwendet werden, da dieser über den Menschen komme wie die Pubertät.



Wenn Kinder Sprache erobern, werden auch die Mittel der Kommunikation interessant

Doch die Frage „Erbe oder Umwelt?“ erscheint inzwischen schlicht als falsch gestellt. An die Stelle des fruchtlosen „entweder – oder“ tritt ein verwickeltes „sowohl – als auch“. Denn: „Reifungs- und Einübungsprozesse unter dem aktiven Einfluß der Umwelt lassen sich nicht voneinander trennen“, schreiben etwa die beiden Münchner Entwicklungspsychologen Mechthild und Hanuš Papoušek, die seit den siebziger Jahren die Rolle des „Umweltfaktors Eltern“ auf den Spracherwerb untersuchen. Deren intuitives, wahrscheinlich angeborenes Verhalten (siehe auch Seite 26) bereitet dem Kind auch den Zugang zur Sprache, weil Mutter und Vater bei „Dialogen“ an Babybett und Wickeltisch völlig automatisch einen melodischen Singsang benutzen.

„Yes, this is a ba-haa-aall“, flötet Anne Fernald im Februar 1992 bei der Jahrestagung der US-amerikanischen Wissenschaftsorganisation AAAS in Chicago. Dabei steigt ihre Sprechmelodie zum Ende des Satzes hin an. Dann wiederholt die Psychologin von der kalifornischen Stanford University ihren Singsang, diesmal in akzentfreiem Deutsch: „Ja, das ist ein Ba-haa-aall.“ Auch Fernalds auf Schwedisch und Italienisch vorgetragenen Beispiele klingen verblüffend ähnlich.

Mütter und Väter verwenden offenbar überall auf der Erde die gleichen Sprechmelodien, um ihre Babys anzuregen, zu beruhigen oder zu belohnen. Wenn sie in die Ammensprache fallen, erhöhen sie ihre Stimmlage und erweitern den Stimmumfang von sechs bis sieben Halbtönen, wie

beim Gespräch unter Erwachsenen üblich, auf zwei Oktaven.

Sobald Kinder auf das Gesäusel ihrer Eltern antworten, beginnt das subtile Wechselspiel vorsprachlicher Kommunikation. Dabei scheinen die spontanen Äußerungen des Kindes Rohmaterial für die Eltern zu sein: Sie wiederholen, formen, verstärken oder dämpfen die Laute. Hinter dem Lallen, Glucksen und Brabbeln, den ulkigen Wort- und Satzverdrehungen, die einst außer Eltern und Geschwistern kaum jemand ergötzen, erkennen Forscher zusehends eine universelle Strategie selektiver Stabilisierung.

Am klarsten ist diese bei der Hirnorganisation zu sehen. Unter dem Einfluß der Gene knüpfen die Ner-

venzellen im sich noch entwickelnden Gehirn zahllose synaptische Verbindungen, viel mehr als beim Erwachsenen. In dieser Fülle hinterläßt die jeweils existierende – in aller Regel auch sprachliche – Umwelt ihren Eindruck: Neuronen-Verbindungen, die etwa durch wiederkehrende Wahrnehmungen des Gehörs häufig aktiv sind, stabilisieren sich, während die nicht benutzten verkümmern.

Wenn Kinder brabbeln, testen sie Laute aller möglichen Sprachen

So kommt es, daß Babys schon mit sechs Monaten die Laute ihrer Muttersprache genau kennen. Bei Versuchen bemerkten amerikanische Säuglinge kaum noch die leichten Variationen des Vokals im Beispielwort „fee“ (im Deutschen etwa: i), wie sie durch unterschiedliche Aussprachen auftreten. Sie hatten den Klang oft genug gehört, um dessen sämtliche Varianten als einen einzigen Vokal anzuerkennen, also wie die Erwachsenen zu generalisieren. Dagegen registrierten dieselben Kinder ähnliche Veränderungen bei dem ungewohnten Vokal im schwedischen „fy“ (im Deutschen etwa: ü) sehr wohl; sie reagierten darauf, als hörten sie unterschiedliche Vokale.

Ein ähnlicher Gewöhnungsprozeß festigt den Sprechapparat. Im zweiten Lebenshalbjahr können Babys

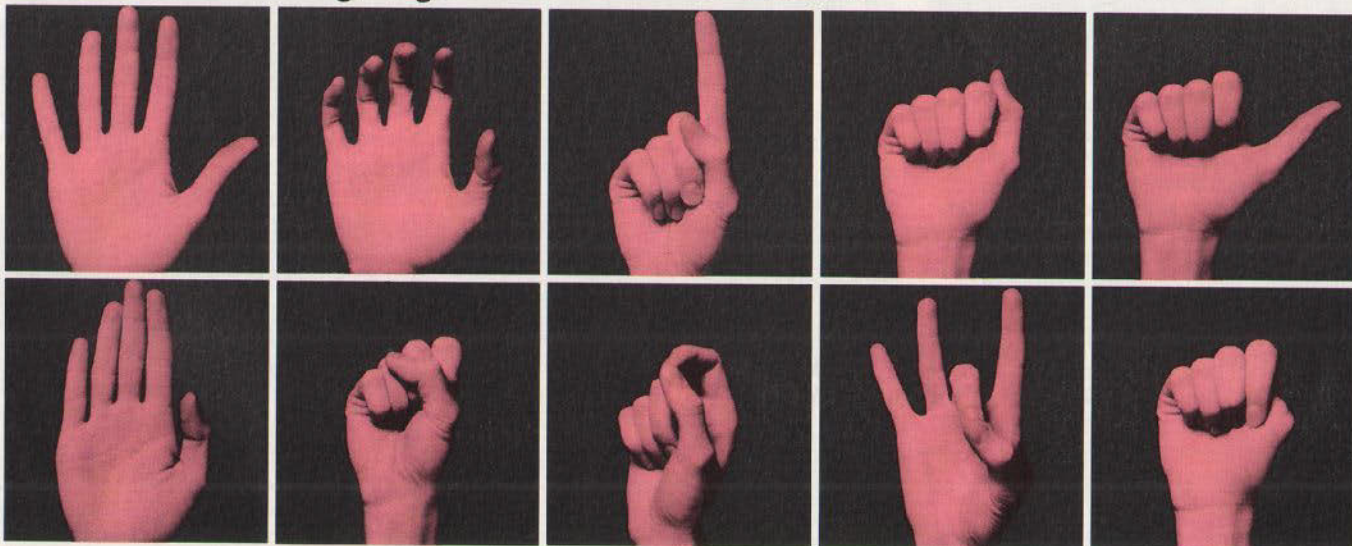
im Prinzip alle Phoneme erzeugen, die in menschlichen Sprachen vorkommen. Wenn sie brabbeln, „testen“ sie Klänge – noch unabhängig von ihrer Muttersprache. Aus diesem phonetischen Überangebot wählt die jeweilige Umwelt ein begrenztes Inventar an Lauten aus und bietet diese Auswahl dem Kind an.

Das Erproben von Spracheinheiten haben kanadische Wissenschaftler sogar bei zwei taub geborenen Babys beobachtet, deren Eltern selbst gehörlos waren und sich mit der American Sign Language, einer speziellen Zeichensprache, verständigten. Diese Kinder „brabbelten“ mit ihren Händen und erzeugten dabei auch Gebärden, die in der Zeichensprache der Erwachsenen nicht enthalten sind. Ihre Entdeckung werten die Forscher als Beleg dafür, daß sich die natürliche Anlage zur Sprache eine Ausdrucksmöglichkeit sucht und dabei nicht unbedingt auf den Sprechapparat angewiesen ist.

Die „überzähligen“ Phoneme gehen bei hörenden und tauben Kindern nach einigen Monaten wieder verloren. Dabei spielen die Eltern erwartungsgemäß eine entscheidende Rolle: Sie imitieren die kindlichen Laute und setzen – in den Worten der Papoušek – einen sogenannten Nachahmungsrahmen. Wenn sie in Dialogen Beispiele aus dem aktuellen kindlichen Lautrepertoire benut-

Auch taub geborene Kinder »brabbeln«, indem sie mit ihren Händen Sprachelemente erproben – falls sich ihre gehörlosen Eltern mit einer Gebärdensprache verständigen. Kanadische Wissenschaftler haben die Gesten zehnmonatiger Säuglinge, die sich nicht in Laute übersetzen lassen, klassifiziert und für die Fotos nachgestellt. Wie hörende Babys kopierten die tauben Kinder die Erwachsenen nicht nur. Die gezeigten Gebärden gehören zwar sämtlich zum internationalen Code der Handzeichen. Das »Faust«-Zeichen unten rechts jedoch wurde von den Eltern nicht verwendet, weil es in ihrer Zeichensprache nicht vorkommt

Wenn Verständigung zum Handwerk wird





Für Gehörlose, die frühzeitig Kontakt mit Gebärden haben, wird das Fingerspiel schnell zur Muttersprache

zen, wird ihr Baby versuchen, den Klang zu wiederholen, und sich dabei den elterlichen Lauten immer weiter anpassen. So finden die Kleinen genug Gelegenheit, noch holprige, unreife Plappereien einzuüben, gleichsam zu automatisieren, und damit die Vorläufer der später notwendigen sprachlichen Fähigkeiten zu stabilisieren.

Auf diese Weise vermögen Kinder im Prinzip jede der rund 6000 menschlichen Sprachen zu erwerben – Hauptsache, sie wird von ihren Betreuern gesprochen: Ein Buschleute-Baby aus Namibia würde, nach Helsinki adoptiert, dort mit gleicher Leichtigkeit Finnisch lernen wie umgekehrt ein Säugling aus Finnland in der Kalahari eine der Khoi-San-Sprachen mit deren seltsamen Klicklauten.

Die ersten Silben bilden Kinder meist, indem sie Konsonanten wie „m“, „b“, „d“ oder „g“ mit Vokalen, häufig dem „a“, kombinieren. Wenn sie die so entstandenen Laute mehrmals wiederholen, plappern sie – zur großen Freude der Mutter – irgendwann auch einmal ein „Mama“. Eltern quittieren diesen Meilenstein häufig, indem sie beginnen, hinter den Wortkernen einen Sinn zu suchen. Damit zeigen sie dem Kind, daß seine Äußerungen Bedeutung tragen können.

Aus dem Gehörten filtern die Kleinen Regeln der Grammatik

Auch wenn das Kind weitere Worte lernt, läßt sich das Wechselspiel zwischen Eltern und Sprößling beobachten. Daniel Stern, ein amerikani-

scher Psychologe an der Universität Genf, schildert etwa in seinem „Tagebuch eines Babys“, wie der fiktive Held Joey im Alter von 20 Monaten zu den Eltern ins Bett klettert und sie weckt. „Na, mein kleiner Strolch?“ begrüßt ihn sein Vater. Joey, dem das liebevolle Wort wohl gefällt, versucht es zu wiederholen: „Ssrolss“. Der Vater hilft ihm, indem er gerade die Klänge betont, die sein Sohn noch nicht richtig ausgesprochen hat: „Strolch“.

Die Grammatik schließlich erobern sich Kinder anscheinend ebenfalls mit selektiver Stabilisierung. Zunächst filtern die Kleinen aus der gehörten Sprache Regeln heraus, wobei zunächst eine Doppelstrategie zu greifen scheint, die erweiterte und verkürzte Nachahmung: Wenn Eltern mit ihren Kindern sprechen,

erweitern sie deren Äußerung, während die Kleinen die Sätze der Großen auf den inhaltlichen Kern reduzieren und nachplappern.

Erworbene Regeln wenden Kleinkinder dann zunächst rigoros an. Wenn sie etwa begriffen haben, wie Partizipien gebildet werden, konjugieren sie auch unregelmäßige Verben entsprechend: „Ich bin guter geschwimmt als du“, könnten sie zum Beispiel sagen und ihren Satz in keiner Weise als falsch empfinden. Auch nach sanften Korrekturen durch Erwachsene wie „Und warum bist du besser geschwommen als ich?“, halten sie an ihren Regeln fest: „Weil ich schneller geschwimmt bin.“ So direkt korrigieren Eltern ihre Sprößlinge selten – fast nur bei falschen Vergangenheitsformen.

Die „falschen Regeln“ schleifen sich dann im Verlauf der Zeit ab. Denn Kinder besitzen eine Fähigkeit, die bei Erwachsenen bereits weitgehend verlorengegangen ist: Sie können intuitiv korrekte grammatische Muster erkennen. Der bri-

tische Linguist Derek Bickerton glaubt sogar, daß die Kleinen bei der Entwicklung „kreolischer“ Sprachen eine entscheidende Rolle gespielt haben. Diese sind aus „Pidgin“ entstanden – dem Kauderwelsch, das während der Kolonialzeit an Handelsposten oder auf Plantagen mit Sklavenarbeit benutzt wurde. Keine der vielen unterschiedlichen Sprachgruppen war groß genug, ihr angestammtes Idiom als allgemeine Verständigungsbasis durchzusetzen. Nach Bickertons Theorie haben Kinder das linguistische Chaos stabilisiert und die Wortbrocken zu einer neuen, einfachen, aber grammatisch vollständigen Sprache geformt.

Ohne genügend soziale Kontakte ist der Spracherwerb gefährdet

Kinder verfügen also über einzigartige Voraussetzungen für den Erwerb von Sprache. Ihre Fähigkeiten entfalten sich jedoch nur, wenn – so die Papoušek – die Umwelt jene besonderen Voraussetzungen bietet, die das Kind „in optimaler Weise im Zwiegespräch mit seinen Eltern findet“. Von Anfang an ist die Kommunikation „untrennbar in die Entwicklung der ersten sozialen Beziehungen integriert“. Fehlen diese frühen Kontakte, so ist der Spracherwerb nachhaltig gefährdet oder wird gar unmöglich. Beispiele dafür bietet das Schicksal „Wilder Kinder“, die in früheren Jahrhunderten ausgesetzt

wurden und ohne jede menschliche Zuwendung in der freien Natur überlebten.

Den jüngsten spektakulären Fall hat der amerikanische Publizist Russ Rymer in seinem 1993 erschienenen Buch „Genie“ nochmals aufgerollt. Das Mädchen mit diesem Decknamen war in einem Vorort von Los Angeles vom offenbar geistig verwirrten Vater zwölf Jahre lang in einem kargen Raum mit verhangenen Fenstern festgehalten worden, angeschnallt auf einem Toilettenstuhl. Außer gebellten Befehlen wie „Stop it!“ hatte er kein Wort mit seiner Tochter gesprochen und sie für jede Lautäußerung geprügelt.

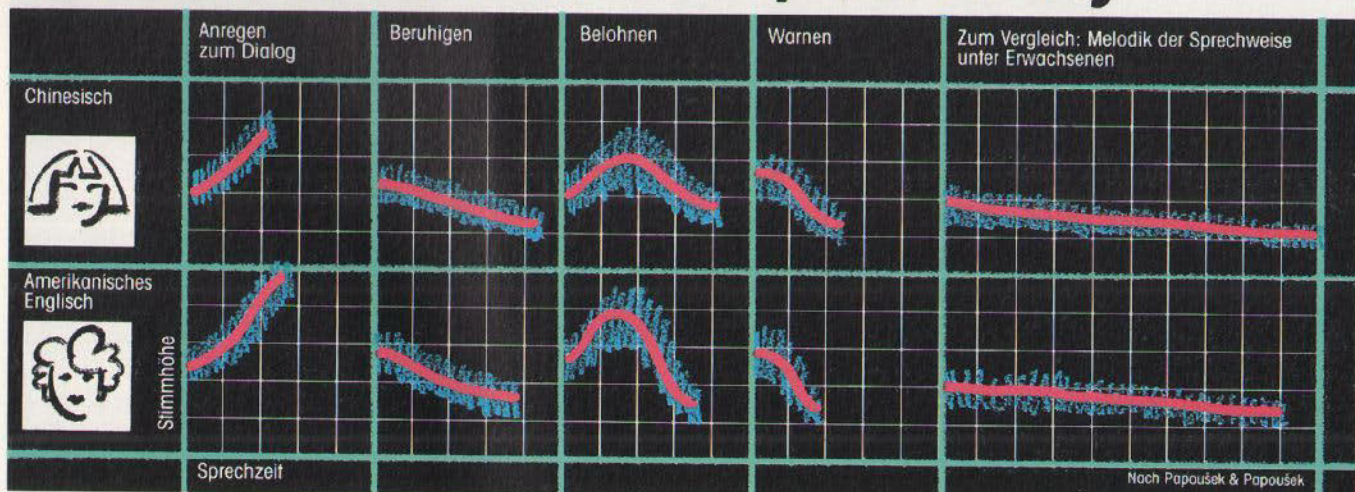
Als Genie 1970 mit 13 Jahren ihr Gefängnis endlich verlassen durfte, hatte sich das Fenster zum Spracherwerb für sie fast geschlossen. Ein Heer von Psychologen und Linguisten drängte sich um Zugang zu dem Mädchen. Nachdem Genie anfangs sprachliche Fortschritte gemacht hatte, schlugen die Forscher, so Rymers Resümee, das Fenster vollends zu – im eifersüchtigen Bemühen, möglichst viel aus dem Fall zu lernen.

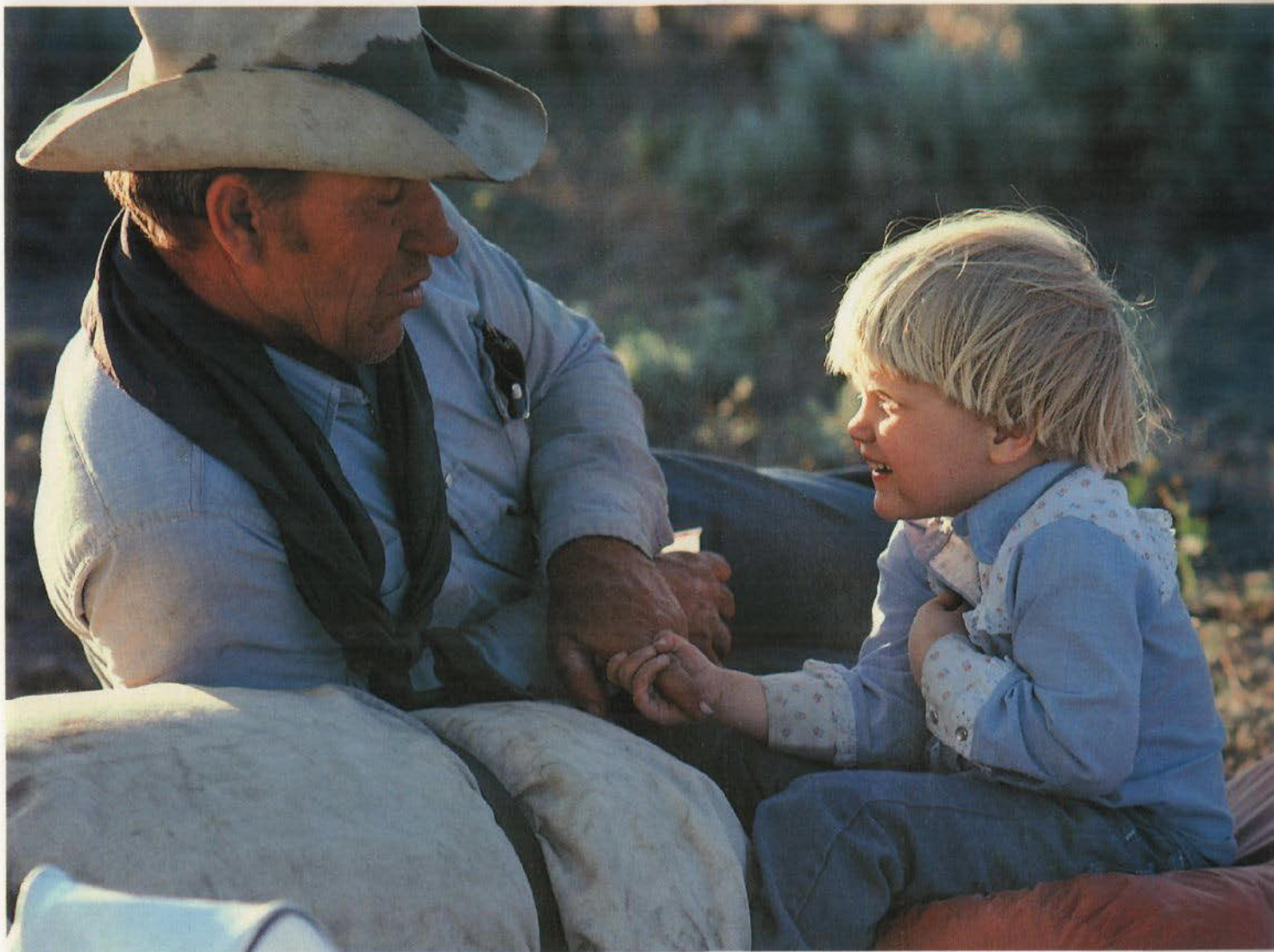
Dennoch führte das Mädchen die Forscher auf eine heiße Spur. Seine gemessenen Hirnaktivitäten glichen denen von Menschen mit bestimmten körperlichen Ausfällen:

● Genies rechte Hirnhälfte bewältigte – wie bei Kindern, denen wegen eines Tumors die linke Hemisphäre chirurgisch entfernt werden mußte – nicht

Beim »Dialog« mit ihrem Säugling fallen Eltern fast automatisch in die Ammensprache. Selbst bei so unterschiedlichen Idiomen wie Chinesisch und Englisch gleicht sich die Melodik ihrer Sätze. Zudem erweitern Mütter und Väter in allen Sprachkulturen ihren Stimmumfang erheblich – von sieben Halbtönen auf zwei Oktaven – und helfen dem Kind so, zur Sprache zu finden

Wenn Eltern säuseln, ebnen sie der Sprache den Weg





Auch die Regeln des Dialogs gehören zur Sprache: Großvater und Enkelin reden abwechselnd, aber über dasselbe Thema

nur die typischen Aufgaben, etwa das Erkennen von Gesichtern und Geräuschen aus der Umwelt. Sie verarbeitete auch gehörte Sätze, was für diese Hirnregion völlig unüblich ist.

● Die in Genies linker Hirnhälfte, der „Sprach-Hemisphäre“, registrierte Aktivität glich dagegen der von Kindern, die taub zur Welt gekommen waren und die während ihrer ersten Lebensjahre auch keine Gebärdensprache angeboten bekommen hatten: Auf gehörte Sätze reagierte diese Hirnhälfte des Mädchens überhaupt nicht.

„Genies Fall“, schrieb 1981 die amerikanische Linguistin Susan Curtiss, die von Anfang an zum Untersuchungsteam gehört hatte, „legt nahe,

daß die Sprachentwicklung ein entscheidender Faktor in der Spezialisierung der Hirnhälften ist. Wenn sich die Sprache entwickelt, bestimmt sie, wofür die Sprach-Hemisphäre sonst noch spezialisiert sein wird. Ihr Fehlen hindert diese Hirnhälfte, auch irgendwelche anderen höheren Funktionen auszubilden.“

Die Hirnstrom-Messungen an Genie lieferten einen deutlichen Beleg, daß nicht nur die „Natur“ die „Kultur“ beeinflusst, sondern auch die soziale Umwelt die Organisation des kindlichen Zentralnervensystems formt. Der Erwerb von Sprache verändert also das Gehirn.

Die Organisation des Hirns, und damit der Sitz des Sprachzentrums,

folgert Russ Rymer mit einer etwas angestaubten Metapher aus Genies Fall, „ist ebenso genetisch bestimmt und automatisiert wie das Atmen, muß jedoch, wie das Atmen, durch den Klaps einer Hebamme ausgelöst werden“. Die Hebamme sei die Grammatik und ihr Klaps winzig: „Um diesen speziellen Vorgang auszulösen“, staunt die Hirnforscherin Helen Neville vom Salk Institute im kalifornischen La Jolla, „scheint nur ein phänomenal kleiner Anstoß nötig zu sein“ – ein bißchen Ammensprache von Mutter oder Vater zur rechten Zeit. □

Günter Haaf, 47, hat GEO-Wissen 1987 entwickelt und war seitdem Redaktionsleiter. Seit Juli 1993 ist er Chefredakteur der Münchner Zeitschrift „Natur“.

Die andere Sicht der Welt

VON FRANZ MECHSNER · FOTOS: STEFAN WARTER

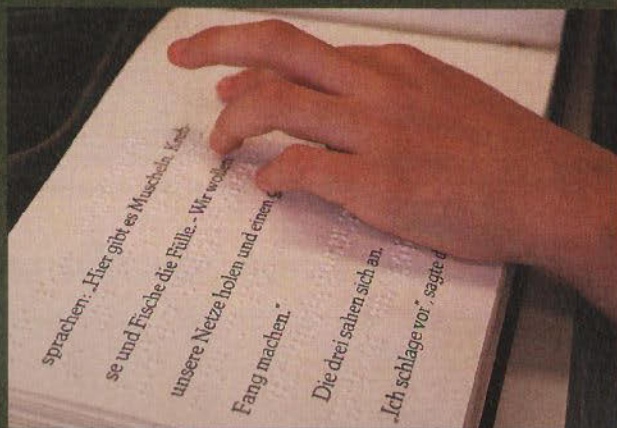
Plötzlich ist da ein seltsam stöhnendes Knarren hoch oben in der kühlen Bergluft auf der anderen Seite der Schlucht. „Horcht mal genau hin!“ ermuntert der Lehrer Harald Geppert seine Schüler. Und die blinden Kinder, die mit ihm im Königsseegebiet wandern, lauschen dem nie zuvor gehörten Geräusch, das schnell in ein helles Zischen übergeht. Und sie begreifen: Da oben gleitet Schnee auf Schnee. Eine Lawine vom nahen Watzmann.

Wo für sie eben noch Stille war, ein dunkles, unerkennbares Ungefahr, da ragt jetzt sinnlich erfahrbar die gewaltige Felswand in den Himmel, erst flüsternd, schließlich grollend, dröhnend, brüllend. Die Kinder spüren das Luftbeben, das diese Natursinfonie begleitet, ahnen vielleicht in den brodelnden Echos das Bergpanorama. Sie fühlen den kalten Hauch, den die donnernden Schneemassen vor sich hertreiben, hören, wie die Lawine unmittelbar unter ihnen im Tal ächzend in sich selbst erstickt.

Harald Geppert, Lehrer an der Schule für Blinde und Sehbehinderte im saarländischen Städtchen Lebach, hat seine Klasse bewußt so nah an die lawinenträchtige Wand geführt. Nicht nur blasse Theorie, sondern möglichst eindrückliche Welterfahrungen – „Urerlebnisse“ – möchte der 50jährige seinen Schülern vermitteln: „Da geh’ ich auch schon mal gern ins Extreme.“

Ein Berg, das war für diejenigen, die niemals sehen konnten, bis jetzt

der ertastete Umriß des Plastik-Alpenpanoramas. War das Wissen über die Kräfte im Erdinnern, über Auffaltung und Erosion. War das Liegen auf einer sonnigen, schrägen Wiese. War das Auf- und Abwärtsgehen auf morastigen und steinigen Wegen, schließlich das aufregende Kraxeln mit Händen und Füßen im schartigen Fels. Und nun ist ein Berg auch ein zum Himmel ragendes

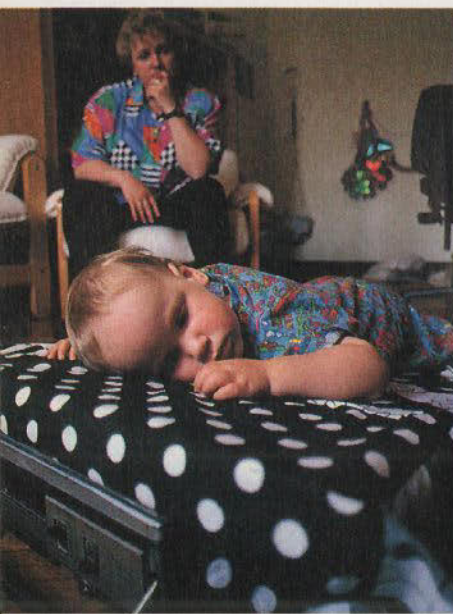
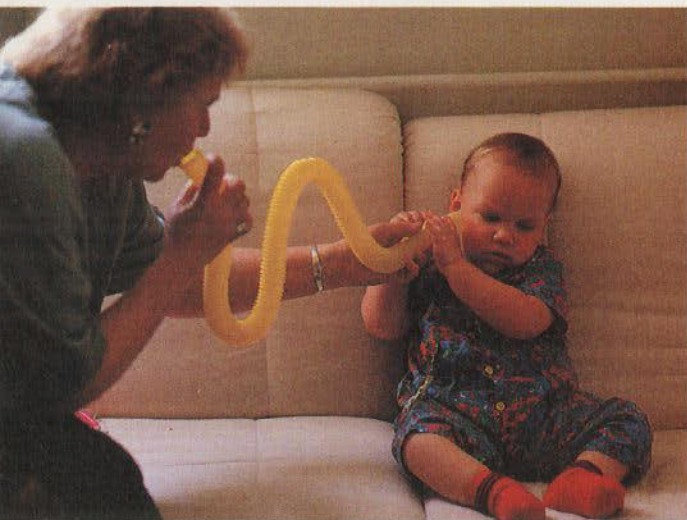


Per Brailleschrift können Blinde sich Wissen anlesen. Um aber mehr als ein abstraktes Weltbild zu gewinnen, müssen sie die fehlenden optischen Reize mit anderen Sinnen ausgleichen. Lernprozesse blinder Kinder werfen auch ein Schlaglicht auf die Wahrnehmung Sehender

Spiel mit dem Licht:
Wieder und wieder läßt
Oliver, der noch Hell
und Dunkel unterscheiden
kann, den Strahl über
sein Auge gleiten



Die Pioniere im Reich der Klänge



Töne und Geräusche können den Ausfall der optischen Wahrnehmung teilweise kompensieren. Pädagogen schulen bei blinden Kindern daher intensiv das Gehör – etwa durch Musikerziehung. Nach Tests in der Frühförderstelle, zum Beispiel mit einem Schlauch, lauscht Frederic entspannt den Klängen des Kassettenrecorders unter der Decke

Massiv, wie für die Sehenden, vielleicht noch gewaltiger.

Im neonerleuchteten Klassenraum steht ein Globus zum Fühlen, gipsen und ein bißchen kaputt. Farbige Bilder hängen an der Wand, aber auch in sogenannte Blindenmalfolie eingedrückte, tastbare Zeichnungen. Tagesbeginn: „Die Tiroler sind lustig“, singen die blinden oder hochgradig sehbehinderten Kinder, die Geppert hier im zweiten und dritten Schuljahr unterrichtet. Der Lehrer in Jeans und Sporthemd begleitet sie auf der Gitarre. Die zehnjährige, kurz nach der Geburt erblindete Angela sitzt im weißen Kleid und mit weißer Haarschleife am Klavier – ganz junge Dame. Der zarte, blind geborene Torsten, ein überaus schüchternes Bübchen, trommelt wild den Rhythmus auf zwei Bongos.

„So, jetzt Lesebücher raus!“ – „Oäääh!“ – Angela geht an ihren Platz zurück, als wäre es das Normalste von der Welt. Was ist dieses Klassenzimmer für sie? Eine dunkle, stimmenerfüllte Beunruhigung, in der jederzeit unvermutete Dinge auftauchen können, hart und gefährlich? Eine ständige Angst, zu stolpern oder sich zu stoßen? Offenbar nicht: Angela geht zwar mit leichtem, aufmerksamem Zögern, aber doch zügig und zielstrebig, nur hie und da mit der Hand eine Tischkante sacht entlangstreifend. erinnert sie sich, wo die Pulte stehen? Oder sieht sie innerlich den Raum in den flutenden Echos? „Ich weiß einfach, daß da ein Auto steht“, sagt sie auf die Frage, wie sie ein parkendes Fahrzeug aus mehreren Metern Entfernung bemerkt. Daß Blinde nicht sehen können – ist das am Ende ein Vorurteil von uns Augenmenschen?

Deutsch: Torsten liest eine Geschichte, das Gesicht mit der dunklen Brille schräg nach oben gerichtet. Der ganze Körper ist Aufmerksamkeit, während seine Finger fast so schnell über die Braillezeilen gleiten wie die Augen sehender Kinder über die „Schwarzschrift“. „In einem Teich lebten drei Fische einträchtig beieinander.“

So gut wie jedes Wort wird nun besprochen: „Wie sieht ein Teich aus?“ Die Kinder erinnern sich – die Finger reckend, durcheinanderrufend – an den Besuch bei ihrem Lehrer, dessen Gartenteich sie durchstöbert haben. Wasserpflanzen, Sand und Steine fallen ihnen wieder ein. Und der zappelnde Goldfisch in der Hand. „Wie hat der sich angefühlt?“ Christina: „Schön.“ Angela: „Der hat so mit den Flossen geschlagen.“ Torsten: „Glitschig.“ Der Fisch war offensichtlich ein einprägsames „Urerlebnis“ für den Jungen, obwohl er ihn nur äußerst zaghaft und mit Abscheu angefaßt hat. „Und was ist einträchtig?“ Zähe Diskussion. „Lebt ihr einträchtig beieinander, wenn



Musikquellen jeder Art ziehen Christian



magisch an. Bekommt er ein Instrument zu fassen, erzeugt er damit gefühlvolle Rhythmen



Um blinden Kindern die Scheu vor dem fremden Element Wasser zu nehmen, brauchen Lehrer Ge



Kind und immer neue Gewöhnungsspiele

ihr dem Torsten den Anorak versteckt?“ – „Aber das war ja nur Spaß!“ – „Ich hab' noch nie einen Blinden beschissen!“ betont der sehbehinderte Mirko, der am liebsten über Schwarze Löcher, Planetensysteme und Spiralnebel doziert.

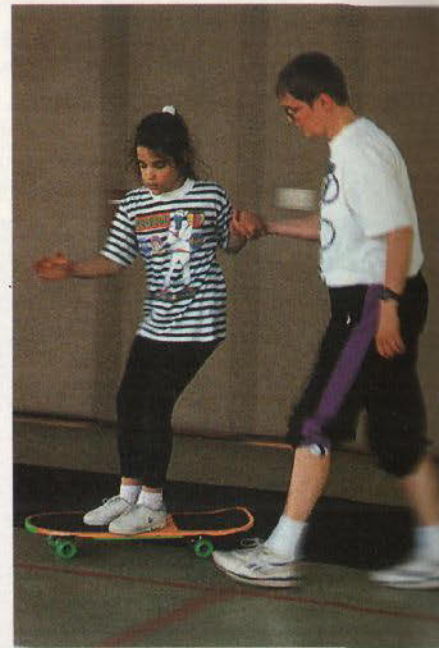
Kleine Pause. Ungestüm und lustig plaudernd zieht die sehbehinderte Alina ihre blinde Freundin Angela auf den Flur, viel zu hastig für deren Tempo. Einsam und unbeachtet trottet Torsten durch den Klassenraum, stößt plötzlich an die Ausrüstungstasche des GEO-Fotografen Stefan Warter: „Was ist das?“ Aus der Antwort entspinnt sich eine eingehende Diskussion darüber, wie Kamera, Objektive und Blitz funktionieren. Schließlich verblüfft der Junge mit der Frage, ob der Fotoapparat wie eine Brosche ans Hemd gesteckt werde. Er hat wohl gehört, eine Kamera werde „umgehängt“, und sich daraus seine Vorstellung zusammengereimt.

Jeden Erwachsenen, dessen er habhaft werden kann, fragt Torsten leidenschaftlich aus, diskutiert über Reinkarnation, das Leben der Frösche und wieso ein Ventilator kräftig pustet. Er erfindet Märchen, rezitiert Gedichte, spielt, wenn er einsam dahintappt, Szenen mit sich selbst. Doch trotz seiner Intelligenz gilt er als Sorgenkind: weil er zwar fragt und fragt, aber selten etwas betastet oder nur obenhin tatscht, weil er sich schüchtern von den anderen Kindern absondert, weil er sich oft ängstlich bewegt, weil er sich bedienen läßt, angeblich nicht einmal selbst den Anorak zuknöpfen oder seine Schnürsenkel bindet.

Passivität, Tastscheu, Ängstlichkeit, Unbeholfenheit – Blindenpädagogen kennen das. Ihre gängige Erklärung: Wenn Eltern ihr blindes Kind vor allen Anstrengungen und Gefahren bewahren wollen, ihm kaum etwas zutrauen, es über die Maßen verwöhnen und beschützen, dann sei es kein Wunder, daß es vieles nicht kenne und könne, was nicht nur seinen sehenden, sondern auch seinen blinden, stärker geforderten Altersgenossen selbstverständlich ist.

Ohne eigene Bewegung und Aktivität läßt sich selbständig kaum etwas über die Umwelt erfahren. Diese Erkenntnis der Wahrnehmungsforschung gilt für Blinde doppelt und dreifach. Gerade deshalb ist Sport für sie weit mehr als Ausgleich und Körperertüchtigung, wie der Sportlehrer Friedrich Scherer betont: „Wir versuchen vor allem, die Kinder anzuleiten, sich immer freier zu bewegen, sich immer mutiger und selbständiger zurechtzufinden, auch ihre Umgebung und die Dinge nicht nur so ungefähr, sondern möglichst genau zu erforschen. Wir machen hier im Grunde keinen Sport, sondern unterrichteten Körpererfahrung, Materialerfahrung, Raumerfahrung, die letztlich eng zusam-

Auf dem Skateboard balancieren, ins nasse Dunkel springen und im Rhönrad rollen: Bei angemessener Förderung trauen sich Blinde Verblüffendes zu. Solche Übungen sind für sie weit mehr als Sport. Sie setzen sie durch die Vermittlung des Gefühls für den eigenen Körper und dessen Fähigkeiten instand, die Welt selbständig zu erkunden



Beim Sport erfahren sie den Raum



Im Schwarzlicht des sogenannten Low-Vision-Raums leuchten Farben intensiv. Hier wird geprüft, ob die Kinder über ein Restsehvermögen verfügen, und dieses gegebenenfalls trainiert. Was Sehbehinderte klein auf Papier schreiben, erscheint riesig am Bildschirm



Technik hilft denen, die noch einen Schimmer haben

mengehören.“ Nur wer ein Gefühl für die Ausdehnung und Fähigkeiten des eigenen Körpers hat, vermag seine Umwelt zu erkunden.

Das Training beginnt ganz einfach, etwa mit Wälzen und kleinen Spielen auf einer Matte, im Gras, im Sand. Krabbeln, Klettern, Springen, Werfen – manche Kinder sind schon in diesen elementaren Bewegungsformen ganz unbeholfen. Und schlicht mal loszurennen auf dem Sportplatz ist für viele eine völlig neue Erfahrung, eine Befreiung.

Schwimmhalle: „Judith, fühl mal!“ Doch die geburtsblinde Fünfjährige, die den schuleigenen Kindergarten besucht, schreit herzerzerrend, als sie nur in einen Bottich mit Wasser fassen soll. Scherer läßt nicht locker: „Judith, fühl mal die Michaela, wie die im Wasser sitzt, wie naß die ist!“ – „Neiiii!“ Geduldig wirbt der Lehrer mit immer neuen Gewöhnungsspielen. Und schließlich sitzt Judith friedlich, lachend und mit den Händen patschend im Bottich.

„Judith, jetzt drück mal den Schwamm aus!“ Und Judith preßt mit aller Kraft den Schwamm zusammen. Fasziniert spürt sie, wie das Wasser über ihren Bauch rinnt, lauscht, wie es in den Bottich plätschert. „Judith, wollen wir mal Regen machen?“ – „Neiiii!“ Doch wieder dauert es nur kurze Zeit, und Judith läßt sich erst die Arme duschen, dann den Rücken. „Das sind so die Elementarerfahrungen“, kommentiert Scherer seine Beharrlichkeit, „das nächste Mal geht's mit dem Kopf unter die Dusche!“

„Wasser ist für uns ein fremdes Element“, sagt der Sportlehrer, „das gar nicht so einfach kennenzulernen ist.“ Ein Kind weiß beispielsweise nicht von vornherein, daß das Rauschen, das hin und wieder in der Küche ertönt, von der gleichen Substanz verursacht wird wie die kalten Punkte, die beim Spaziergang im Regen auf den nackten Armen zu spüren sind, daß der Schnee, der die Schritte dämpft, der gleiche Stoff ist, der beim Baden den Körper warm umschließt. Integration heißt das Zauberwort: Es gilt zu lernen, daß im Chaos der unzähligen Eindrücke bestimmte Wahrnehmungen zusammengehören und daß andererseits Dinge nicht nur eine, sondern viele Qualitäten haben.

Und was gibt es nicht allein über flüssiges Wasser zu lernen? Daß der Wasserspiegel stets horizontal ist, daß wir darin nur schwer wirklich untergehen, uns dar-

an aber kräftig verschlucken können, daß die Flüssigkeit stets nach unten fließt und so fort. Einen Eimer Wasser auszugießen etwa bedeutet für die kleine Judith bereits eine enorme Koordinationsleistung. Ebenso, Wasser durch einen Schlauch zu pusten. Ältere Kinder laufen über eine Brücke aus schwimmenden Matten, versuchen, auf einem Surfbrett zu balancieren, tauchen und paddeln mit Schaumstoffbrettern, drücken Gummibälle unter Wasser und lassen sie heraushüpfen. Körpererfahrung, Raumerfahrung, Materialerfahrung.

Mit Wasser, Sand und Ton das Wesen einer Quelle begreifen

Sport ist jedoch auch Sport. Immer Anspruchsvolleres steht nach und nach auf dem Programm: balancieren, rollen im Rhönrad, sprinten und weitspringen in Richtung eines rufenden Helfers. Bei rechter Förderung trauen sich manche Kinder schließlich Verblüffendes zu: So segelte Scherer mit einer Klasse blinder Schüler eine Woche lang auf der Ostsee. Auch auf einem Skateboard oder Skiern dahinzugleiten ist nichts Besonderes.

Emotional und intellektuell verbindet vor allem die Sprache Blinde mit der Welt. Im Gespräch, Radio und Kassetten hörend, können sie im Prinzip alles erfahren, worüber sich reden läßt. Durch eine geschickte Erklärung kann beispielsweise ein Blinder so gut wie ein Sehender den Wasserkreislauf verstehen. Gleichwohl ermöglichen sinnliche Erlebnisse eine elementarere, im Wortsinne handfestere Sicht der Dinge.

Was ist eine Quelle? Die Kinder fassen in die wassersprudelnde, moosumkränzte Öffnung. Sie schütten Sand auf, packen darauf eine Tonschicht, darauf wieder Sand. Aus einer Gießkanne lassen sie Wasser auf den Haufen rieseln, fühlen, wie es versickert und an der Grenze von Sand und Ton wieder herausrinnt. Und wie steigt das Wasser wieder in den Himmel? Was ist Verdunstung? Die Kinder halten eine Glasscheibe über heißes Wasser, fahren mit dem Finger über den nassen Film. Sie legen das Glas beiseite und fühlen nach kurzer Zeit noch einmal: Die Feuchtigkeit ist verschwunden.

Gerade die ersten Erfahrungen mit sich selbst und der Welt kann ein Säugling nur sinnlich erwerben: Frühzeitig beginnen die Kleinen, neugierig und voller Lebensdrang ihren Körper und von diesem aus den Raum mit den Gegenständen darin zu erforschen. Sehende Babys gucken umher, patschen und greifen vor allem nach Sachen, die sie erblicken. Später robben, krabbeln und laufen sie auf Ziele zu, die sie erspäht haben. Das Fehlen dieser optischen Anregungen kann

bei Blinden fundamentale Entwicklungsschritte behindern: Jeder neue Erdenbürger muß beispielsweise lernen, daß die Dinge der Welt nicht ständig entstehen und vergehen, daß Objekte auch dann existieren, wenn er sie nicht bemerkt.

Für ein blindes Kind bleibt, wenn es zum Beispiel die Ohren seines Teddybärs befühlt, dessen Rumpf gewissermaßen im dunkeln. Dennoch können Blinde sich ein Spielzeug als Ganzes, ein Zimmer samt Einrichtung vergegenwärtigen, ohne es ständig innerlich zu ertasten. Ihre Fähigkeiten lehren eindrücklich, daß Bilder, Hör- und Tasteindrücke zwar beim Aufbau der inneren Welt wichtig sind, Ideen der Dinge im Kopf aber jenseits eines speziellen Sinnes existieren.

Aber nicht allein die optische Reizarmut benachteiligt blinde Kinder. Wie alle Babys brauchen sie viel Liebe und fröhlichen Kontakt. Doch die Eltern stehen oft noch lange nach der Geburt unter Schock, quälen sich mit Schuldgefühlen, kommen sich hilflos und überfordert vor.

„Am Anfang wußte ich überhaupt nicht, was ich mit dem Kind anstellen sollte“, erzählt Helene H., Torstens Mutter. „Ich konnte mir nicht vorstellen, daß der Kleine jemals irgend etwas lernt. Ich hab' mich nur hängenlassen, hab' mir nur gewünscht, alles sei ein böser Traum.“ Ihre Mutter habe sie schließlich aus ihrer Lethargie gerissen und sie ermuntert, sie solle mit dem Kind doch wenigstens mal spazieren gehen. „Aber immer hatte ich solche Angst, daß die Leute in den Wagen gucken und diese kaputten Augen sehen. Es war so furchtbar.“

Dann sei sie aber allmählich „da hingewachsen“. Bald erfuhr sie, daß die Schule in Lebach „Frühförderung“ anbietet, erfuhr, daß Eltern die optische Reizarmut teilweise kompensieren können – indem sie dem Kind beispielsweise viel in die Hand geben, sich ausgiebig mit ihm beschäftigen, mit ihm spielen und umhertollen, indem sie ihm Sachen schenken, die angenehm anzufassen sind, die rasseln, quietschen oder klingeln und es anregen, den schönen Effekt wieder und wieder hervorzurufen. „Ich war erst mal sechs Jahre nur für den Torsten da.“ Immer in Angst, Fehler zu begehen: Zu wenig Anregung macht das Kind passiv, zuviel lethargisch. Zuwenig Behütung zerstört das Vertrauen in die Eltern, zuviel führt zu Unselbstständigkeit. Es ist ganz schön schwer, sich bei den vielen Ermahnungen der Blindenpädagogen nicht schuldig zu fühlen, wenn etwas nicht nach Wunsch läuft.

Heute mache sie sich nicht mehr verrückt, erzählt Helene H. „Der Torsten ist so eine Bereicherung für uns.“ Gewiß sei er unselbstständig, und sie betütele ihn wohl auch zu sehr. „Aber ich lerne allmählich, ihn nicht mehr zu bedienen, wo

er sich auch selbst helfen kann.“ Wenn er seine Angst mal überwinde, sei er hinterher oft wie umgewandelt. So wollte er nie Nachbars Katze anfassen, und jetzt sei sie sein ein und alles.

„Kommst du in mein Zimmer?“ Torsten führt seine Glanznummer vor. Er schüttelt eine Tonbandkassette und verkündet den Titel: „Benjamin Blümchen.“ Stimmt. „Bibi Blocksberg.“ Stimmt. „Hui Buh, das Schloßgespenst.“ So geht es eine Viertelstunde lang, bis er fast alle seine Kassetten richtig am Geräusch erkannt hat. „Gell, ich kann das, daß es eine wahre Pracht ist!“

Wenn Angela Fahrrad fährt, führt sie das nicht vor, sie macht es einfach. Während ihr Vater Domenico D. immer wieder sorgenvoll vom Balkon aus nachschaut, wie sie die Spielstraße auf und ab radelt, bleibt die Mutter Monika ruhig im Wohnzimmersessel sitzen: „Laß sie doch fahren. Und wenn sie fällt, dann fällt sie.“ Wie ist Angela so selbständig geworden? „Wir haben nichts Besonderes gemacht. Sie war schon immer so wild und neugierig, hat alles angefaßt und sich unglaubliche Sachen zugeutraut.“ Die beiden zeigen Fotos, auf denen Angela sich von der Höhe des Gitters rückwärts in ihr Kinderbett fallen läßt. „Natürlich haben wir viel mit ihr gespielt und ihr alles gezeigt, wie es halt kam.“

Echos offenbaren, wo eine Mauer den Weg versperrt

Um Angelas Weltsicht besser kennenzulernen, hat die Mutter vieles erst mal selbst im Dunkeln ausprobiert: etwa Zahnpasta auf die Zahnbürste drücken oder Schnürsenkel binden. Und wenn Angela ein Spielzeug verloren hatte, dann mußte sie es selber suchen: „Ich denke, blinde Kinder sollten ganz normal erzogen werden – vielleicht noch ein bißchen normaler.“

Viele Tricks hat Angela spontan entwickelt: „Als sie gerade krabbeln konnte“, berichtet Monika D., „hat sie angefangen, dauernd zu schnalzen. Wir haben zuerst gedacht, was fehlt dem Kind nur. Dann haben wir begriffen, daß sie sich Echos macht, um den Raum wahrzunehmen.“ Auch beim Fahrradfahren schnalze sie und stoße vielleicht deshalb an keine Mauer.

Wann hat Angela begriffen, daß sie blind ist? „Sie hat schon bald mitbekommen, daß wir zum Beispiel wissen, wo ein

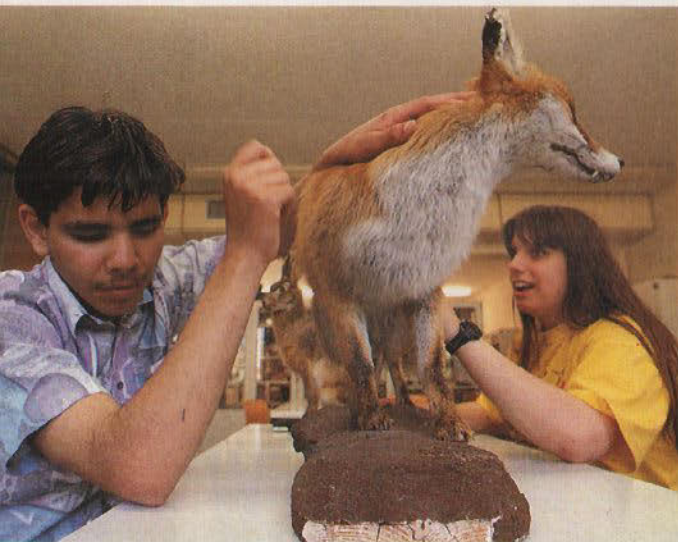
Nur wer den Alltag meistert, wird mobil



Duschen, Zähneputzen, Anziehen: Das morgendliche Ritual erledigt der geburtsblinde Ullrich allein. Hilfe zur Selbsthilfe – und das möglichst früh – ist überaus wichtig. Dazu gehört auch, mit den Kindern das richtige Verhalten im Straßenverkehr zu üben



Mit den Händen die Natur begreifen



Wer nicht sehen kann, muß fühlen: Durch Anfassen einer Wiesenblume, eines Fuchses oder eines Zwiebelmodells gewinnen die Kinder eine sinnliche Vorstellung von der Vielfalt der Natur, wie sie keine noch so einfühlsame Erklärung mit Worten vermitteln kann

Ball liegt, den sie weggeworfen hat.“ Zu grübeln habe sie aber erst begonnen, als sie im Alter von ungefähr drei Jahren merkte, daß andere Kinder diese Fähigkeit ebenfalls besaßen.

Nicht nur Tasten, Hören – und vielleicht der siebte Sinn – ersetzen Blinden das Augenlicht, sondern auch der Verstand: Wie sieht beispielsweise ein Elefant aus? „Die übliche Methode ist, die Kinder eine Elefantenskulptur ertasten zu lassen. Doch es geht auch ganz anders“, sagt Ursula Schuh, die an der Lebacher Schule Werken unterrichtet. „Ich wollte, daß die Schüler die Form des Elefanten nicht nur kennen, sondern auch begreifen.“

Die Jungen und Mädchen durften das Tiermodell zunächst nicht befühlen. Statt dessen erzählte Ursula Schuh ihnen, „wie groß und schwer ein Elefant ist. So daß die Schüler von selbst drauf kamen, daß die Beine sehr dick sein müssen.“ Der riesige Kopf: Kann der Elefant da einen langen Hals haben wie eine Giraffe? Nein, der Hals muß kurz und gedrunken sein. Und so weiter. „Dann haben die Schüler nur aus ihrer Vorstellung und ihrem Wissen heraus ziemlich realistische Elefanten geformt.“ Letztlich sei das Ergebnis auch nicht so bedeutsam: „Viel wichtiger und spannender sind die Erfahrungen auf dem Weg dahin.“

Im Regal des Werkraumes stehen modellierte Tonköpfe, die eindrücklich zeigen, wie Blinde und Sehbehinderte wahrnehmen. Bei Sehbehinderten scheint der optische Sinn zu dominieren: Viele der von ihnen geformten Köpfe gleichen Kartoffeln, die Gesichter sind kaum angedeutet. Einige dieser Kinder können sie nur so – verschwommen – erkennen. Völlig Blinde dagegen schaffen oft überaus plastische, karikaturenhafte Antlitze: Kräftig arbeiten sie alles Tastbare wie Nase und Mund heraus, die Augen sind manchmal regelrechte Kegel. Von archaischer Wucht sind an der Wand hängende, von Blinden geformte Tonmasken – wild und schief, mit wulstigen Mündern, gewaltigen Nasen und mit Augen wie Kohlen, wie Ananasscheiben, wie Rüben. Schlammgeborene Götter.

„Hopp, Torsten! Spring!“ Wasser, das ist ein schwarzer Abgrund unter ihm. Ängstlich hat Torsten die Höhe des Startblocks ertastet, ist zögernd hochgekrabbel. „Heute lieber nicht!“ – „Doch, Torsten, heute.“ Er bibbert und verhandelt. „Jetzt komm, Torsten, hopp!“ Und Torsten springt. Zum erstenmal in seinem Leben. Taucht auf, strahlt, hüpfte im Wasser: „Gell, ich kann das, daß es eine wahre Pracht ist!“ □



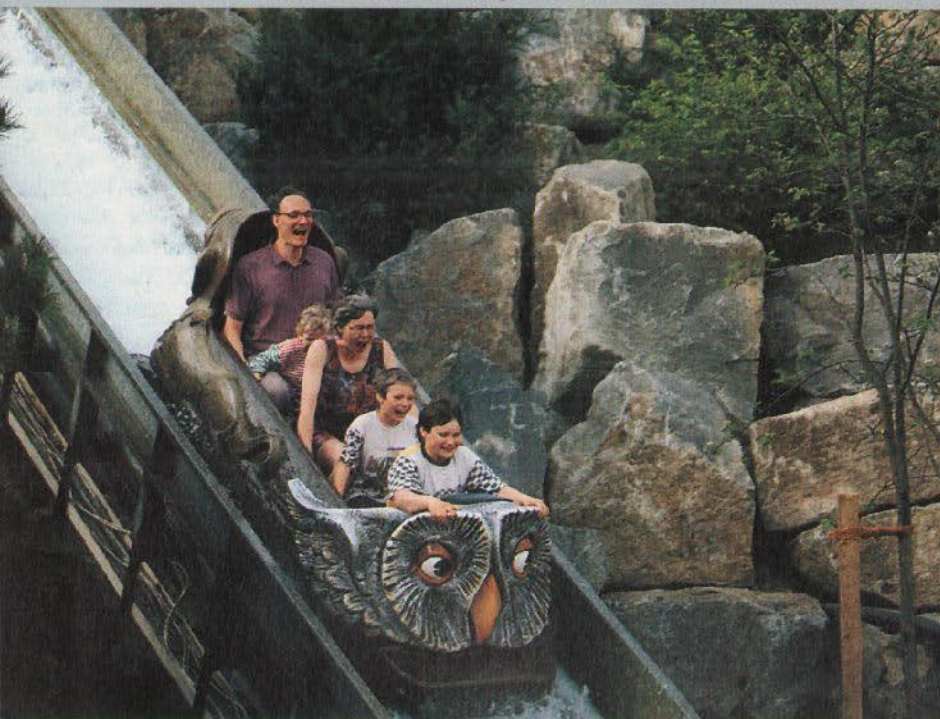
Der Welt die Stirn bieten: Die Details, die

Der Neurobiologe **Franz Mechsner**, 39, schreibt seit Jahren für GEO-Wissen. Der Fotograf **Stefan Warter**, 32, gibt mit dieser Reportage sein Debüt in diesem Magazin.



Angela mit Fingerspitzengefühl ertastet, fügen sich in ihrem Kopf zu einem runden Bild von der Erde

Eine Familie ist ein Kosmos für sich – voller Leben, Lust und Liebe, aber auch voller Konflikte. Das tägliche Gegeneinander und die Versuche einer Erziehung schildert GEO-Redakteur Henning Engeln am Beispiel seiner eigenen Familie: seiner Frau Bärbel und seiner Kinder Jo, Ingmar und Vincent Varain



Spiel mit Grenzen

Es ist ein Morgen wie jeder andere, viertel nach sieben. Vincent, dreieinhalb Jahre alt, sitzt am Frühstückstisch, fuchtelte mit einem Messer in der Luft herum und blitzt mich unternehmungslustig an.

„Leg das sofort hin!“ ermahne ich meinen jüngsten Sohn. Er grinst verschmitzt, dann senkt er das Besteck. Doch schon leuchtet in seinem Gesicht eine neue Idee auf.

„Säge, säge, säge“, singt er und raspelt dabei mit dem Messer an der Tischkante. Ich springe auf, um ihm das Werkzeug zu entreißen. Darauf hat er nur gewartet, hüpfte mit einem Juchzer vom Stuhl und rennt davon. An der Tür erwische ich ihn, entwinde ihm das Messer und bin froh, daß er sich dabei nicht schneidet.

Inzwischen ist Jo, mit zehn Jahren unser Ältester, zum Frühstück erschienen – schlaftrunken und mit ungekämmten Haaren. „Guten Morgen!“ begrüßt ihn Bärbel, meine Frau. Statt einer Antwort grapscht er nach einer Scheibe Brot und beschmiert sie mit Margarine.

„Milch!“ kommandiert er.

„Wie heißt das?“ fragt seine Mutter.

„Gib mir die Milch – BITTE!“

„Das war nicht der richtige Tonfall“, sagt sie und rührt keinen Finger. Genervt erhebt er sich und holt die Milch selber.

Dann ertönt ein Verzweiflungsschrei aus der oberen Etage: „Wo ist meine Hose?“ ruft Ingmar, der Achtjährige. Jetzt wühlt er wieder in der Schublade: Die eine Buxe ist zu groß, die andere zu klein, die dritte zu kratzig und die vierte zu doof. Gleich wird er die Wand anstarren, warten, bis wir nach ihm rufen, und dann klagen: „Aber ich hab' keine Hose!“ Bis er schließlich doch eines der ungeliebten Kleidungsstücke übergestreift hat, ist es nach halb acht, und wir



Debatten gibt es schon am Frühstückstisch



Vincent, komm jetzt endlich zum Anziehen... Ätschi-bätsch, fang mich doch!

müssen die Kinder antreiben, damit sie noch rechtzeitig zur Schule kommen.

Ein ganz normaler Morgen in einer ganz normalen Familie: drei Söhne, drei Methoden, ein harmonisches Familienfrühstück zu verhindern. Muß Erziehung eigentlich zwangsläufig ein Durchwursteln mit vielen Rückschlägen bleiben – oder machen wir irgendwas falsch?

Früher, als autoritäre Erziehung die Regel war, erschien alles einfacher: Die Eltern bestimmten, die Kinder gehorchten. Heute, erläutert Stefan Schmidtchen, Kinderpsychologe an der Universität Hamburg, suchen die meisten Eltern ihren Weg zwischen einem demokratischen und einem egozentrischen Erziehungsstil.

Demokratie heißt: Jeder hat Rechte und Pflichten, über die im Familienrat beschlossen wird. Zwar entscheiden Eltern etwa bei wichtigen Fragen wie der Sicherheit oder Gesundheit weitgehend allein. Aber sonst muß verhandelt werden. Und auch wer überstimmt worden ist, hat einen Kompromiß mitzutragen.

Eltern mit einem egozentrischen Erziehungsstil hingegen scheuen den Aufwand und die Konflikte, die eine Diskussion über kindliche Pflichten mit sich bringt. Sie lassen einfach alles durchgehen. „Das vermittelt das Bild: „Jeder ist sich selbst der nächste“, klagt Schmidtchen. „Diese Haltung führt in

die Anspruchsgesellschaft, den Ego-Staat, in dem jeder nur Rechte, aber keine Pflichten mehr kennt.“

Dieser Stil sei jedoch keine antiautoritäre Erziehung, betont der Psychologe. Die sogenannten 68er wollten ihre Kinder ja ursprünglich aktiv gegen jede Form von Autorität wappnen und so zu freien Menschen formen. „Eltern mit einem egozentrischen Erziehungsstil haben das total mißverstanden. Sie bleiben passiv und spüren keine erzieherische Verantwortung mehr.“

Bei uns zu Hause – so jedenfalls sehen es meine Frau und ich – geht es eher demokratisch zu. So demokratisch zumindest, daß wir Debatten durchstehen müssen, wenn wir Fragen wie „Kann ich was Süßes?“ oder „Dürfen wir Computer spielen?“ mit einem mehr oder weniger wohlüberlegten „Nein“ beantworten.

Nur mit Vincent können wir noch nicht argumentieren. Öfter als es bei seinen älteren Brüdern je der Fall war, müssen wir ihn physisch von seinen Plänen abhalten. Das hat schon im Alter von einem Jahr begonnen: Wenn wir nicht aufpaßten, verteilte er Öl, Klebstoff und Zahnpasta auf dem Teppichboden, zerschnitt Elektrokabel, Bettlaken und Schlafanzüge, bekritzelte Wände, machte das Spielzeug der Großen kaputt. Heute schmiert er uns Popel an die Hose, rupft im Garten Pflanzen aus oder schmeißt einem ir-

gend etwas an den Kopf. Manchmal können wir über seine Einfälle auch lachen – zumindest im Nachhinein. So wie an jenem Morgen, als aus dem Teekessel Seifenblasen quollen: Der Kleine hatte am Abend zuvor eine Ladung Spüli hineingekippt.

Es gibt eben Kinder, stellt die Berliner Psychologin Helga Gürtler fest, die besonders aktiv und anstrengend, aber auch erfrischend lebendig sind. Solche Abweichungen seien ganz normal und kein Grund zur Besorgnis. „Nur sind unsere Wohnungen, unsere Spielplätze und Straßen auf lebhaftere Kinder nicht eingerichtet.“

Manchmal jedoch haben Lärm und Randalie – nicht nur bei einem Wirbelwind wie Vincent – offenkundig nur einen Zweck: die Eltern zu ärgern und bis zur Weißglut zu reizen. Dann sucht das Kind nach Grenzen, wie die Hamburger Autorin Astrid von Friesen erläutert: „Instinktiv weiß schon ein kleines Kind, daß diejenigen, die zu manipulieren sind, letztlich keinen Schutz gewähren können. Also attackiert es seine Eltern, um endlich einmal deren Stärke in Form einer Be-Grenzung zu spüren. Denn Stärke bedeutet ja auch: Hier kann ich mich anlehnen. Begrenzung heißt immer auch: Berührung und Kontakt.“



Magie des Bildschirms: ohne Drohung kein Ende

Und bei unserem Kleinsten kommt anscheinend ein weiterer Faktor hinzu. In den meisten Familien, erklärt Stefan Schmidtchen, hat das jüngste Kind den größten Spielraum. Das älteste hingegen hat alle Erziehungsversuche noch ungeübter Eltern abbekommen, erhält die meisten Pflichten und gerät durch die Geburt von Geschwistern unter Druck. „Plötzlich steht es nicht mehr im Zentrum des Interesses“, sagt der

Forscher, „und fühlt sich zu kurz gekommen. Besonders bei einem geringen Altersabstand kann das zu massiven Rivalitäten führen.“

Dieser Konkurrenzkampf ist auch zwischen unseren älteren Söhnen an der Tagesordnung: Da möchte zum Beispiel Ingmar Honig zum Frühstück. Jo will seinem Bruder zuvorkommen, und beide rasen um die Wette zum Kühlschrank. Ingmar ist schneller und hält das Glas triumphierend in Händen. Dann aber stellt er seine Beute ab, um Margarine auf die Scheibe zu schmieren. Jo beugt sich über den Tisch, um den Honig wegzuschnappen, doch Ingmar hat diesen mit einem Aufschrei schnell wieder umklammert.



Das Thema Schule vereint Mutter und Kinder

„Jooo!!!“ rufe ich. „Laß das, Ingmar hatte den Honig zuerst.“ Der Gescholtene protestiert: Schließlich habe er schon Margarine auf seinem Brot. Beleidigt zählt er auf seiner Stoppuhr die Sekunden. „Da hätte ich mir ja schon dreimal Honig nehmen können, bis der fertig ist“, motzt er und fühlt sich mal wieder ungerecht behandelt.

Dazu gibt es häufig Anlaß. Im Konflikt mit den Erwachsenen sind Aufräumen, wie oft und wie gründlich die Kinder sich zu waschen haben sowie der Speiseplan besonders ergiebige Reizthemen. Die Eltern mögen nicht jeden Tag Pommes, Pizza oder Würstchen, die Kleinen verabscheuen alles andere. Am Sonntag etwa soll es Spargel mit Sauce hollandaise geben, dazu Salzkartoffeln und Kasseler. Doch als wir unsere Söhne zum Essen rufen, verziehen Jo und Ingmar die Gesichter: „Igit! Da ist ja überhaupt nichts bei, was man essen kann!“

„Aber ihr mögt doch wenigstens Kartoffeln, Kartoffeln mit Butter“,

lockt meine Frau. „Und Jo, du ißt doch eigentlich Fleisch.“

„Bäh, Kartoffeln, immer gibt es bei uns nur Kartoffeln. Seit drei Tagen sag' ich euch, daß ich überhaupt keine Kartoffeln mag. Und Kasseler mag ich schon gar nicht.“

„Bratkartoffeln, Pommes und Kroketten magst du aber, das sind doch auch Kartoffeln“, wirft Bärbel ein.

„Das ist ganz was anderes“, protestiert Jo. „Du würdest doch auch kein rohes Fleisch essen!“

„Wir wollen Müsli“, tönt nun Ingmar.

„Es gibt aber kein Müsli!“ beharren wir. „Und wer nicht essen will, was auf dem Tisch steht, der kriegt überhaupt nichts. Es wird zumindest mal probiert.“

Da sitzen sie dann, Ingmar quer auf dem Stuhl und Jo an die Wand starrend. „Ich finde das gemein“, mault Ingmar, „warum sollen wir hier sitzen, wenn wir das Essen nicht mögen.“ Schließlich geben wir nach und lassen die Großen in ihr Zimmer gehen. Dann gelingt es uns, zumindest Vincent, der sich vorher von der Verweigerung seiner Brüder hatte anstecken lassen, zum Probieren zu überreden. Und siehe da, plötzlich schmeckt es ihm. Die Großen brutzeln sich später Bratkartoffeln.

Wenigstens in den Frühjahrsferien an der Ostsee hofften wir, von Konflikten verschont zu bleiben: vier erholsame Tage an der frischen Seeluft, freie Essenswahl im Restaurant und Besuche im Erlebnis-Hallenbad mit Wasserfällen, Gegenströmung und Riesenrutsche als Bonbon für die Kinder. Am ersten Tag gehen wir Pizza und Spaghetti essen, dann ins Schwimmbad, am nächsten Vormittag wieder ins Schwimmbad. Es scheint tatsächlich eine friedliche Ferienstimmung aufzu-



Ohne Vitamine kein Nachtfisch

kommen – bis wir am Nachmittag einen Strandspaziergang vorschlagen.

„Wir wollen aber nicht an den Strand“, brummt Ingmar. Die Eltern werben um Entgegenkommen: „Aber heute vormittag, da waren wir ja auch mit euch im Schwimmbad, da hattet ihr euer Vergnügen. Nun könnt ihr uns mal einen Gefallen tun und mit an den Strand gehen, auch wenn es euch nicht gefällt.“



Eher selten: Momente der Ruhe und Nähe

„Wieso?“ entgegnet Jo, „ins Schwimmbad zu gehen, das war doch euer eigenes Vergnügen, das hat euch doch selbst Spaß gemacht.“

„Na ja“, brummele ich, von der Argumentation meines Sohnes in Verlegenheit gebracht, „das hat uns Spaß gemacht, weil wir es mit euch zusammen gemacht haben, weil es für euch ein Vergnügen war.“

„Aber wir wollen trotzdem nicht an den Strand“, beharrt Ingmar. „Der Strand ist doof. Und außerdem wollt ihr da immer nur wandern.“

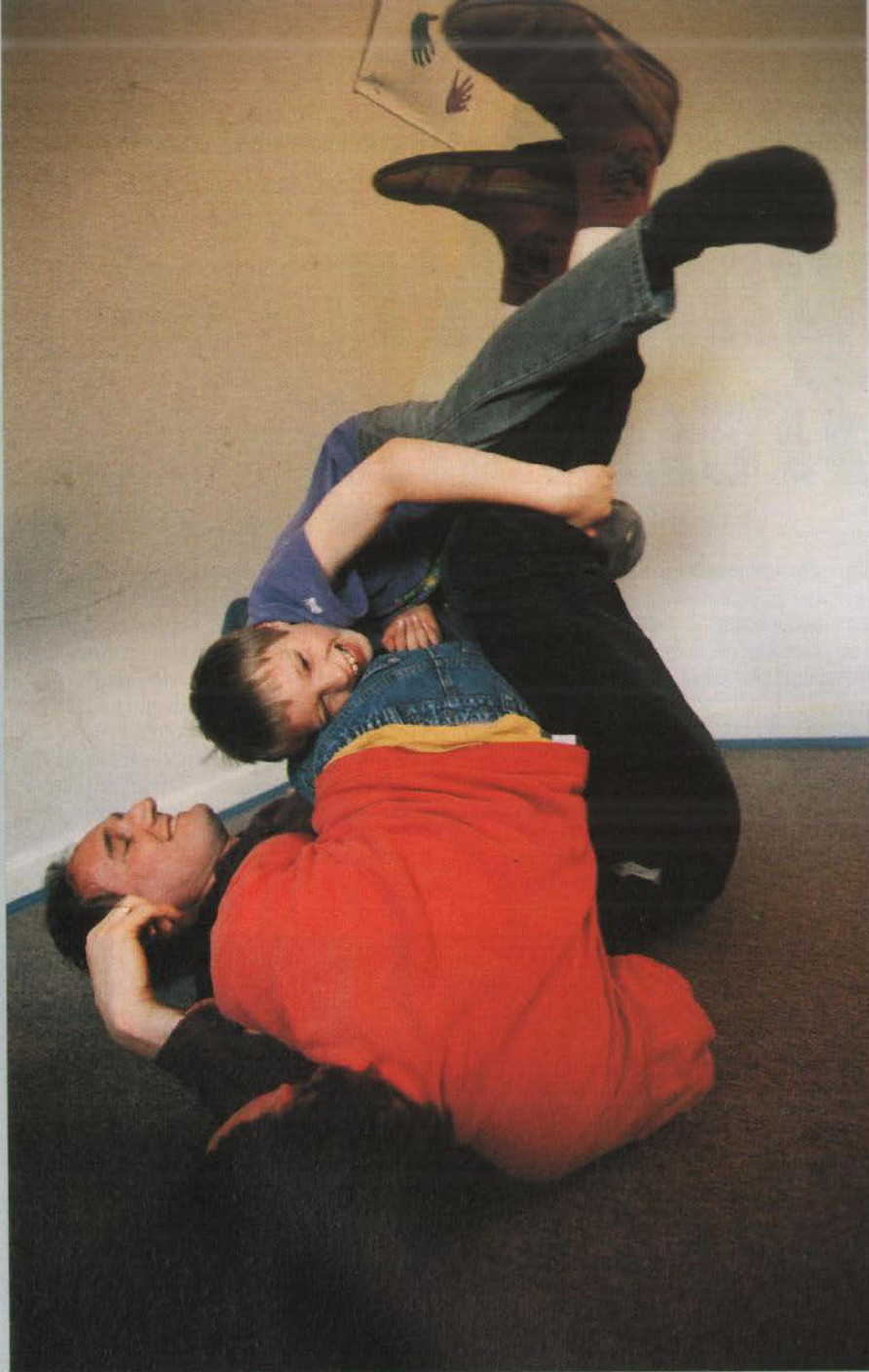
„Wir müssen ja nicht herumlaufen, wir können auch an einer Stelle bleiben.“

„Aber was soll man am Strand schon machen?“

„Da kann man Steine ins Wasser schnippen, Muscheln sammeln, tote Krebse oder Seesterne finden. Oder im Sand etwas bauen. Man braucht nur etwas Phantasie.“

Wir gehen aber nicht mit“, versteift sich Ingmar, und auch Jo räkelt sich auf dem Sofa, ohne die geringsten Anstalten zum Aufstehen zu machen. Als letzten Ausweg sehe ich nur die nackte Drohung und brülle: „Ich zähle jetzt bis drei, und wenn ihr dann nicht fertig seid, gibt es ein gewaltiges Donnerwetter!“

Nun endlich raffen sie sich auf und ziehen protestierend Jacken und Schuhe an. Doch die Stimmung ist hin, und



Das größte Vergnügen: Hau den Vater! Solche Tobe-Runden sind oft Abschluß des Tages

Schuldgefühle plagen den autoritären Vater. Eine Drohung, womöglich in Gewalt ausartend – eine Bankrotterklärung des elterlichen Wirkens.

Gibt es überhaupt eine „Erziehung“? Bewirkt sie etwas? Oder ist das, was wir so nennen, nur der mehr oder weniger geglückte Versuch, irgendwie miteinander zurechtzukommen? Stärker von der Tagesform geprägt als von ehernen Prinzipien? Auch unter den Fachleuten herrscht keine Einigkeit darüber. Rainer Dollase, Psychologe und Erziehungswissenschaftler an der Universität Bielefeld, meint etwa: „Oft

weiß man gar nicht, wieso jemand gut mit seinem Kind klarkommt. Und ein kritischer Blick in die Resultate der Erziehungsforschung zeigt eher solides Nichtwissen denn gesicherte Erkenntnis.“

Viele Wissenschaftler warnen daher vor dem Versuch, allgemein gültige Normen für Erziehung aufstellen zu wollen. Der berühmte Kinderpsychologe Bruno Bettelheim etwa geißelte die „Arroganz der selbsternannten Experten, die anderen Menschen Verhaltensvorschriften oder Ratschläge in einer solch intimen und privaten Sphäre ge-

ben wollen. Das Wichtigste ist, daß Eltern sich selbst Lösungen für Erziehungsprobleme zutrauen.“

Ohnehin formt die Kinder nicht so sehr, was die Erwachsenen sagen. „Entscheidend ist, wie Eltern sich im Alltag verhalten“, sagt der Hamburger Erziehungspsychologe Reinhard Tausch. „Kinder sehen zum Beispiel, wie ihre Eltern Schwierigkeiten bewältigen und ahmen das – bewußt oder unbewußt – nach.“ Auch Stefan Schmidtchen betont die Vorbildfunktion der Erzieher: „Wenn die Kinder erwachsen sind, imitieren sie das Verhalten der eigenen Eltern, auch wenn sie sich als Kinder anders verhielten.“

Ohnehin haben die lieben Kleinen im Augenblick eine ganz andere Sicht der Dinge: „Völliger Quatsch, also irgendwie völliger Quatsch, was du da geschrieben hast“, kommentieren sie meinen Bericht. „Zum Beispiel stimmt das gar nicht, daß wir im Schwimmbad waren, bevor wir zum Strand gegangen sind. Wir haben gefrühstückt, dann wollten wir unsere Ruhe haben, und es war ganz gemütlich, und dann heißt es hopp, hopp, jetzt müßt ihr an die frische Luft. Außerdem meckern die Erwachsenen viel öfter, als hier drinsteht. Und bei einem Streit, da haben eigentlich beide schuld, nicht nur die Kinder. Aber den Ärger kriegen nur die Kinder – wir haben halt nicht soviel Macht.“

Trotzdem sind auch bei uns wieder ruhigere Zeiten eingeleitet. Ob nun die Gespräche anläßlich dieses Artikels Wirkung zeigten, ob sich das Nervenkostüm der Eltern erholt hat oder ob einfach eine andere Entwicklungsphase erreicht ist – eines Nachmittags jedenfalls rufe ich hoch in den ersten Stock: „Jo, der Mülleimer müßte mal wieder geleert werden!“ Statt des erwarteten Protests tönt es zurück: „Ich komme gleich.“ Und er kommt tatsächlich!

„Das Messer darf man nicht ab lecken“, bekommen die Eltern neuerdings von den beiden Großen zu hören, oder: „Kein Wunder, wenn wir Schimpfworte in den Mund nehmen, ihr flucht ja selber dauernd.“ Der kleine Bruder wird ermahnt: „Mach doch das Computerspiel aus, Vincent. Davon bekommt man ganz schlechte Augen.“

Und eines Morgens heißt es am Frühstückstisch in ganz normalem, friedlichen Ton: „Kann ich bitte die Milch haben?“ □

Eine seelische Tortur ist der Bruch der Partnerschaft

schon für viele Erwachsene. Noch mehr aber leid

Das Trauma der Trennung

VON NICK MARTINS; ILLUSTRATION: BRUCE SHARP

Zaghast und ein bißchen ängstlich gibt Max mir die Hand. Kein Wunder. Ein Fremder kommt zu Besuch, um ihm, einem Zehnjährigen, unangenehme Fragen zu stellen: über ihn, seine alleinerziehende Mutter und über den Vater, der vor fünf Jahren ausgezogen ist.

Doch als wir rausgehen auf den Brennerberg, ein grünes Karree im tristen Ostberliner Stadtteil Pankow, verliert der Junge seine Scheu. Kundig führt er mich über steile Hänge in Buschhöhlen, wo er oft mit Freunden sitzt. Dort erzählt er von seinem Idol Michael Jackson und daß er später, wenn er groß ist, einen Abschleppdienst aufmachen will. Seinen Vater sieht Max regelmäßig, fährt mit ihm oft zum Angeln. „Aber manchmal“, gesteht er traurig, „vermiss’ ich ihn trotzdem.“

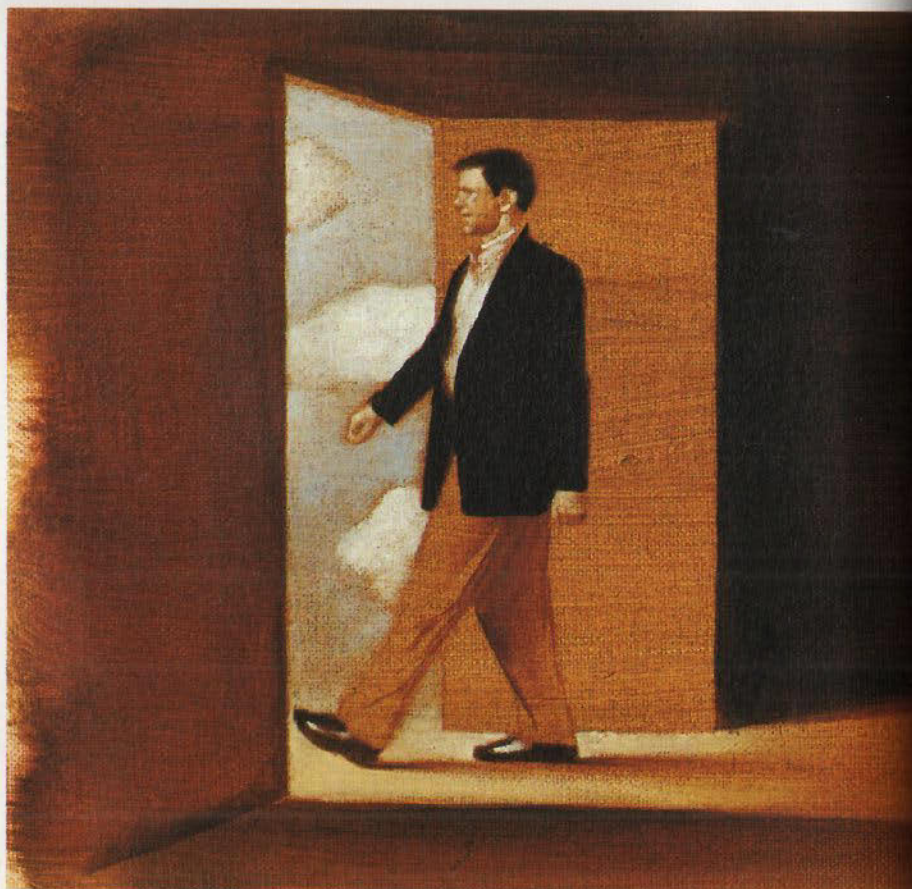
Max wirkt sehr höflich und brav. Ist er vielleicht überangepaßt? Womöglich um seine Mutter durch Wohlverhalten zu binden? Als hätte er meine Gedanken erraten, klettert der Turnschuh-Knirps mit einem Freund auf einen Sandberg und bewirft eine Gruppe von Mädchen mit Erdklumpen. Die kichern und werfen zurück. Nein, ich jedenfalls kann nichts Auffälliges an ihm entdecken. Sogar für die verbeulten Spielzeugautos in seinem Zimmer findet sich eine Erklärung: Es sind keine Objekte der Aggressionsabfuhr, sondern „Unfallautos“, mit denen er „Abschleppdienst“ spielt.

Kritische Blicke sind für Max, seine beiden älteren Schwestern und die 36jährige Mutter Karin Schneider* lei-

dige Gewohnheit. Seit der Scheidung von ihrem Mann ärgert sich die ganztags arbeitende Sozialpädagogin über die „soziale Kontrolle“ durch Nachbarn und Kollegen: „Die suchen immer ein Haar in der Suppe. In allem, was sie sagen, schwingt der Vorwurf mit: Man kann es doch gar nicht allein schaffen, ohne Mann mit drei Kindern.“ So bekam sie zum Beispiel im

Kinderhort, als Max auf dem Weg dorthin einmal hingefallen war, zu hören: „Muß denn das sein, daß Sie Ihren Sohn mit ungewaschener Hose herbringen?“ Als ob der Junge das Haus bereits mit dreckiger Kleidung verlassen hätte.

„Die Leute unterstellen“, klagt Karin Schneider, „daß meine Kinder in chaotischen Verhältnissen leben und



*Die Namen wurden geändert. Red.

verwahrlosen.“ Davon kann jedoch in ihrer vorbildlich gepflegten Wohnung, in der sowohl der Sohn als auch beide Töchter ein eigenes Zimmer haben, keine Rede sein.

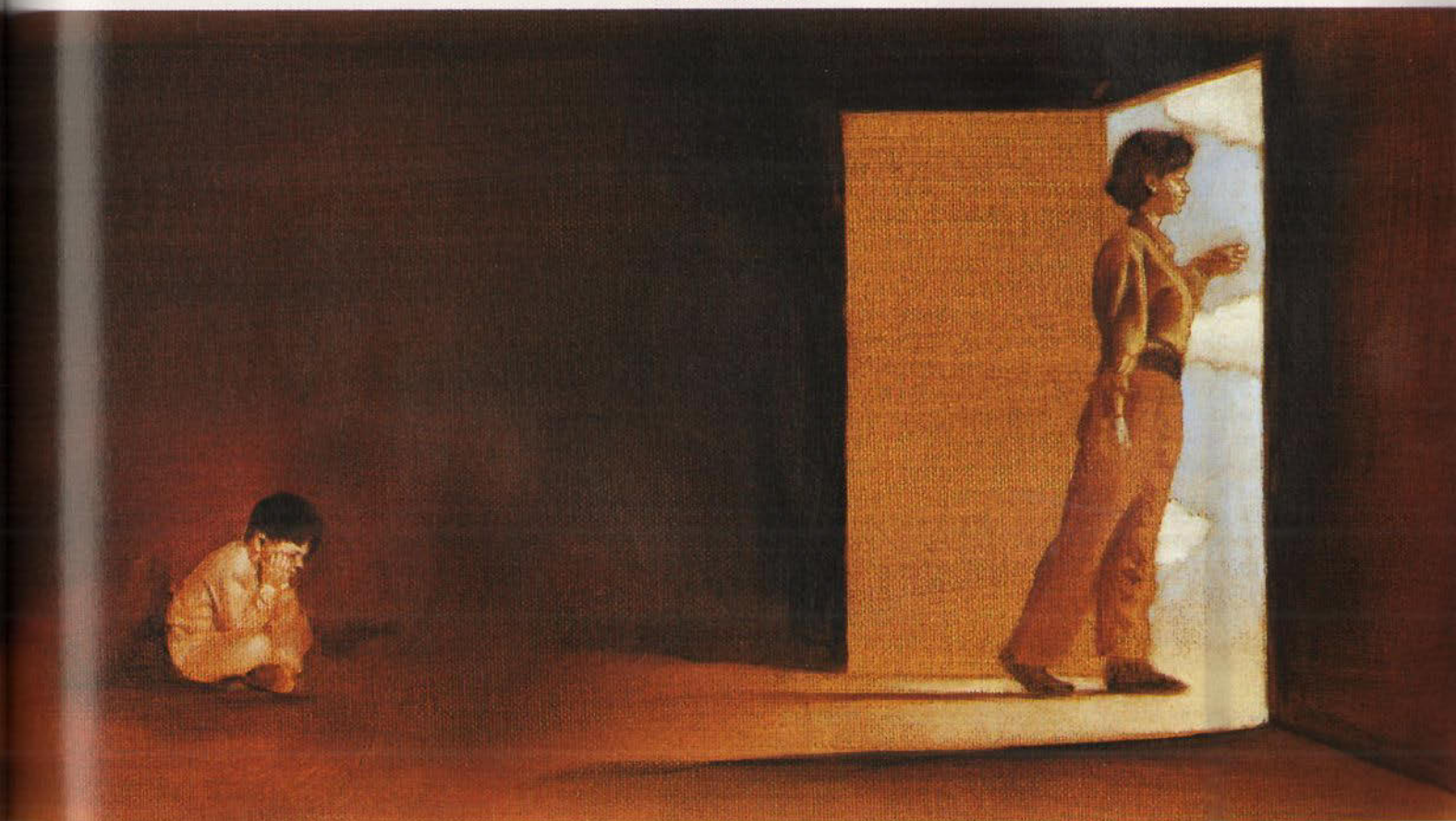
Mit Skepsis und Vorurteilen müssen sich viele der rund 1,5 Millionen Ein-Eltern-Familien in Deutschland herumschlagen, in denen noch nicht mündige Kinder aufwachsen. Ihre Zahl

ist in den letzten Jahren, ebenso wie die der Scheidungen, ständig größer geworden. Heute zerbricht hierzulande jede dritte Ehe, jedes siebte Kind wächst bei einem einzigen Elternteil auf. Meist bei der Mutter:

Wenn Vater oder Mutter geht, fühlen Kinder sich alleingelassen. Sie verstehen oft nicht, weshalb die Eltern sich nicht mehr lieben. Denn sie selbst lieben immer noch beide

Frauen stellen 86 Prozent der Alleinerziehenden.

Nach der Scheidung, die in drei von vier Fällen von der Frau beantragt wird, erhält nur jede zweite Ex-Ehefrau vom früheren Partner Kindes-Unterhalt, jede dritte Ehegatten-Unterhalt. Viele geraten dann plötzlich in eine soziale Notlage. Nicht zuletzt deshalb stehen über die Hälfte der Single-



Mütter, ebenso wie fast alle Single-Väter, im Beruf. Auch wenn zwei Drittel dieser Frauen „nur“ teilzeitbeschäftigt sind – für fast alle ist es eine rastlose Hatz zwischen Kindern und Küche, Knete und Karriere.

Das Vorurteil, Kinder berufstätiger Mütter seien grundsätzlich benachteiligt, konnten Wissenschaftler inzwischen allerdings entkräften. Die Heidelberger Medizinerin Ingrid Gerhard etwa untersuchte die Entwicklung von 600 Kleinkindern zwischen Geburt und viertem Lebensjahr: Ihre Befunde deuten daraufhin, daß die Söhne und Töchter erwerbstätiger Frauen sogar seltener verhaltensauffällig sind als der Nachwuchs von „Nur-Hausfrauen“. Und die Wiener Psychologin Brigitte Rollett kam bei der Befragung Heranwachsender zwischen zehn und 15 Jahren zu dem Ergebnis, Sprößlinge berufstätiger Mütter seien häufig besonders selbständig und sozial kompetent.

Schlüsselkinder leiden nicht, wenn sie sich geliebt fühlen

„Ob eine Frau berufstätig ist, halte ich für vollkommen unwichtig“, sagte auch der bekannte Kinderpsychologe Bruno Bettelheim. „Wichtig ist, daß die Mutter sich auf das Kind freut, wenn sie nach Hause kommt.“ Denn den „Schlüsselkindern“, die meist nachmittags unbetreut bleiben, geht es den wissenschaftlichen Studien zufolge nur dann gut, wenn sie sich der Liebe des alleinerziehenden Elternteils sicher sein können und stets wissen, wo die Bezugsperson zu erreichen ist. Zudem brauchen sie regelmäßige Zeiten intensiver Zuwendung, etwa wenn die Mutter nach Hause kommt.

Karin Schneider läßt es da an nichts fehlen. Fürsorglich umhegt sie ihre Kinder nach der Arbeit. Trotz der „Doppelbelastung“ mit Job und Familie sei die Scheidung „für alle das Beste gewesen“, meint sie rückblickend. Die letzten Ehejahre hätten sie zermürbt: „Ich war im Grunde schon damals alleinerziehend. Abends waren meinem Mann die Kinder lästig, er wollte seine Ruhe.“ Als er immer öfter alkoholisiert nach Hause kam und randalierte, trennte sie sich von ihm.

Mehr als die Hälfte aller Alleinerziehenden hat eine Ehe hinter sich. Ein

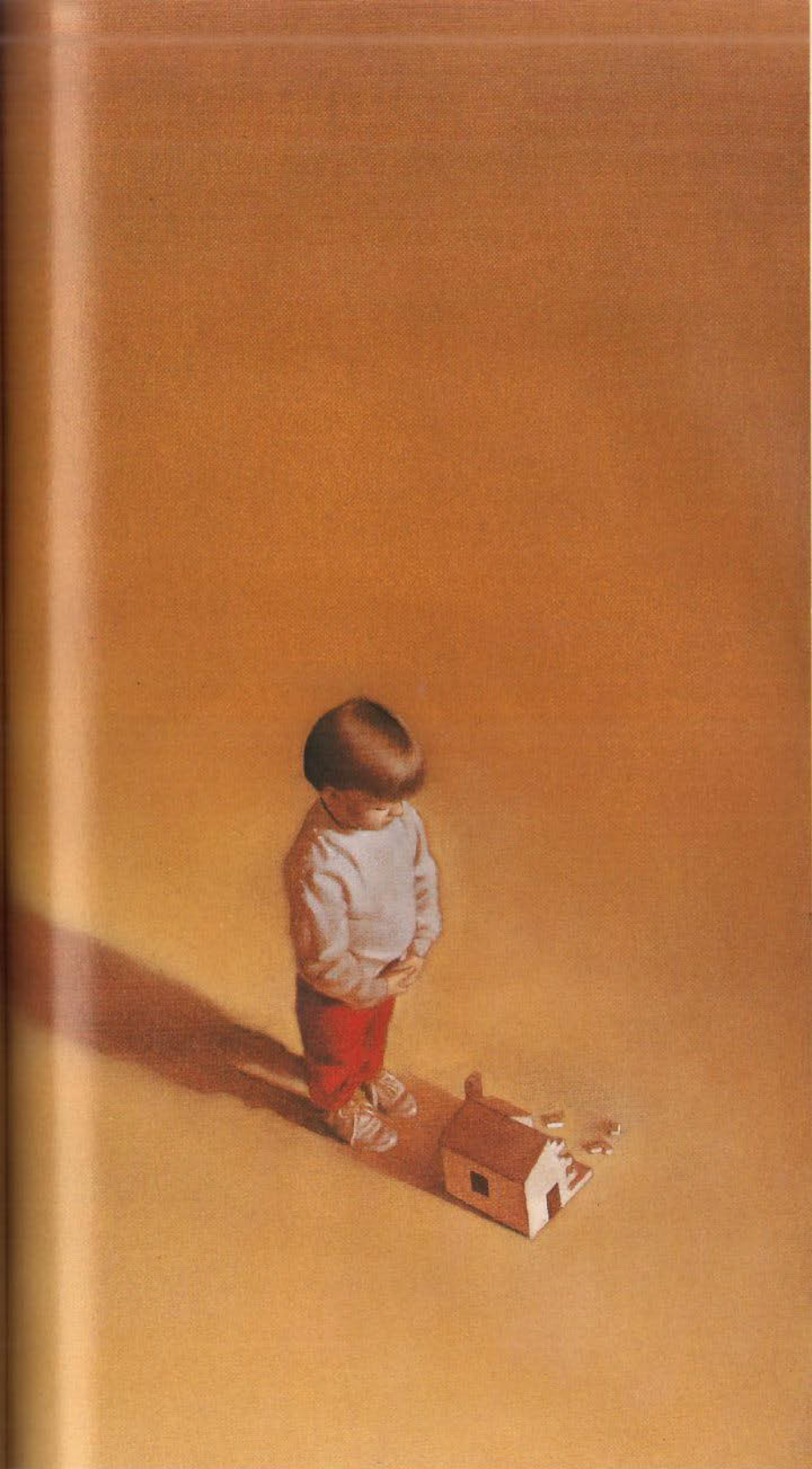
weiteres Drittel der Mütter und ein Viertel der Väter war nie verheiratet. Oft zerbricht die Beziehung während der Schwangerschaft. Mitunter aber verzichten Frauen auch von vornherein auf eine Heirat – wie Anke Weber aus Hamburg-St. Pauli.

Die 39jährige Diplom-Pädagogin lebt seit ihrem Studium in einer Wohngemeinschaft. Ihre Tochter Paula hat dort vor zehn Jahren als Hausgeburt das Licht der Welt erblickt. Mit Paulas Vater wollte die junge Mutter nicht zusammenziehen, weil sie die „Abhängigkeit von einem Mann“ fürchtete: „Ich hätte Erstickungsgefühle bekommen.“ Drei Jahre später trennten sich die Eltern. Der Vater hielt allerdings engen Kontakt zu seiner Tochter. Und Paula, einem Wirbelwind vom Typ Pippi Langstrumpf, hat das Arrangement augenscheinlich nicht geschadet.

Die Entscheidung, den Nachwuchs allein großzuziehen, ist jedoch weder Anke Weber noch Karin Schneider leichtgefallen. Beide wurden anfangs von „wahnsinnigen Schuldgefühlen“ gequält, weil sie das Wohl ihrer Kinder scheinbar egoistischen Interessen untergeordnet hatten. Wie die meisten Alleinerziehenden fürchteten sie um die seelische Gesundheit ihrer Sprößlinge: Würden die Kleinen die Konflikte vor, während und nach der Trennung schadlos überstehen? Hätte die Partnerschaft nicht „ihnen zuliebe“ bestehenbleiben müssen?

Suchen Single-Eltern Rat, verschärft sich der Psycho-Stress meist. Presse und Ratgeber-Bücher schildern tragische Einzelschicksale; viele Menschen haben auch im eigenen Bekanntenkreis die gravierenden Konsequenzen einer Trennung erlebt: Oft werden die Kinder zwischen den Eltern hin- und hergerissen und bleiben in ihrer Entwicklung zurück. Ohne Vater oder Mutter fehlt ihnen das entsprechende Rollenmodell. Wenn sie jung sind, geben sie sich selbst die Schuld an der Trennung, und als Erwachsene haben viele Schwierigkeiten, eine intakte Partnerschaft aufzubauen.

Allerdings: Mit der Auswahl einzelner Fälle lassen sich beliebige „Beweise“ für positive und negative Folgen der Trennung finden. Die wissenschaftliche Literatur – meist amerikanische Arbeiten über „broken homes“ – versucht daher, entweder durch intensive Interviews mit relativ großen



**Aus der Traum vom
trauten Heim: Besonders schlimm
trifft es Kinder, die nach der
Scheidung mit Mutter oder Vater umziehen
müssen und so auch noch lieb-
gewonnene Freunde und die gewohnte
Umgebung verlieren**

Stichproben oder durch repräsentative Befragungen zu verlässlicheren Ergebnissen zu kommen. Aber auch die Aussagekraft solcher Untersuchungen leidet immer wieder unter methodischen Mängeln oder den Vorurteilen der Forscher, die sich bei der Planung ihrer Studie nur schwer dem Diktat des Zeitgeistes entziehen können.

Das zeigte sich bereits bei den ersten systematischen Untersuchungen zum Thema „Alleinerziehende“ nach dem Zweiten Weltkrieg. Bei Kindern – insbesondere bei Söhnen – von Kriegerwitwen in den USA machten Psychologen Entwicklungsdefizite aus: Im Vergleich zu Normal-Kindern waren sie weniger intelligent, schlechter sozial angepaßt und häufiger kriminell. Die Forscher hatten allerdings außer acht gelassen, daß Familien ohne Vater durchweg ein niedrigeres Einkommen haben.

Als Erwachsene haben Trennungs-Waisen oft selber Beziehungsprobleme

Wie sich die daraus resultierende soziale Deklassierung auf die Entwicklung von Scheidungskindern auswirkt, ermittelten 1988 die Amerikaner Daniel Mueller und Philip Cooper. Sie verglichen in einer repräsentativen Erhebung 123 junge, alleinerzogene Erwachsene mit Sprößlingen aus ökonomisch ähnlich schlecht gestellten, aber intakten Familien. Beide Gruppen lebten häufiger unter der Armutsgrenze, hatten schlechtere Schulabschlüsse und beruflich weniger Erfolg – Probleme, die zuvor exklusiv als „Trennungsfolgen“ gegolten hatten. Schlechter aber schnitten Scheidungskinder im Privatleben, speziell bei ihren Partnerschaften ab: Sie heirateten seltener, und ihre Ehen zerbrachen mehr als doppelt so oft.

Die seelischen Spätschäden der Scheidung hat besonders eingehend die kalifornische Psychologin Judith Wallerstein studiert. Über einen Zeitraum bis zu 15 Jahren verfolgte sie – in jeweils mehrstündigen Interviews – die Entwicklung von 131 Kindern aus 60 Scheidungsfamilien. Zu Beginn ihrer Studie, 1971, glaubte sie entsprechend der damaligen Lehrmeinung, Kinder und Eltern würden die Scheidung bald verarbeitet haben. Doch nach gut einem Jahr befanden sich die meisten

Familienmitglieder noch immer in einer Krise.

Zehn Jahre nach der Trennung hatten sie zwar 45 Prozent der Kinder überwunden, aber 41 Prozent waren immer noch „ängstlich, vermindert leistungsfähig, hatten ein schlechtes Bild von sich und neigten teilweise zu aggressivem Verhalten“, so die Psychologin. Zwei Fünftel der Söhne im Alter von 19 bis 23 Jahren litten unter dem Gefühl, wenig Kontrolle über ihr Leben zu haben. Zwei Drittel der Töchter gleichen Alters hatten Angst vor einer festen Bindung, sie fürchteten, wie es eine formulierte, „jemanden wie meinen Vater zu heiraten“. Diese Schäden, vermutet Judith Wallerstein, dauern lebenslang an.

Jedoch weist auch ihre Studie methodische Mängel auf. Die Psychologin hatte überwiegend wohlhabende weiße Mittelschichts-Familien untersucht und keine Kontrollgruppe gleichaltriger Kinder und Jugendlicher aus intakten Familien befragt. Am schwersten aber wiegt, daß alle Fallstudien erst einsetzten, *nachdem* die Ehen auseinandergebrochen waren.

Wie sehr gerade dieses Manko vor-eilige Schlüsse fördert, zeigt eine Untersuchung aus dem Jahr 1991. Einem Team um den Amerikaner Andrew Cherlin gelang es, Informationen über Scheidungskinder aus der Zeit *vor* der Trennung der Eltern auszuwerten. Dazu griffen die Forscher auf Daten der britischen „National Child Development Study“ zurück, bei der 1965 und 1969 fast 15000 Mütter über das Verhalten ihrer Sprößlinge befragt worden waren, speziell über Aggression, Ungehorsam, Depression oder Angst. Die Kinder, sämtlich Jahrgang 1958, hatten sich zudem jeweils Rechen- und Lesetests unterzogen.

Cherlin und seine Kollegen suchten nun die 239 Kinder aus, deren Eltern sich zwischen 1965 und 1969 hatten scheiden lassen. Erwartungsgemäß zeigten diese nach der Trennung häufiger auffälliges Verhalten als der Nachwuchs intakter Familien; sie schnitten auch bei den Leistungstests schlechter ab. Sobald die Forscher diese Daten jedoch mit den entsprechenden Werten aus dem Jahr 1965 verglichen, erlebten sie eine Überraschung: Bei den Jungen ergaben sich nahezu identisch schlechte Ergebnisse, bei den Mädchen zeigten sich für die Zeit vor und nach der Scheidung nur geringe



Unterschiede. Eine gleichartige Datenanalyse mit rund 2300 amerikanischen Kindern erbrachte später ähnliche Resultate.

Offenbar löst also nicht allein der Akt der Trennung bei Scheidungskindern seelische Schäden aus. Diese sind vielmehr zum Großteil bereits vorher erkennbar. „Familienforscher müssen umdenken“, folgert daher Cherlins Team. „Sie müssen den psychischen Einflüssen in einer schwierigen, aber äußerlich noch intakten Familie mindestens ebensoviel Aufmerksamkeit schenken wie dem Trauma, das nach der Trennung entsteht.“ Damit ist zugleich nachgewiesen, daß Kinder nichts davon haben, wenn Eltern eine marode Ehe aufrechterhalten. Das bestätigt auch Judith Wallerstein: „Wir fanden, daß sich Kinder, die ständig offenen Konflikten ausgesetzt sind, noch schlechter entwickeln als solche aus geschiedenen Ehen.“

Eine enge Beziehung zu beiden Eltern mindert seelische Schäden

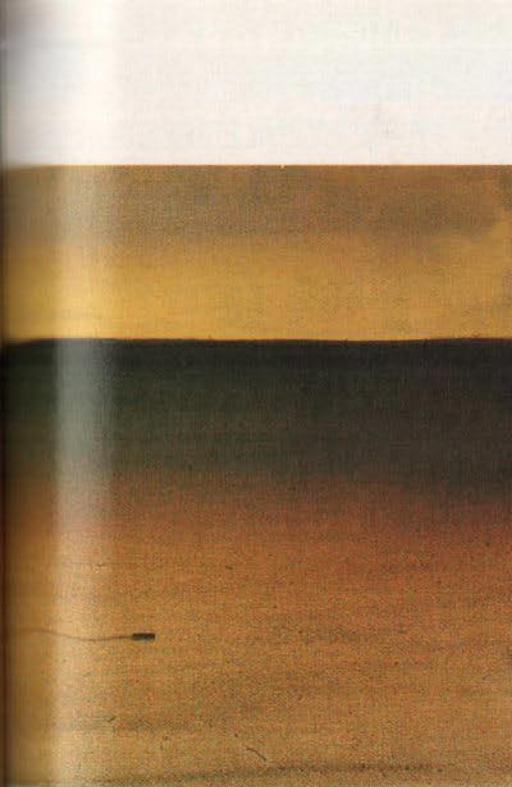
Alleinerziehende brauchen sich also zumindest der Trennung vom Partner wegen nicht schuldig zu fühlen. Dennoch belegen die Studien unstrittig, daß Scheidungskinder psychisch anfälliger sind.

Statt sich also wegen der Vergangenheit zu grämen, sollten sich Eltern vermehrt um das zukünftige Wohlergehen ihrer Sprößlinge sorgen.

Denn die Seelenprobleme lassen sich minimieren, wie Judith Wallerstein bei ihren Befragungen herausfand: Besonders gut gelang das jeweils bei Kindern, die in gutem Kontakt zu *beiden* Elternteilen standen. Daher rät etwa Hannelore Diez vom Münchener „Familien-Notruf“: „Auch wenn die geschiedene Frau ihren früheren Mann zutiefst verachtet, sollte sie erkennen, daß er dennoch ein guter Vater sein kann, und mit ihm bei der Erziehung der Kinder zusammenarbeiten.“

Karin und Karl Schneider, den Eltern von Max, ist dieses Kunststück gelungen. In der Distanz mauserte sich der Ex-Ehemann sogar zu einem „guten Vater“. Auch Anke Weber aus Hamburg war es immer wichtig, daß ihre Tochter den Vater regelmäßig sieht. Paula fühlt sich heute bei beiden zu Hause. Nur wenigen Eltern gelingt es jedoch, nach dem Bruch ihrer Beziehung diese Brücke zu schlagen. Bei 40 Prozent der Kinder, die von ihrer Mutter allein großgezogen werden, ist der Kontakt zum Vater völlig abgerissen, wie eine Untersuchung des Deutschen Jugend-Instituts in München ergab.

Überdies ist nicht nur der Kontakt an sich wichtig, sondern auch dessen



Wenn die Familie zerbricht, müssen Kinder sich umgewöhnen, den Verlust ausgleichen, neue Rollen finden. Früher als andere müssen die Single-Sprößlinge auch lernen, notfalls einzuspringen und Verantwortung zu übernehmen

Qualität. Nicht selten versuchen Vater oder Mutter, das Kind nach der Trennung auf ihre Seite zu ziehen. Die Folgen können bis ins Erwachsenenalter wirken, wie im Fall von Melanie, die als junge Frau Hilfe bei der Stuttgarter Familientherapeutin Linde von Keyserlingk suchte:

Nach der Scheidung der Eltern spürte das Kind die Wut der Mutter gegen den „bösen“ Vater, der „ihr Leben zerstört“ hatte. Als das Mädchen die Ferien bei seinem Vater verbrachte, gewann es jedoch den Eindruck, daß er „ein schöner, großer, freundlicher Mann“ war. Unerwartet nett waren auch dessen neue Frau und die Halbgeschwister. Abends im Bett weinte Melanie „in schrecklicher Gefühlsverwirrung. War ich vielleicht unnormale, daß ich an all dem Gefallen finden konnte? Es wäre ja ein glatter Verrat an meiner Mutter gewesen. Also blieb ich verstockt und ablehnend.“

Melanie befand sich in einem klassischen Loyalitätskonflikt: Sie durfte nicht erzählen, daß es ihr auch beim Vater gefallen hatte; sie durfte ihn nicht lieben, weil sie dann riskiert hätte, ihre wichtigste Bezugsperson, die Mutter, zu verlieren. Manche Kinder erfinden in dieser Zwangslage Lügengeschichten, nur um ihre Mütter zufriedenzustellen.

Und so spaltete auch Melanie ihre innere Welt in zwei Teile. Das Gefühl, „nirgends hinzugehören und bleiben zu wollen“, begleitete sie bis ins Erwachsenenalter. „Ich war nichts Eigenes, nichts Wertvolles.“ Das Trauma überschattete auch ihre späteren Beziehungen zu Männern. Erst in einer Psychotherapie hat sie mühsam gelernt, Vertrauen zu schenken und sich einem Partner zu öffnen.

Obwohl viele geschiedene Eltern ein solches Schicksal ihrer Kinder vielleicht erahnen, fällt es ihnen ungeheuer schwer, ihre persönlichen Konflikte zugunsten des Nachwuchses zurückzustellen. Das schaffen sie nur, sagt der amerikanische Familientherapeut Edward Beal, wenn sie das Stadium wechselseitiger Schuldzuweisungen überwinden und emotionale Verantwortung für ihr Verhalten übernehmen. Zumindest dies schulden sie ihren Kindern. □

Nick Martins, 36, lebt als freier Journalist in Hamburg. Zuletzt portraitierte er im GEO-Wissen-Heft „Intelligenz + Bewußtsein“ (Nr. 3/1992) die Forscher Marvin Minsky und Hans Moravec.

Die Wegmarken von Wachstum und Reife

Kaum auf der Welt, entwickelt sich ein Kind atemberaubend schnell: Die Grafik zeigt, wie es biologisch reift (grün), seine geistigen Fähigkeiten und sein Wahrnehmungsvermögen ausbaut (blau), Sprache (rot) und soziale Kompetenzen (gelb) erwirbt.

Die eingetragenen Medianwerte verzeichnen jeweils die Zeit, bis zu der die Hälfte aller Kinder eine bestimmte Fähigkeit erworben haben. Ein Beispiel: Wenn zwischen den Linien bei 8 und 9 Monaten im roten (Sprach-)Band steht „Sagt Mama oder Papa und erkennt Bedeutung“, dann erreicht der Anteil von Babys, die einen Elternteil ansprechen können, in diesem Zeitraum die 50-Prozent-Marke.

Wann allerdings einzelne Kinder eine Fähigkeit erwerben, variiert mehr oder weniger stark: „Schnellentwickler“ sagen vielleicht schon mit sieben Monaten „Mama“, während „Nachzügler“ damit bis nach dem ersten Geburtstag warten, ohne daß sich die Eltern Sorgen machen müßten.

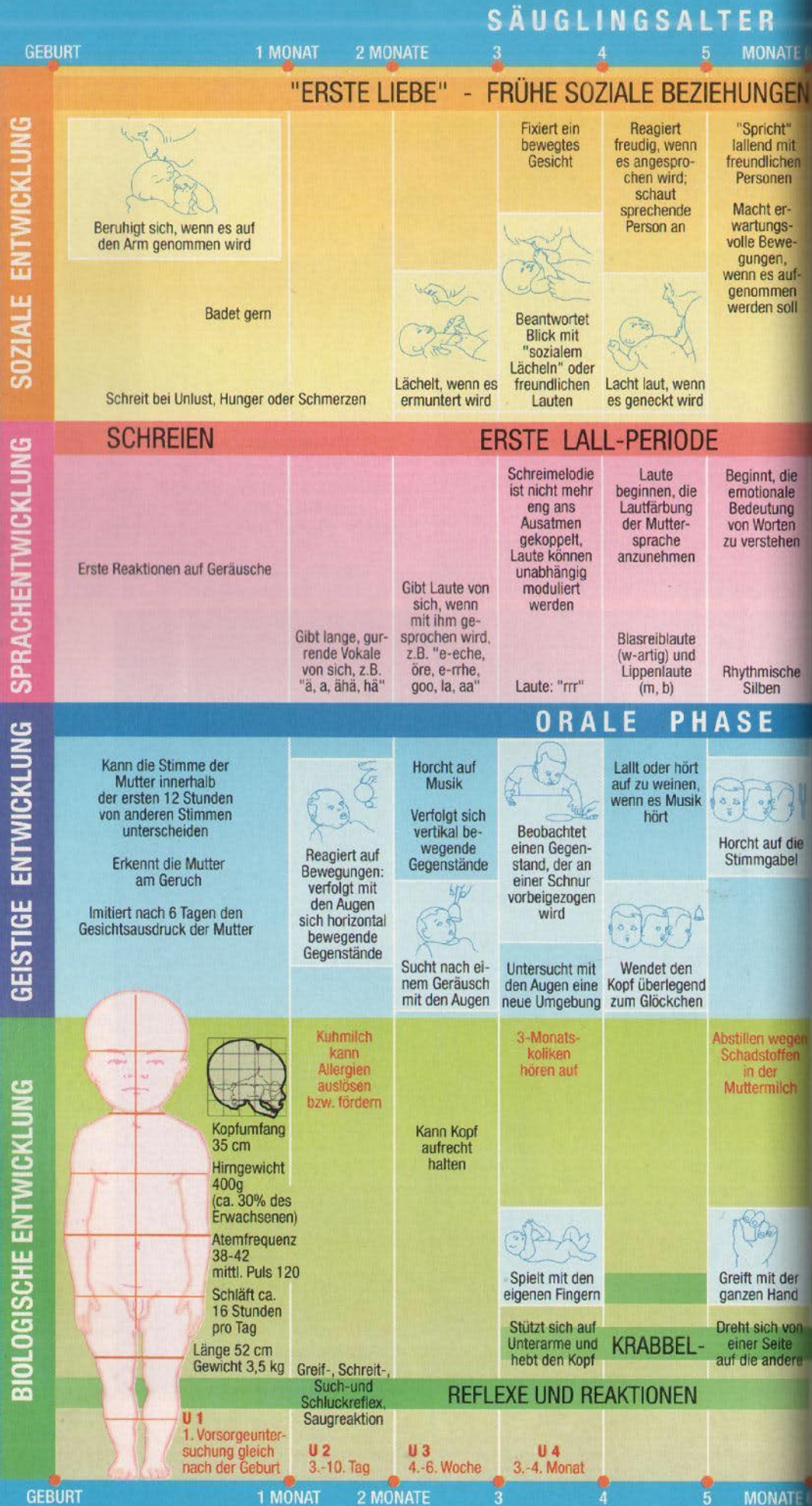
Vom vierten Lebensjahr an wird die Streuung ohnehin immer größer, so daß oft auch die genaue zeitliche Einordnung einer Fähigkeit schwierig wird. Zur Diagnose von Störungen ist die Grafik daher nicht geeignet.

Für die typischen Krankheiten und Gefahren einer Altersstufe (rote Schrift) gilt die 50-Prozent-Regel nicht: Selbstverständlich bekommt nicht die Hälfte aller Kinder zwischen dem zweiten und vierten Geburtstag Leukämie.

Bei Längen- und Gewichtsangaben bedeutet ♀ = Mädchen, ♂ = Jungen.

Quellen: Arbeitsgruppe Ingeborg Brandt/Bonn: Kopfumfang, Hirngewicht, Länge, Wachstumsgeschwindigkeit, Gewicht, biologische und geistige, z.T. auch Sprach- und soziale Entwicklung in den ersten beiden Jahren; Michael & Renate Hertl/Mönchengladbach: Atem, Puls, Schlaf, Krämpfe, Röteln-Infektion, Stottern in Schule; Theodor Hellbrügge/München: z.T. Sprach- und soziale Entwicklung im ersten Jahr; Körperproportions-Figuren nach Stratz; Schädel-Grafiken nach D'Arcy Thompson; Kinderkrebsregister/Mainz; Leukämien; Stat. Bundesamt: Sterblichkeit; Wolf Singer/Frankfurt a. M.: Schielen; Arbeitsgruppe Ingrid Gerhard/Heidelberg: Trockensein, Seh- und Sprechstörungen Vierjähriger; John Waddington/Dublin: Schizophrenie; Klaus Wagner/Dortmund: Erzählen, Wortschatz mit 6 Jahren; George Miller/Princeton University: Wortschatz mit ca. 17 Jahren; Karl Grammer u. Klaus Atzwanger/Wien: Freunde, Gruppenspiele, soziale Rangordnungen

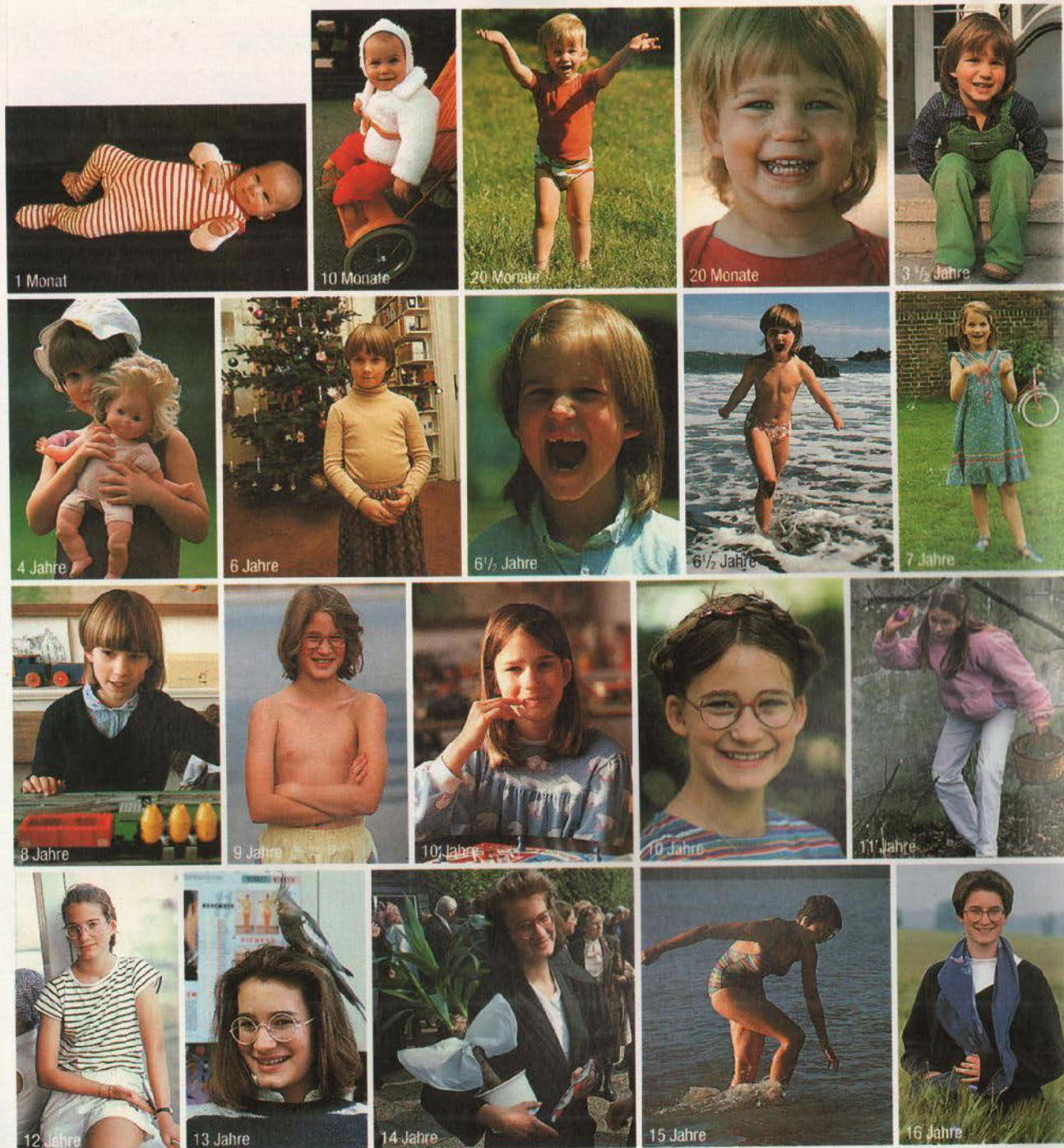
GEO-Grafik: Günter Haaf / Holger Everling; wiss. Beratung: Ingeborg Brandt

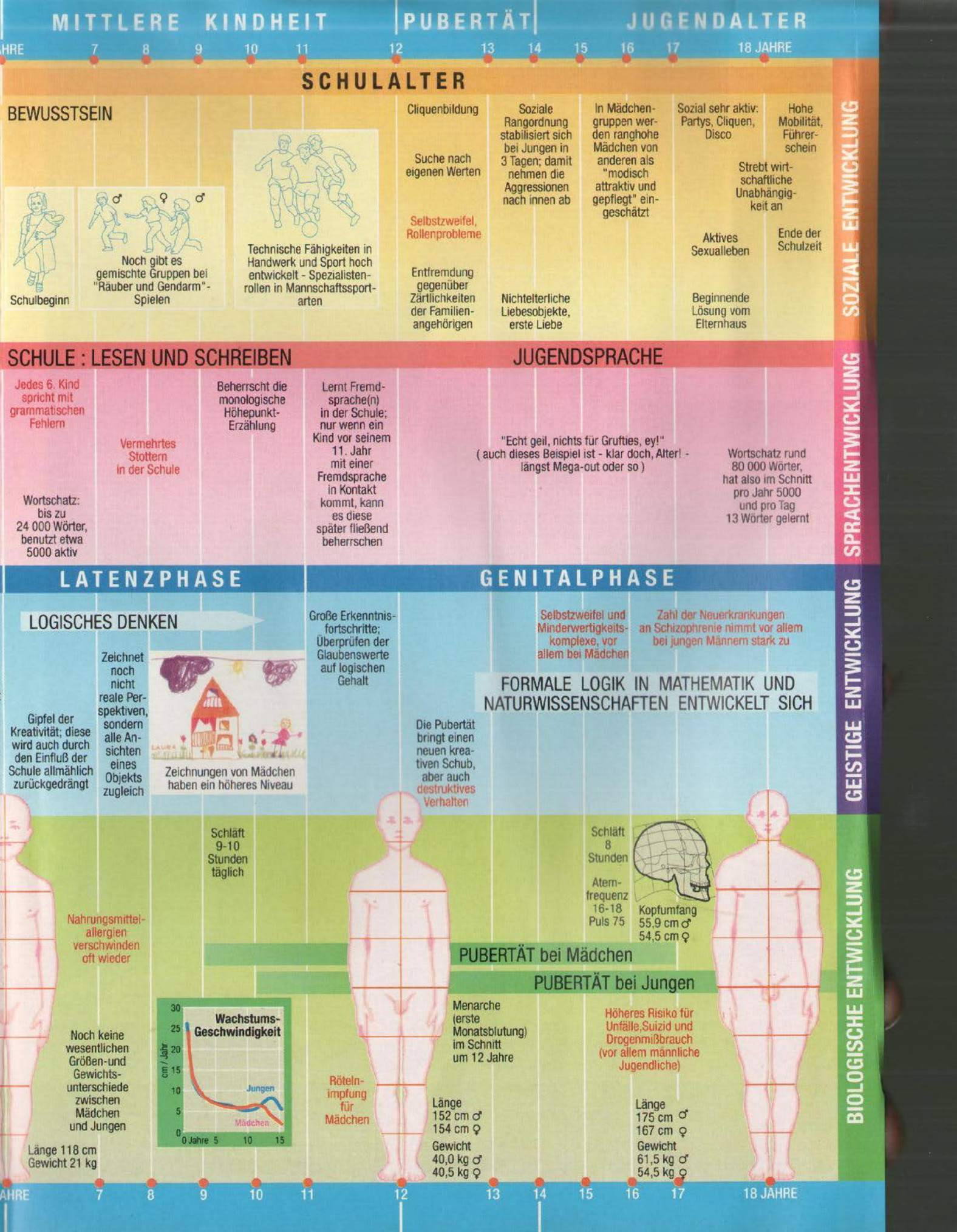


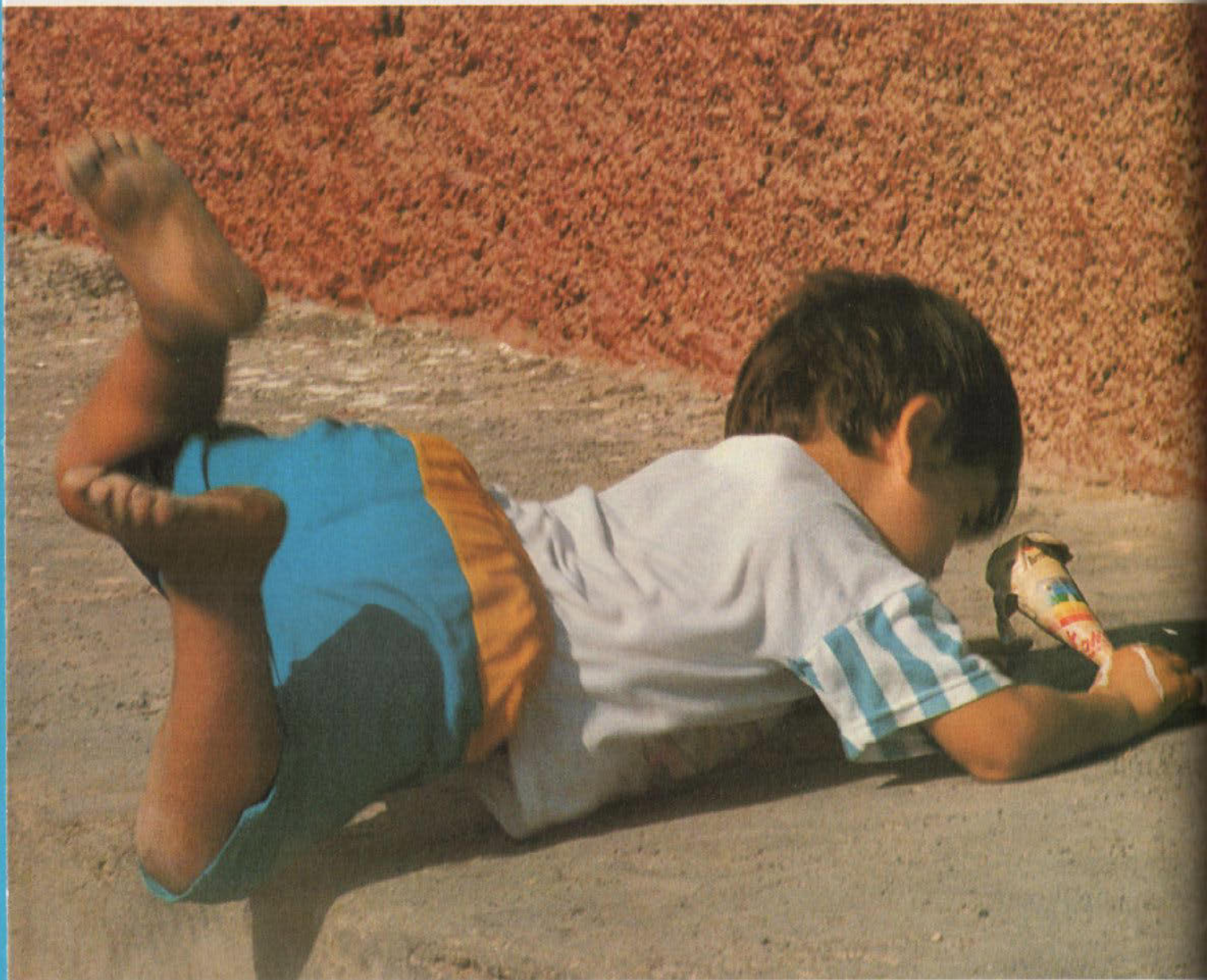
Trotz allen Wandels: über 16 Jahre unverkennbar dasselbe Gesicht

EINE BILDERBUCH- KARRIERE

Wie sich Kinder von der Geburt bis zur Volljährigkeit verändern, wie ihr individuelles Wesen neue Konturen gewinnt und doch erhalten bleibt, lässt sich am eindrucksvollsten in Familienalben verfolgen. Für GEO-Wissen haben der Fotograf Wolfgang Kunz und seine Tochter Anja, geboren im November 1973, ihr Privatarchiv geöffnet







Immer öfter verletzen sich Kinder, weil sie nicht mit ihrem Körper umzugehen lernen: Vor allem in Großstädten haben sie draußen kaum Raum, im unbekümmerten Spiel Motorik und Gleichgewichtssinn zu trainieren. So hocken sie fast nur noch in der Stube, vorzugsweise vor dem Fernseher. Psychomotorische Therapien können vielen von ihnen auf die Sprünge helfen



KOORDINATIONS-MÄNGEL

Ohne Bewegung keine Balance

Halbe Schulklassen behandelt die Hamburger Kinderärztin und Neurologin Inge Flehmig mit ihren rund hundert Mitarbeitern gleichzeitig und insgesamt Kinder aus ungefähr 5000 Familien. Alle leiden an Störungen der Bewegungskoordination. Bei vielen funktioniert der Gleichgewichtssinn nicht richtig. Sie können nicht rückwärts gehen, nicht balancieren und sich vor allem bei Stürzen nicht abfangen. Nerven und Muskeln arbeiten zwar meist normal, doch das Gehirn vermag sie nicht aufeinander abzustimmen.

Den meisten dieser Kinder fehlt es schlicht an motorischer Erfahrung: Enge Wohnungen, in denen sie der Nachbarn wegen stets zur Ruhe ermahnt werden, verkehrsreiche Straßen und zugeparkte Bürgersteige setzen ihrem natürlichen Bewegungsdrang Grenzen. Häufig übernimmt das Fernsehen die Rolle der Spielkameraden. Die Kinder werden zu Stubenhockern und sind kaum noch körperlich aktiv. Folge: Bereits zwei von fünf deutschen Schulanfängern leiden unter muskulären Schwächen und Koordinationsproblemen, 60 Prozent unter Haltungsschäden.

In Inge Flehmigs „Institut für Kindesentwicklung“

erhalten Kinder mit Bewegungsdefiziten, auf Kosten der Krankenkasse, psychomotorische „Nachhilfe“. Therapeuten matschen mit ihnen in Pasten, proben Fallen und Aufstehen, üben Hüpfen und Rückwärtsgehen – ein Training nicht nur für die Sinne: Bereits 1969 erkannte der französische Psychologe Jean Piaget in den sensomotorischen Fähigkeiten eines Kindes auch die Grundlage für dessen intellektuelle, soziale und persönliche Entwicklung. Mangel an Bewegung kann zu Verhaltensstörungen, zu Konzentrationsdefiziten, zu Sprach-, Lese- oder Rechenschwäche führen.

Wie sollen Kinder etwa schreiben lernen, wenn ihre ganze Aufmerksamkeit vom unterentwickelten Gleichgewichtssinn beansprucht wird, um sich aufrecht auf dem Stuhl zu halten? Wer beispielsweise den Unterschied zwischen „41“ und „14“ erkennen will, benötigt eine Raumvorstellung und Raumerfahrung, die bei manchem Kind nur unzulänglich entwickelt ist. Daran mangelt es vor allem Legasthenikern, die ein „b“ nicht von einem „d“ unterscheiden können.

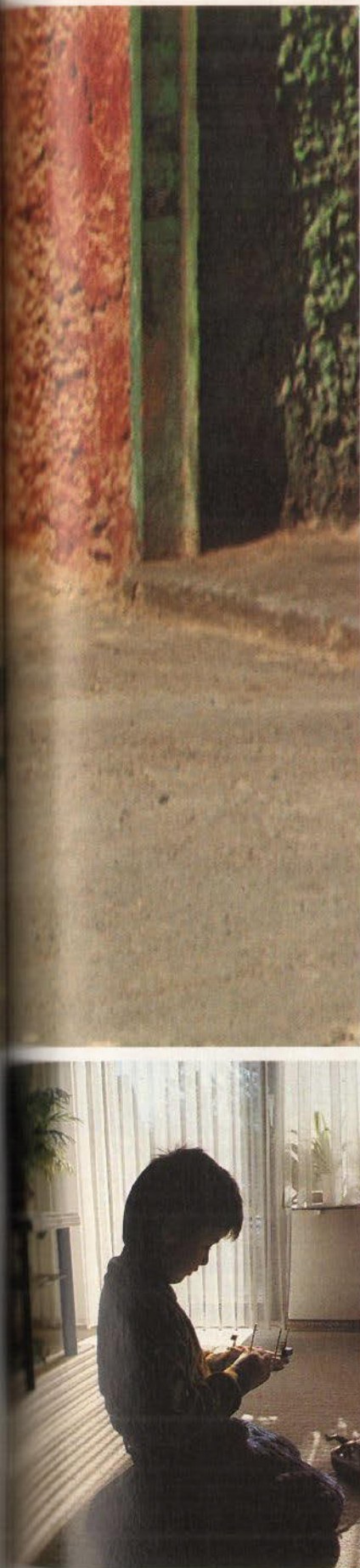
Überdies verspüren motorisch schwach entwickelte Kinder ihre körperlichen Defizite oft am eigenen Leib: Sie stoßen, wie der Frankfurter Psychologe Torsten Kunz bei einer Studie in Kindergärten beobachtete, häufig mit Spielgefährten zusammen oder kollidieren mit Wänden oder Gegenständen. Weil sie sich bei Stürzen nicht rechtzeitig mit den Armen abfangen können, fallen sie

nicht selten hart auf den Kopf und ziehen sich Platzwunden zu.

Um diesen Kindern buchstäblich auf die Sprünge zu helfen, entwickelte Kunz gemeinsam mit Kollegen spezielle Gruppen-Spiele. Bei vielen herkömmlichen Wettbewerben scheiden die schwächsten Kinder als erste aus, werden also am wenigsten körperlich gefordert. Die Spiele des Frankfurter Psychologen enthalten hingegen „motorische Zusatzaufgaben“, so daß die ausgeschiedenen Kinder sich insgesamt sogar mehr bewegen als die stärkeren.

An rund 400 Jungen und Mädchen aus zwölf Kindergärten erprobte Torsten Kunz sein Konzept. Zwei Drittel der Kinder nahmen täglich 15 Minuten lang an seinen bewegungstherapeutischen Spielen teil; das verbleibende Drittel diente als Kontrollgruppe. Acht Wochen später verglich Kunz die beiden Gruppen. Ergebnis: Die geförderten Kinder konnten durchschnittlich 15 Prozent weiter springen und 20 Prozent schneller laufen als vorher.

Bei einer Gleichgewichtsprüfung erreichten sie zudem eine um fast 40 Prozent höhere Bewertung, und bei einem Koordinationstest schnitten sie im Mittel doppelt so gut ab. Dabei profitierten die schwächsten Kinder am meisten: Ihre Körperbeherrschung wurde sogar um das 15fache besser bewertet. Und sie erlitten



deutlich weniger Spielunfälle.

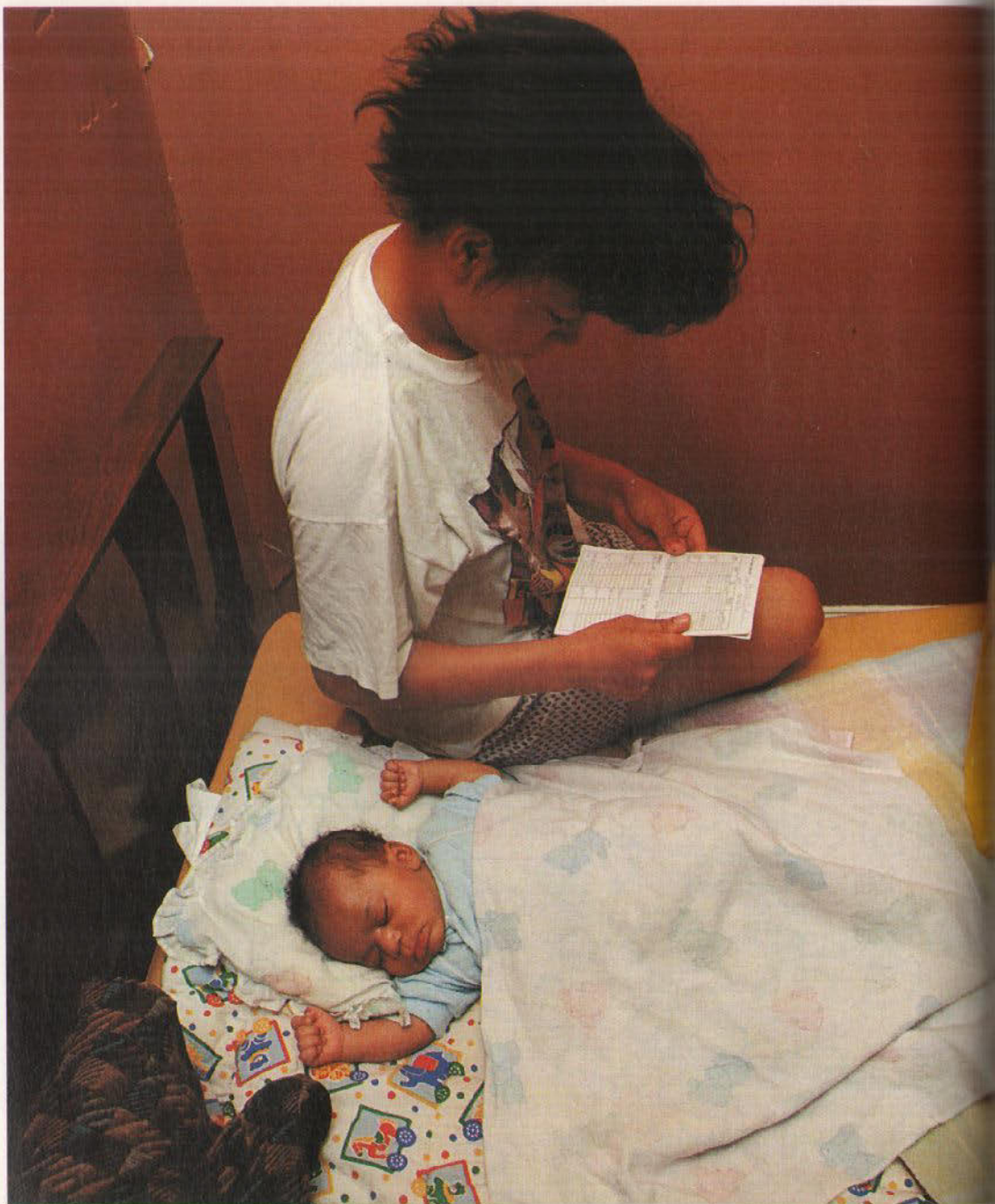
Aber auch die Eltern können die Unfallquote senken helfen – indem sie ihre Kinder weniger behüten: Aus Sorge vor Verletzungen schränken sie den Bewegungsspielraum häufig viel zu sehr ein, vor allem wenn sie in der Stadt leben. „Die kleine Beule kann aber pädagogisch sinnvoll sein und oft eine große Beule verhindern“, sagt Torsten Kunz. „Fallen läßt sich eben nur durch Fallen lernen.“ *Claus Peter Simon*

UNERWÜNSCHTE KINDER

Das Leid der Ungelittenen

Bring das Kind erst mal zur Welt, und wenn du es dann im Arm hältst, wirst du es schon lieben.“ Das raten oft Verwandte und Mediziner ungewollt schwangeren Frauen – im festen Glauben an die Macht der Mutterliebe. Doch der Mythos bröckelt: Nicht wenige dieser Frauen tragen, moralisch und strafrechtlich unter Druck, die Kinder zwar aus, lehnen sie aber emotional ab, mitunter ein Leben lang. Folge: Diese „unerwünschten“ Sprößlinge entwickeln sich häufig mental und sozial schlechter als „erwünschte“.

Weltweit sind die Hälfte aller Schwangerschaften zum Zeitpunkt der Zeugung nicht beabsichtigt, fanden Forscher der Weltgesundheitsorganisation WHO 1992 heraus. Die Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung war 1970 bei der bislang jüngsten deutschen Untersuchung zu einem ähnlichen Ergebnis gekommen. Allerdings: „Die-



Viele Kinder sind nicht geplant, zumal von allzu jungen Müttern. Emotionale Ablehnung nach der Geburt aber macht die Unerwünschten – spätestens als junge Erwachsene – besonders häufig verhaltensauffällig, psychisch krank oder gar kriminell

se Angaben beruhen allesamt auf Schätzungen“, konstatiert der Bremer Soziologe Gerhard Amendt, „wirklich repräsentative Studien gibt es nicht.“

Definitiv ungewollt waren 1992 in Deutschland rund 13 Prozent aller Schwangerschaften – so viele nämlich endeten nach offiziellen Angaben mit einer Abtreibung. Die Dunkelziffer allerdings schwankt zwischen 20 und 40 Prozent.

Nur wenige Unerwünschte sahen ihr Leben positiv

Dabei führt eine unbeabsichtigte Empfängnis keineswegs zwangsläufig zu einem Schwangerschaftsabbruch. Eine Frau kann sich trotz widriger Umstände emotional zu ihrem Kind bekennen. Wie viele Sprößlinge über die Niederkunft hinaus unerwünscht bleiben, läßt sich jedoch nur schätzen. Studien aus Schweden und Großbritannien zufolge bedauerte fast jede dritte Frau, die ein nichtgewünschtes Kind ausgetragen hatte, die Geburt ihres Nachwuchses.

Wie sich unerwünschte Kinder entwickeln, haben die Prager Psychologen Zdeněk Dytrych, Zdeněk Matějček und Vratislav Schüller sehr sorgfältig untersucht. Sie verfolgten das Schicksal von 220 zwischen 1961 und 1963 geborenen Jungen und Mädchen, die nur deshalb zur Welt gekommen waren, weil die Abtreibungsanträge der Mütter mehrfach abgelehnt wurden. Als Kontrollgruppe dienten gleichaltrige Wunschkinder aus vergleichbarem sozialen Milieu.

Im Alter von neun Jahren wurden nur geringe Unterschiede zwischen beiden Gruppen registriert, die Unerwünschten zeigten etwas schlechtere Schulleistungen. Als die Probanden jedoch 14 bis 16 Jahre alt waren, vergrößerten sich die Differenzen: Viel seltener als Wunschkinder besuchten sie weiterführende Schulen, und nach dem Ur-

teil der Mütter und Lehrer waren sie häufiger unangepaßt, starrsinnig und hyperaktiv.

Im Alter von 22 bis 24 Jahren tauchten die Unerwünschten doppelt so oft in Kriminalstatistiken auf; viel häufiger waren sie auch in psychologischer Behandlung; und nur knapp neun Prozent von ihnen – gegenüber 31 Prozent aus der Kontrollgruppe – bezeichneten ihr Leben als positiv. Eine ältere, ähnlich angelegte Langzeitstudie aus Schweden kam zu vergleichbaren Ergebnissen.

Besonders intensiv hat sich Gerhard Amendt mit Unerwünschten befaßt. Ende der siebziger Jahre beauftragte ihn die Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung, die Forschungsergebnisse zu diesem Thema aufzuarbeiten. Doch die 1980 fertiggestellte Auswertung wurde nicht veröffentlicht. Amendt: „Die Auftraggeber waren über unsere Ergebnisse entsetzt, denn die Studie sollte die Akzeptanz für den Paragraphen 218 erhöhen. Wir aber kamen zu dem Schluß, daß die Abtreibung freigegeben werden sollte.“ 1990 veröffentlichte Amendt die überarbeiteten Ergebnisse in

seinem Buch „Das Leben unerwünschter Kinder“.

Deren Dilemma kann, so Amendt, schon vor der Geburt beginnen. Viele ungewollt Schwangere passen ihre Lebensweise nicht oder nur ungenügend den anderen Umständen an. So gingen nach einer Studie in Düsseldorf 32 Prozent der Mütter von Unerwünschten niemals zu einer Vorsorgeuntersuchung. Wunschkinder hingegen blieben nur zu sechs Prozent der Kontrolle fern. Offenbar versuchen mit der Schwangerschaft unzufriedene Frauen auch häufiger, sich mit Alkohol, Zigaretten und Tabletten zu trösten – zu Lasten des Ungeborenen.

Ablehnung kann sich als übertriebene Fürsorge äußern

Auffällig viele Frühgeburten registrierten Münchener Mediziner 1977 bei über 40jährigen Schwangeren, bei Alleinstehenden, Geschiedenen, sozial Schwachen sowie Viert- und Vielgebärenden – sämtlich Gruppen, die laut Amendt ihre Schwangerschaft besonders häufig emotional ablehnen. Daß die Gesundheit unerwünschter Kinder schon im

Mutterleib Schaden nimmt, konnten die Prager Psychologen allerdings nicht bestätigen.

Ist das unerwünschte Kind geboren, lassen sich zwei typische Verhaltensformen der Mütter unterscheiden: Ein Teil von ihnen erstickt ihre Schuldgefühle unbewußt in übermäßiger Fürsorge. Weil sich manche einbilden, alles allein regeln zu können, gehen sie mit dem Kind nicht einmal zum Arzt. Andere Mütter hingegen vermeiden jeden nicht unbedingt nötigen Kontakt zu ihrem Baby, so daß keine emotionale Bindung entstehen kann. Schreit ihr Kind, so phantasier sie mitunter, es wolle sie damit strafen – und vergelten es ihm mit Schlägen. 34 Prozent einer in den USA untersuchten Gruppe mißhandelter Kinder waren nach Aussagen der Mütter unerwünscht.

Fehlende mütterliche Zuneigung nannten auch die Prager Psychologen als wichtige Ursache für die Entwicklungsdefizite. Nicht selten treibt massive Ablehnung den Nachwuchs sogar in den Suizid: Drei Viertel aller Selbstmörder im Kindesalter hatten ein liebloses Leben. WM/KW

AUTISMUS

Angst im Schneckenhaus

Geräusche empfand er als unerträglich laut. Gerüche überwältigten ihn. Er hatte Angst vor anderen Kindern, fürchtete, sie würden ihm weh tun. Sein Klassenzimmer erlebte er als „das reine Chaos“, hatte dort das Gefühl, „in Stücke zu zerbrechen“.

Fast alles, was der 31-jährige Jerry einem Psychiater über seine Kindheit berichtete, zeugt von Verwirrung und Schrecken. Die äußere Welt war für den Jungen undurchschau-

bar, nichts darin schien von Dauer zu sein. Kontakte konnte er nur sehr schwer knüpfen. Als Jerry fünf Jahre alt war, wurde seine Besonderheit als Autismus diagnostiziert – einer der frühesten Fälle in der wissenschaftlichen Literatur.

Autisten wirken, als hätten sie sich in ein emotionales Schneckenhaus zurückgezogen – unerreichbar für die Welt. Zum Beispiel Sean: Als Kleinkind blickte er weder seiner Mutter noch anderen Menschen in die Augen. Apathisch saß er in der Ecke oder rannte hysterisch durch das Haus. Stundenlang konnte er Kugeln auf Tische legen und wieder herunterschubsen.

Den Begriff Autismus (von griech. autos = selbst)



Seelisch unter einer gläsernen Glocke: Viele autistische Kinder nehmen nicht einmal mit ihrer eigenen Mutter Blickkontakt auf



Mit viel Engagement gelingt es dieser französischen Erzieherin, die Gefühls-Mauer um den kleinen Autisten zu durchbrechen

für diese schwere Entwicklungsstörung verwendeten als erste – unabhängig voneinander – der amerikanische Psychologe Leo Kanner 1943 und der österreichische Kinderarzt Hans Asperger 1944. Schätzungsweise vier bis fünf von 10000 Kindern werden mit einer solchen Behinderung geboren. In der Bundesrepublik leben demnach gegenwärtig etwa 40000 Autisten. Äußerlich ist ihnen fast nichts anzusehen. Meist merken die Eltern erst im zweiten Lebensjahr des Kindes, daß mit ihm etwas nicht stimmt.

Kanners Kardinalmerkmale für die Störung gelten noch heute: die Selbstisola-

tion und das zwanghafte Beharren auf Eintönigkeit. Dazu zählen Rituale im Verhalten, eigentümliche Beschäftigungen und seltsam verengte Interessen: Jerry etwa hatte Spaß daran, im Supermarkt Dosenetiketten und Preisschilder zu betrachten, ein anderer Junge lernte Zielorte und Nummern aller Londoner Buslinien auswendig. Weiterhin auffällig ist die Beeinträchtigung von Sprache und Kommunikation. Manche Autisten lernen nie sprechen, andere spät.

Doch selbst wenn sie die Sprache erworben haben, schaffen sie es oft nicht, sinnvoll zu kommunizieren.

Gesunde Kinder stellen sich mit drei bis vier Jahren vor, was in einem anderen vorgeht, welche Wünsche, Überzeugungen und Gefühle er hat. Autistischen Kindern fehlt dieses Einfühlungsvermögen. Schreit jemand, wissen sie nicht, ob aus Angst, Wut oder Freude. Für sie ist es nur ein irritierendes Geräusch. Reaktionen anderer Menschen sind für sie daher unvorhersehbar oder sogar furchterregend. Untersuchungen haben jedoch gezeigt, daß Autisten keineswegs gefühllos und gleichgültig sind. Ihre Emotionen ent-

sprechen aber häufig nicht den sozialen Erwartungen.

Der reine Autismus ist selten. Bei drei von vier Betroffenen ist er mit einer geistigen Behinderung gekoppelt. Schon deshalb ist es schwierig, die genaue Ursache zu ermitteln. Daß soziale Gründe wie Mangel an Liebe und Geborgenheit die Krankheit auslösen, wird heute ausgeschlossen. Vielmehr scheint sie von einer organischen Störung auszugehen: 1988 fand ein amerikanischer Neurologe, daß bei vielen Autisten bestimmte Partien des Kleinhirns unterentwickelt sind. Weiterhin werden Anomalien im Stoffwechsel von Dopamin und Serotonin diskutiert, zwei Botenstoffen des Nervensystems.

Untersuchungen an ein- und zweieiigen Zwillingen

weisen darauf hin, daß die Störung vererbt werden kann. Möglicherweise haben Autisten einen Defekt auf dem X-Chromosom, einem der beiden Geschlechtschromosomen. Dies könnte erklären, weshalb etwa viermal so viele Jungen wie Mädchen autistisch sind. Verhältnismäßig häufig traten bei den betroffenen Kindern Geburtskomplikationen wie zum Beispiel Sauerstoffmangel auf.

Autismus ist nicht heilbar. Im Laufe der Jahre verändern sich zwar die einzelnen Krankheitszeichen, aber das Grundsymptom bleibt. Zwei Drittel der Betroffenen sind auch als Erwachsene stark behindert. Einige schaffen es nach Förderung, einer Arbeit nachzugehen und am gesellschaftlichen Leben teilzunehmen.

Manche Autisten fallen auch durch überdurchschnittliche Begabungen auf, wie etwa Stephen Wiltshire. Der Engländer sieht sich ein Gebäude 15 Minuten lang an und kann es dann bis aufs letzte Detail aus dem Gedächtnis zeichnen. In dem Spielfilm „Rain Man“ sprengt Tom Cruise eine Spielbank, weil sich sein autistischer Bruder – gespielt von Dustin Hoffman – beim Black Jack sämtliche aufgeblätterten Karten merken kann. Im realen Leben aber sind auch solche Memo-Genies in der Regel hilflos.

Neigen Autisten zu Aggression gegen sich selbst und zu Hyperaktivität, hilft manchmal die Behandlung mit Medikamenten – sogenannten Neuroleptika. Diese können bei sehr jungen autistischen Kindern möglicherweise auch die Entwicklung positiv beeinflussen. Deshalb suchen Wissenschaftler jetzt nach Kriterien, an Hand derer Autismus schon vor dem 18. Lebensmonat diagnostiziert werden kann. *Renate Ries*

UMWELTGIFTE

Die schleichende Verseuchung

Mehr und mehr Kinder leiden an Asthma und Allergien. Selbst Krebs im Vorschulalter ist heute nicht mehr so selten wie ehemals. Und so wächst auch die Zahl der Eltern, die sich fragen, ob Giftstoffe in der Umwelt, in Luft, Nahrung und Wasser ihren Nachwuchs krank machen.

Die Sorge ist berechtigt, wie weltweit in Studien nachgewiesen wurde. Besonders der Dreck aus Auspuffrohren gefährdet Kinder: In München leiden 19 Prozent der Jungen und Mädchen zwischen neun und elf, die an Hauptstraßen wohnen, an eingeschränkter Lungenfunktion. In ruhigeren Vierteln sind es dagegen weniger als neun Prozent.

Vom bayerischen Staatsministerium beauftragte Mediziner machten bei verkehrsgeschädigten Kindern Schwellungen der Bronchialschleimhaut aus. Solche Schäden können eine Vorstufe von Asthma bronchiale sein – hierzulande die häufigste chronische Erkrankung bei Kindern.

Offizielle Werte verschleiern die Belastung. Luftschadstoffe werden amtlich in einer Höhe von etwa 3,5 Metern gemessen; Kinder atmen die dicken Schwaden jedoch in Bodennähe. Ergebnis von Luftproben, die Greenpeace in „Kindernäsen-Höhe“ und in unmittelbarer Nähe von Straßen entnommen hat: Zur Rush-hour zeigten sich erschreckende Werte bei Stickoxiden und Benzol.

Über die Lunge dringen solche Gifte in den Blutkreislauf. Wissenschaftler der Universität Düsseldorf fanden im Blut von Kindern aus der Kölner Innenstadt

71 Prozent mehr Benzol, 56 Prozent mehr Toluol und 16 Prozent mehr Blei als in dem von Kleinstadt-Kindern.

Obwohl die meisten Autos hierzulande mittlerweile mit bleifreiem Sprit fahren, bleibt die Belastung mit diesem Schwermetall ein Problem. Denn in den Ländern der Europäischen Gemeinschaft sind zwei Drittel des insgesamt verbrauchten Kraftstoffs immer noch verbleit. Die fein zerstäubten giftigen Schwermetallverbindungen verteilen sich flächendeckend und gelangen mit der Atemluft und über Nahrungsmittel sowie Trinkwasser in den Körper. Der heranwachsende Organismus baut das Blei an Stelle von Calcium ins Knochengewebe ein; außerdem lagert es sich in den Zähnen ab. Im Blut stört es die Bildung von Hämoglobin, im Nervensystem und im Gehirn die Zellentwicklung.

Neueren Untersuchungen zufolge rufen selbst Konzen-



Opfer der Atomkatastrophe von Tschernobyl: 1986 wurden in der Ukraine Ungeborene im Mutterleib derart radioaktiv verstrahlt, daß sie mit Mißbildungen zur Welt kamen

trationen, die bislang noch als zumutbar eingestuft wurden, neurophysiologische Schäden hervor: Bereits bei Schulkindern, deren Blut bis zu 0,15 Milligramm Blei pro Liter enthielt, fand das Düsseldorfer Institut für Umwelthygiene Beeinträchtigungen des visuellen Gedächtnisses und der motorischen Entwicklung.

Die kindliche Abwehr wird mit Giften schlechter fertig

Weil Kinder jedoch den unterschiedlichsten Giftstoffen ausgesetzt sind, kommt die bislang übliche monokausal angelegte Ursachenforschung nur selten zu solch aufschlußreichen Ergebnissen. Welche der Substanzen jeweils eine Krankheit auslöst, läßt sich oft nicht exakt beweisen, und über das Zusammenwirken mehrerer Schadstoffe ist noch wenig bekannt.

Unstrittig ist, daß Kinder und Säuglinge stärker unter den Umweltgiften leiden als Erwachsene. Ihre Haut und ihre Lungen bieten eine überproportional große „Angriffsfläche“. Sie atmen schneller und nehmen, bezogen auf ihr Körpergewicht, mehr Nahrung und damit mehr Schadstoffe zu sich. Zudem sind bei kleinen Kindern das Immunsystem und die Entgiftungsorgane Leber, Nieren und Darm noch nicht voll funktionsfähig, ebenso wenig die Blut-Hirn-Schranke, die das Gehirn vor Giften im Blut schützt. Die resultierenden Hirnschäden sind oft irreparabel.

Auch die Zunahme von Allergien – an denen gegenwärtig bereits jedes fünfte Kind leidet – ist nicht zuletzt dem Autoverkehr zuzurechnen. Mediziner fanden bei Untersuchungen in Nordrhein-Westfalen, daß Abgase zwar nicht der di-

rekte Auslöser sind, wohl aber die allergische Sensibilisierung fördern.

Keine eindeutige Erklärung gibt es dagegen für die wachsende Zahl von Krebserkrankungen bei Kindern. Seit Jahren rätseln Forscher beispielsweise darüber, weshalb Leukämie in der Elbmarsch so häufig auftritt. Zahlreiche Ursachen waren schon im Gespräch: Chemikalien wie Dioxine und Benzol, sogar elektromagnetische Felder und Viren. Und immer wieder fällt der Verdacht – wenn auch bislang unbewiesen – auf nahegelegene Nuklearforschungsreaktoren und ein Atomkraftwerk.

Denn das Risiko, durch radioaktive Strahlung an Krebs zu erkranken, ist für Kinder dreimal höher als für Erwachsene, für Säuglinge sogar fünfmal. Zwar können Zellen Schäden im Erbgut reparieren. Aber im kindlichen Organismus teilen sie sich schneller als bei Erwachsenen. So bleibt nicht genug Zeit, jeden Fehler zu beheben, und nach der Teilung ist der Defekt irreversibel. Er wird an Tochter- und Enkelzellen weitergegeben und kann später zu Krebs führen.

Vielen Heranwachsenden schlagen Umweltgifte auch auf die Seele. „Mami, muß ich jetzt sterben?“ fragte ein Siebenjähriger, der im Mai 1986 nach der Tschernobyl-Katastrophe im Regen gestanden hatte. Nachts quälten ihn Alpträume – von verbrannten Bäumen und daß sich bei seinen Eltern die Haut vom Körper abschälte. Die Mutter versuchte, den Sohn zu beruhigen. Doch später erkannte sie, daß sie nicht nur ihn, sondern auch sich selber belogen hatte. Ihre unbewußte Botschaft an das Kind, so der Psychoanalytiker Horst Petri, den sie konsultierte, hatte gelautet: „Vergiß alles, was du weißt, und sprich nicht weiter darüber – weil ich es nicht aushalte.“

Vera Stadie

HYPERAKTIVITÄT

Das Rätsel der rastlosen Geister

Manchmal schreit er los, erzählt eine Mutter von ihrem Sohn. Oder trampelt mit den Füßen, trommelt gegen Wände, knurrt wie ein gereizter Hund, greift die Eltern an. Minuten später ist alles vorbei.

Kinder wie dieser Junge können für solche Ausbrüche nichts, sie sind Gefangene einer Störung, die manche Mediziner „Hyperkinetisches Syndrom“ nennen, andere „Minimale zerebrale Dysfunktion“, wieder andere schlicht Hyperaktivität.

„Ist mein Kind hyperaktiv?“ fragen sich viele Eltern, deren Sprößlinge den Mitmenschen ständig auf die Nerven fallen. Ihre Sorge wiegt um so schwerer, als in unserer tendenziell kinderfeindlichen Gesellschaft schon Kinder mit gesundem Bewegungsdrang oft genug mißfällige Blicke ernten.

Experten indes wie Helmut Remschmidt, Kinder- und Jugendpsychiater an der Universität Marburg, sprechen von Hyperaktivität erst dann, wenn mehrere Symptome zusammenfallen: Hyperaktive Kinder

- haben häufig schon als Säugling eine starke motorische Unruhe gezeigt;
- handeln und reagieren oft impulsiv und unbedacht;
- haben Schwierigkeiten, sich zu konzentrieren;
- neigen zu starken Stimmungsschwankungen.

Mit solchen Verhaltensmustern irritieren die Kinder nicht nur Erwachsene, sondern auch ihre Spielgefährten: Sie werden abgelehnt, fühlen sich isoliert und verkannt. Nicht selten reagieren sie darauf mit Ag-





Bewegungsdrang spüren alle Kinder. Hyperaktive aber stellen ihre Umwelt mit ständiger motorischer Unruhe und impulsivem Verhalten auf Geduldsproben. Außerdem leiden sie unter Konzentrations-

mängeln und starken Stimmungsschwankungen. (Um die Dynamik der Bewegung fotografisch einzufangen, wurden den Kindern Lampen an Kopf und Gliedmaßen befestigt)

gression, was die Ablehnung wiederum steigert.

Zwei bis vier Prozent aller Schulkinder zählen, schätzt Remschmidt, zu den Zappelphilippen. Jungen sind bis zu achtmal häufiger betroffen als Mädchen – weshalb, weiß niemand. Auch die Ursachen der Störung können Wissenschaftler bislang nicht genau erklären. Als Risikofaktoren gelten allerdings Komplikationen während der Schwangerschaft oder bei der Geburt – beispielsweise Sauerstoffmangel.

Andere Untersuchungen deuten auf organische Hirndefekte: Mediziner der amerikanischen National Institutes of Health (NIH) registrierten bei Erwachsenen, die seit früher Kindheit unter dem hyperkinetischen Syndrom litten, verminderten Zuckerverbrauch in jenen Hirnbereichen, die für Aufmerksamkeit und Motorik zuständig sind. Solche Erkenntnisse stützen die Annahme, die jungen Irrwische würden mit der Zappelerei unbewußt ihrem chronisch unteraktivierte Nervensystem auf die Sprünge helfen wollen.

Ein weiteres NIH-Team fand einen Defekt im Erbgut einiger hyperaktiver Kinder. Er bewirkt, daß ein für die Gehirnentwicklung notwendiges Schilddrüsen-Hormon, das Thyroxin, seine Wirkung verliert.

Lammfleisch und Gemüse verringerten die Symptome

Daß auch die Ernährung eine wichtige Rolle spielt, zeigt eine Untersuchung unter Leitung des Münchener Kinderarztes Joseph Egger. Sein Team setzte 185 hyperaktive Kinder vier Wochen lang auf eine spezielle „oligo-antigene“ Diät – sie besteht unter anderem aus Lamm- und Hühnerfleisch, Gemüse und Früchten. Bei 116 der Kinder ließen die Symptome nach. Die Forscher stellten

aber auch fest, daß die Auslöser nicht bei allen Kindern identisch sind.

Später spritzte das Team 20 der kleinen Patienten geringe Mengen einer Mixtur namens EPD unter die Haut – sie enthält unter anderem ein Enzym, das dem Körper hilft, sich an die kritischen „Allergene“ zu gewöhnen. Danach konnten 16 der Kinder symptomauslösende Nahrung problemlos verzehren. Allerdings reagiert nach Remschmidts Erkenntnissen nur eine „eher kleine Gruppe“ von Kindern auf Nahrungsmittel hyperaktiv.

Schimpfen hilft auf keinen Fall

Aber nicht nur mit der Ursachenforschung, schon mit der Diagnose tun sich Mediziner schwer. Haus- oder Kinderärzte oder auch Säuglingsberatungsstellen reagieren angesichts der Problemkinder oft mit Unkenntnis und Unverständnis. Dabei betonen Fachleute, wie wichtig es sei, die Störung möglichst frühzeitig zu erkennen. Nach Ansicht des Tübinger Psychiatrie-Professors Reinhart Lempp sollte jedes Kind, das mit zwei Jahren noch nicht sprechen kann – ein mögliches Symptom für die Störung –, gezielt untersucht und behandelt werden.

Ein gesichertes Therapiekonzept kann jedoch bislang niemand anbieten. 60 Prozent aller Kinder sprechen auf Medikamente an, die das offenbar „träge“ Nervensystem aktivieren und das Verhalten der Kinder weitgehend normalisieren. Remschmidt rät jedoch, solche Psychostimulanzien nur nach sehr sorgfältiger Abwägung zu verordnen: Wie schwer ist die Störung? Was sind die möglichen Nebenwirkungen? Als Ergänzung empfiehlt er eine Verhaltenstherapie.

Der Frankfurter Therapeut Ernst Kiphard glaubt, den hyperaktiven Kindern ließen sich „Ordnungsprinzipien nicht von außen aufdrücken“. In seiner psychomotorischen Therapie dürfen sich die rastlosen Geister erst mal in einer Turnhalle austoben – ohne dabei, wie sonst so oft, ein schlechtes Gewissen haben zu müssen. Nach und nach sollen sie spielerisch lernen, sich zu bremsen und ihr Gehirn „einzuschalten“, bevor sie handeln. Die Kinder üben das mit der griffigen Formel „Stopp! Schau! Höre! Danke!“

Helfen können vielfach schon die Eltern. Auch wenn bornierte und genervte Mitmenschen, nicht zuletzt aus dem Verwandtenkreis, ihnen häufig falsche Erziehung vorwerfen, sollten sie versuchen, ihre Kinder nicht nur zu kritisieren, sondern für erkennbare Bemühungen, mit ihren Problemen fertig zu werden, zu loben – und vor allem, die Störung auch als eine solche hinzunehmen und das Kind nicht dafür verantwortlich zu machen. *Klaus Wilhelm*

WACHSTUMSSTÖRUNGEN

Manche kommen zu kurz

Kleinsein gilt als Mangel. Da versucht manch einer, den anderen „kleinzukriegen“, um selber „groß herauszukommen“. Drei von vier Personalchefs entscheiden sich, fanden US-Forscher heraus, bei gleicher Qualifikation für den größeren der Bewerber. Zudem leiden viele Kleinwüchsige unter massiven psychischen Problemen. Wer wünscht seinen Kindern da nicht ein paar Zentimeter mehr?

Das Höhenwachstum läßt sich allerdings nur sehr begrenzt beeinflussen. Denn wie groß wir werden, bestimmen vor allem die Ge-

ne. Zwillingforscher konnten nachweisen, daß die Körperlänge zu etwa 80 Prozent vererbt wird: Kleine Eltern haben meist kleine Kinder. Bleibt die Größe der Sprößlinge indes erheblich hinter der zu erwartenden zurück, so sind Krankheiten, in seltenen Fällen Hormonstörungen, meist jedoch Ernährungsprobleme die Ursache.

Vor allem ein Mangel an eiweiß- und mineralstoffreicher Kost bremst das

Wachstum. Die Körpergröße ist somit auch ein Maßstab für die sozialen Lebensbedingungen. Schon in der Feudalzeit konnten Fürsten-Kinder auf Tagelöhner-Sprößlinge buchstäblich herabblicken.

Unterschiede zeigen sich überdies im internationalen Vergleich. Menschen aus den Industrieländern werden immer länger: Hierzulande nahm die Durchschnittsgröße seit der Jahrhundertwende um rund 15



Beide Mädchen sind zehn Jahre alt – und unterscheiden sich deutlich in ihrer Größe. Doch nur sehr wenige Kleinwüchsige leiden tatsächlich an organischen Störungen, etwa einem Mangel an Wachstumshormon. Dieses wird in Amerika seit 1985 auch gentechnisch hergestellt. Neuerdings spritzen US-Mediziner das Präparat sogar gesunden kleinwüchsigen Kindern – mit problematischem Erfolg

Zentimeter zu. In ärmeren Ländern wie der Türkei und Indien hingegen änderte sie sich kaum, in Chile ging sie sogar zurück.

Klein bleibt – überall – ebenfalls, wer in den Jahren des Wachstums an chronischen Verdauungsstörungen, Darmentzündungen, einem schlecht funktionierenden Stoffwechsel oder sonstigen schweren Krankheiten leidet. Auch die Psyche bestimmt, wie groß wir werden: Ungeliebte Kinder ge-

deihen oft in dieser Hinsicht schlechter als andere.

Krankhafte Störungen sind jedoch nur selten der Grund für mangelndes Wachstum. Die meisten der rund 120 000 Kleinwüchsigen in Deutschland – Männer unter 1,50 Meter und Frauen unter 1,45 Meter – sind gesund. Die jeweils etwa 10 000 bis 20 000 Kinder, die deutlich hinter der Längennorm ihres Jahrgangs zurückbleiben, stammen meist aus kleinwüchsigen

Familien oder sind Spätentwickler.

Biochemischer Motor des Wachstums ist ein Hormon aus der Hirnanhangsdrüse, der Hypophyse. Besonders viel wird davon in den ersten Lebensjahren ausgeschüttet, in denen wir längenmäßig am meisten zulegen. Dabei macht der Körper mitunter große Sprünge: Kleinkinder unter zwei Jahren wachsen neuesten amerikanischen Studien zufolge an einem einzigen Tag bis zu 1,6 Zentimeter, haben aber auch neunwöchige Wachstumspausen. Wer allerdings in den ersten beiden Jahren nur die Hälfte der durchschnittlichen 28 Zentimeter wächst, kann diesen Rückstand später nicht mehr aufholen.

Es gibt nicht viele Möglichkeiten, Kleinwüchsige groß zu machen. Einige Orthopäden bieten Verlängerungsoperationen an. Dazu werden die Beinknochen zersägt und mit einem Spanngerät Millimeter für Millimeter auseinandergezogen, insgesamt bis zu 20 Zentimeter und mehr. In den Lücken bildet sich neuer Knochen; Blutgefäße, Muskeln und Sehnen wachsen mit. Die Prozedur ist jedoch langwierig und schmerzhaft.

Bei ungefähr tausend Kindern in Deutschland pro Jahrgang kommt eine Hormonbehandlung in Betracht, weil deren Versorgung mit den Wachstums-Botenstoffen nicht richtig funktioniert. Der Defekt kann vererbt sein, aber auch ausgelöst durch Tumoren, Schädel-Hirn-Verletzungen, Infektionen oder eine Steißlage bei der Geburt.

Selten kommt es vor, daß Mädchen eines der beiden X-Chromosomen fehlt (Ullrich-Turner-Syndrom), die ebenfalls für das Wachstum in der Pubertät wichtig sind. Für solche Kinder steht seit 1985 ein

gentechnisch hergestelltes Präparat zur Verfügung. Zwischen dem Alter von rund fünf Jahren und der Pubertät muß es mindestens dreimal pro Woche gespritzt werden. Kosten: bis zu 50 000 Mark im Jahr.

Werden die Kleinen zu einem Bombengeschäft?

Doch der Stoff ist nicht nur überteuert – die beiden US-Hersteller Genentech und Eli Lilly nutzen ihre Monopolstellung –, auch Nebenwirkungen sind nicht auszuschließen: Arteriosklerose, Bluthochdruck und Diabetes können gefördert werden.

Trotzdem haben US-Mediziner von den National Institutes of Health kürzlich begonnen, kleinwüchsige Kinder ohne Hormonmangel mit den Kunst-Hormonen zu traktieren. Die Befürworter dieser Studie verweisen auf die soziale Benachteiligung und die psychischen Schäden der Kleinwüchsigen.

Die Experimente stießen auf heftigen Protest. Kritiker weigern sich, natürlichen Minderwuchs überhaupt als eine Krankheit anzusehen. Und viele vermuten, die Herstellerfirmen wollten lediglich die Absatzmöglichkeiten ihres Präparates vervielfachen. In der Tat schlagen die Unternehmen vor, jeweils die kleinsten drei Prozent eines Jahrgangs zu behandeln.

Das könnte nicht nur teuer, sondern auch nutzlos sein: Eine Studie unter Leitung von Siegfried Zabransky von der Universitätsklinik Homburg/Saar kam vor kurzem zu dem Ergebnis, daß zwar 90 Prozent der Kinder im ersten Behandlungsjahr schneller wuchsen, die Kraft der künstlichen Hormone danach jedoch nachzulassen schien. Und 15 Prozent der Kinder blieben trotz täglicher Hormonspritzen kleiner als vorausberechnet.

CPS





Ein bißchen verlegen, aber sichtlich amüsiert schließt das junge »Brautpaar« den Bund fürs Leben – ein kleiner Exkurs in die Erwachsenen-Welt. Schon in früher Kindheit zeigen Jungen und Mädchen geschlechtstypisches Verhalten. Doch vehement streiten sich die Experten darüber, wer oder was bei der Festlegung der weiblichen und männlichen Rolle hauptsächlich Regie führt

DIE ENTDECKUNG VON MANN UND FRAU

Der Name genügt, um Erwachsene zu täuschen. Schon einem drei Monate alten Baby halten Wildfremde einen Ball hin, wenn jemand das Kind als „Johnny“ vorstellt. Wird es hingegen „Jenny“ genannt, strecken die Erwachsenen dem vermeintlichen Mädchen zielsicher die Puppe entgegen – obwohl in beiden Fällen dasselbe Baby vor ihnen sitzt.

Das klassische Experiment mit „Baby X“ offenbart Altbekanntes: Kaum sind die lieben Kleinen auf der Welt, lenken Erwachsene Kindervergnügen und -verhalten in geschlechtstypische Bahnen. „Lange bevor Kinder begreifen, was Jungen und Mädchen unterscheidet, bevor sie sich selbst einordnen und entsprechend handeln, beschreiben Eltern ihre Töchter eher als zart und hübsch, ihre Söhne eher als groß und kräftig“, bestätigt der dreifache Vater Hanns Martin Trautner, Entwicklungspsychologe an der Universität Münster. Auch aufgeklärte Eltern, die bei ihren Kindern keinesfalls überkommene Rollenklischees wecken möchten, drängen ihren Nachwuchs unbewußt in Richtung Barbiepuppe oder Bagger, Rock oder Hose, Tanzen oder Toben, Krankenschwester oder Soldat.

Seit 20 Jahren beschäftigt sich Trautner mit der Geschlechterrollen-Entwicklung von Kindern. Es ist ein Forschungsterrain voller ideologischer Tretminen, denn schließlich steht indirekt die Aufgaben- und Chancenverteilung in der Gesellschaft auf dem Prüfstand. Nicht nur Psychologen, Biologen, Soziologen und Anthropologen streiten seit über einem Jahrhundert erbittert, auch Laien aller Couleur mischen kräftig mit – von Feministinnen bis zu konservativen Familienpolitikern.

Die Gräben zwischen den Verfechtern dreier seit langem bekannter Theorien scheinen bis heute unüberwindlich zu sein: Während eine Fraktion darauf beharrt, allein die Umwelt weise Männern und Frauen ihre Rollen zu, behauptet eine andere, geschlechtstypische Vorlieben und Eigenschaften seien genetisch festgelegt und durch Hormone gesteuert. Die Psychoanalytiker schließlich führen Verhaltensunterschiede einzig auf jene frühe Phase zurück, in der sich Kinder ihrer Genitalien bewußt werden und Vergleiche zwischen sich und den Eltern anstellen – eine im Kern ebenfalls biologische Erklärung. Alle drei Modelle eint die Vorstellung, die Kleinsten seien dem



Harte Schule: junger Rodeo-Reiter auf Kuba



Männer-Domäne Jagd: Vierjähriger mit erlegtem Eichhörnchen

Stets lockt das Abenteuer Mann



Spritzkur nach der Schlamm-Tour: großer und



Nicht nur beim Baseball eifern diese Youngster ihrem großen Idol nach



kleiner Moto-Crosser in der Waschanlage



Mini-Matador reizt »Stier« in Andalusien

Einfluß des Erbguts oder der Erziehung hilflos ausgeliefert.

Neuere psychologische Ansätze dagegen schreiben den Kindern einen aktiveren Part zu. Solche Gedanken haben an Bedeutung gewonnen, seit der amerikanische Psychologe Lawrence Kohlberg 1966 die Rollenübernahme als Serie kindlicher Einsichten in Geschlechterunterschiede deutete. Besonders die Theorie seiner Kollegin Sandra Bem von der Cornell University hat die Forschung angeregt. Die Psychologin hat Anfang der achtziger Jahre die Idee des „Geschlechter-Schemas“ entwickelt, mit dessen Hilfe Kinder ihre Eindrücke sortieren. Jungen und Mädchen lernen laut Bem, die betont in Männer und Frauen geteilte Welt selbst nach geschlechtstypischen Merkmalen zu ordnen und zu beurteilen – und schlüpfen dabei in ihre Rolle.

So verbuchen sie Ehrgeiz und Mut ebenso auf dem Konto „Junge/Mann“ wie Spielzeug-Autos und Lederhosen; Schüchternheit, Tränen, Puppenwagen und Röcke schlagen sie dagegen Mädchen und Frauen zu. Aus diesem Schema ziehen Kinder sehr schnell auch Konsequenzen für ihr eigenes Verhalten: Sie kultivieren von sich aus Interessen und Einstellungen, die dem beobachteten Verhalten ihrer Umwelt entsprechen – weil sie Halt suchen und Rollenkonflikte vermeiden möchten.

Angeregt von der Theorie des Geschlechter-Schemas, startete Hanns Martin Trautner 1982 eine Langzeit-Studie an 82 Kindern. Sein Psychologen-Team begleitete die damals vier- bis fünfjährigen Jungen und Mädchen aus dem Raum Frankfurt am Main bis zum Alter von zehn Jahren. Unter anderem filmten die Forscher, wann die Kinder welches Spielzeug wählten, ließen ihre Probanden Persönlichkeitsmerkmale und Freizeitbeschäftigungen als Jungen- oder Mädchen-Domäne einordnen und fragten nach bevorzugten Spielkameraden.

Aus den Beobachtungen folgte Trautner, daß die Übernahme der Geschlechterrolle in drei Stufen verläuft: im Alter von ein bis drei Jahren, in der anschließenden Kindergartenzeit sowie in der Periode von der Einschulung bis zur beginnenden Pubertät.

Die erste Phase ähnelt einem Ratespiel. Gegen Ende ihres ersten Lebensjahres beginnen Kinder, unterschiedliche Stimmen, Frisuren und Kleidung wahrzunehmen und als männlich oder weiblich zu erkennen. Mit Hilfe solcher Indizien mutmaßen sie, welchem Geschlecht sie selbst angehören. Sobald sie dann – noch unbewußt – beginnen, sich entsprechend ihrer Hypothese zu verhalten, ernten sie



Egal, was Eltern wollen: Mädchen mögen die Mutter-Rolle



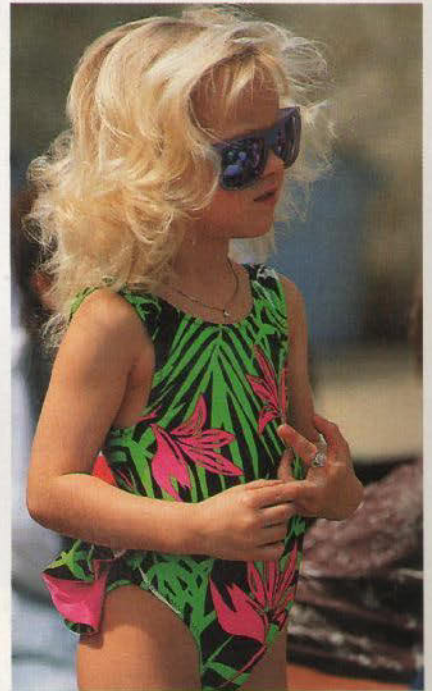
Eltern-Träume: Miss-Kandidatinnen in Virginia



Schönheitswettbewerb: Mutter und Tochter beim Schminken



Erwachende Weiblichkeit: Ein Mädchen entdeckt sich selbst



Selbstbewußt: Blondine in Daytona Beach

Die Suche nach dem sanften Selbst



Wett-Krabbeln in Del Mar, Kalifornien: Väter feuern ihre Babys an

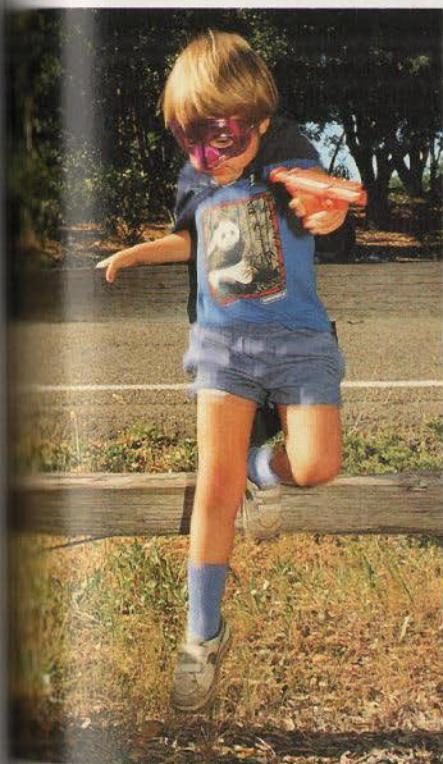
**Früh wird
das Rollenmuster
eingeübt**



Vorgeschmack auf die Welt der Väter: kanadische Schüler in Schale



Kleiner Mexikaner vor einem Boxkampf



Stärker als der Rest der Welt: Batman

Lob oder ablehnende Reaktionen. Wo- durch ihr Anfangsverdacht bestätigt oder verworfen wird.

Offenbar begreifen Kleinkinder aber noch nicht, daß sich das Geschlecht nicht wie ein Spielzeug tauschen läßt, sondern in aller Regel fürs ganze Leben festliegt. Bis ins dritte Jahr halten es Jungen für möglich, später Mutter zu sein, Mädchen glauben, durch eine Verkleidung zum Mann zu werden.

In der zweiten Phase, zwischen drei und sechs Jahren, gehen Kinder völlig in ihrer Rolle auf und lassen Eltern, die an Chancengleichheit glauben, geradezu verzweifeln. Egal, wie sorgsam diese versuchen gegenzusteuern – Söhne verwandeln jede Pappschachtel in ein Auto, Töchter bemuttern, was ihnen in den Arm kommt. Psychologen trösten Eltern, deren Erziehungsmethoden sich in diesem Fall offenbar als erfolglos erwiesen haben, daß die Familie eben nur eine von vielen Quellen ist, aus der Kinder Anregung und Anleitung schöpfen: Ebenso wichtig sind gleichaltrige Spielkameraden, aber auch Bücher, Fernsehen oder Kindergärtnerinnen – eine Phalanx, auf die Eltern kaum Einfluß haben.

Freunde und Vorbilder wählt der Nachwuchs jetzt fast ausschließlich aus dem eigenen Geschlecht. Mädchen laden nur Mädchen zur Geburtstagsparty ein, Jungen waschen am liebsten mit dem Vater das Auto und lassen den heldenhaften „He-Man“ für sich kämpfen. Die späteren Männer ziehen die Grenze sogar schärfer als die künftigen Frauen: Sich vom Weihnachtsmann ein Puppenhaus zu wünschen erscheint Knaben – US-Studien zufolge – abwegiger als Mädchen die Bitte um einen Technik-Baukasten. Offenbar fürchten Jungen sich mehr vor der Bezeichnung „weichlich“ als Mädchen vor dem Etikett „wild“.

Auch Kinderhorte verstärken dieses Verhalten der Kleinen, berichten Hanna Permien und Lore Miedaner vom Deutschen Jugendinstitut in München. Erzieherinnen schilderten ihnen 1992 freimütig, daß sie Mädchen zum Aufräumen ermunterten, Jungen dagegen zum Spiel im Freien. Ein Forschungsprojekt der beiden Münchener Wissenschaftlerinnen soll nun helfen, in Kindertagesstätten künftig individuelle Talente statt stereotyper Rollenverteilungen zu fördern.

Viele wohlmeinende Eltern machen aus ihrer Entrüstung über Klischees und sexistisches Spielzeug keinen Hehl – und verwirren ihre Kleinkinder mit der Attacke gegen das geliebte Auto oder die Puppe. „Mit Gegenpropaganda zum Abbau traditioneller Geschlechtsrollen“, sagt Hanns Martin Trautner, „sind Drei-

bis Sechsjährige intellektuell schlicht überfordert.“ In diesem Stadium ließen sie sich am stärksten durch das Mann-Frau-Schema im Kopf leiten: „Kinder denken in dieser rigiden Phase viel konservativer als ihre Eltern.“ Eine behutsame Erziehung in Richtung „Androgynie“ – einem Rollen-Ideal, das männliche und weibliche Eigenschaften vereint – empfiehlt der Psychologe frühestens im Grundschulalter.

Erst in der dritten Phase, im Alter von sieben bis elf Jahren, weicht das rigore „entweder Mann oder Frau“ einem flexibleren „beides mehr oder weniger“. Kinder wissen jetzt, daß ihre Geschlechtszugehörigkeit durch die Genitalien bestimmt wird und nicht durch ihr Verhalten. Darum können sie erkennen, daß Geschlechterrollen keine Naturgesetze, sondern soziale Konventionen sind. Während eine Dreijährige sagen könnte: „Ich bin ein Mädchen, weil ich lange Haare habe“, würde eine Siebenjährige eher auf ihre Scheide als entscheidendes Merkmal verweisen.

Grundschulkinder erkennen zudem, wie Trautners Arbeiten belegen, daß es auch geschlechtsneutrale Beschäftigungen gibt: Sie bewerten Aktivitäten wie Fahrradfahren oder Bücherlesen als gleichermaßen für Jungen wie Mädchen geeignet. Und bei der Wahl des Spielpartners entscheidet nicht mehr nur das Geschlecht, sondern das Können. Was nützt ein Junge im Fußball-Team, wenn das Mädchen die bessere Stürmerin ist?

Wie Jugendliche und Erwachsene sich in den folgenden Lebensphasen entfalten, haben Forscher bislang kaum untersucht. Ein Wandel zeichnet sich freilich ab: Galt bis vor kurzem, vor allem die Kindheit entscheide, ob die Sprößlinge sich zu Softies oder Machos, Heimchen oder Powerfrauen entwickeln, gestehen Psychologen heute Pubertät und Erwachsenenalter eigene Impulse zu.

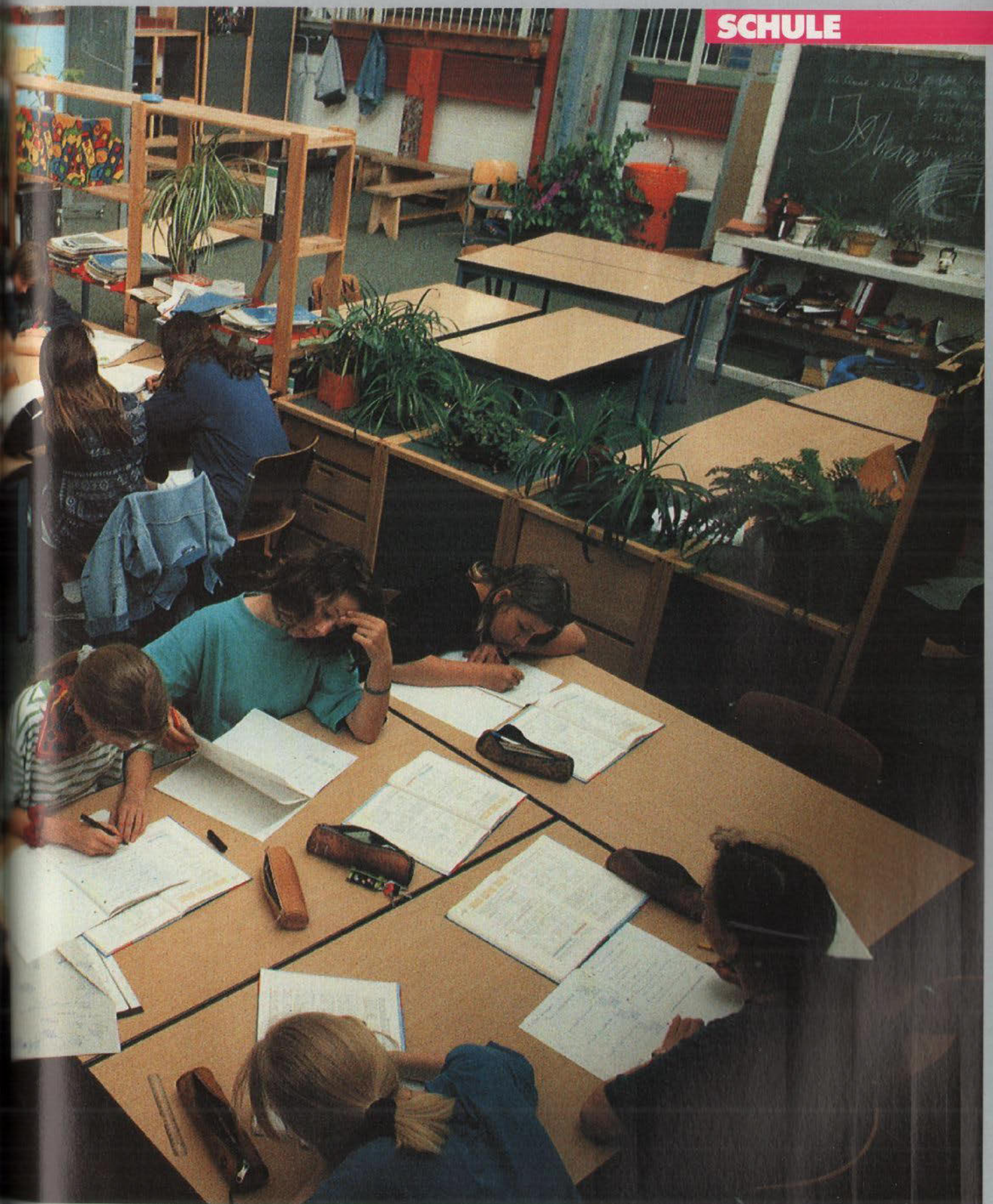
Besonders das Berufsleben prägt offenbar die Rollenvorstellungen: Mädchen und Frauen bereiten sich heute zunehmend für ehemals „männliche“ Domänen vor. Männer hingegen zeigen nur wenig mehr Engagement als früher in den „weiblichen“ Bereichen Familie und Haushalt. Besonders kraß aber ist der Rückfall in althergebrachte Muster, klagt die Gießener Psychologin Dorothee Alfermann, wenn erst einmal der eigene Nachwuchs da ist: „Die Frauen kümmern sich um die Kinder und die Männer sich um die Karriere.“ □

Dr. Kirsten Brodde, 29, lebt als freie Wissenschaftsjournalistin in Hamburg. Die studierte Germanistin schrieb zuletzt in GEO-Wissen „Pillen · Kräuter · Therapien“ (Nr. 1/1993) über Cortison-Behandlung.

Lediglich Regale und Zimmerpflanzen trennen den »Klassenraum« der Siebtkläßler von dem der Parallelgruppe: An der Bielefelder Laborschule lernen die Schüler in einem Großraum. Das ist aber nur eine von vielen Besonderheiten dieses pädagogischen Unikums. Hier bekommen Kinder und Jugendliche keine Noten, hier können sie sich für einen eigenen Lernweg entscheiden. Hier sollen sie Selbständigkeit trainieren und in einer *embryonic society* – einer Gesellschaft im kleinen – Demokratie üben. Allerdings verfolgt diese staatliche Lehranstalt kein geschlossenes Konzept. Sie soll eine Experimentier-Werkstatt sein, die neue Ideen für Regelschulen produziert. Und vor allem ein Ort, an dem Kinder...

...fürs
**Leben gern
lernen**





Pssst!“ Langsam verebbt das Tuscheln und Brummeln, das Gackeln und Kabbeln. Die 20 Jungen und Mädchen auf den niedrigen, im Karree aufgestellten Holzbänken richten ihre Aufmerksamkeit auf Heide Bambach. „Ich möchte besprechen“, verkündet die Lehrerin, „was jeder von euch heute arbeitet.“ Reihum erzählen die Viertkläßler, was sie sich vorgenommen haben: Vanessa* will Schönschrift üben, Johannes rechnen, Oliver möchte ein Sachkundethema vorantreiben, Pia eine Phantasiegeschichte schreiben. „Kevin und Tobias“, bestimmt die Pädagogin, „ihr macht bitte Schreibübungen.“

Anders als an den Regelschulen gibt an der Bielefelder Laborschule nicht allein der Lehrer die Richtung vor: Hier kann jedes Kind seinen individuellen Lernkurs weitgehend selber steuern. Solche Offenheit findet sich nicht nur im Unterricht an dieser ungewöhnlichen Lehranstalt, die mehr sein will als eine reibungslos funktionierende Bildungsfabrik – auch wenn die beiden altrosa Flachbauten äußerlich den Charme von Industriehallen haben.

Offen ist die integrierte Gesamtschule auch für Jungen und Mädchen mit unterschiedlichen Begabungen – vom Lernbehinderten bis zum Überflieger. Offen ist sie für alle sozialen Schichten, wobei kraft eines Aufnahmeschlüssels etwa die Hälfte der Zöglinge aus „einfachen“ Verhältnissen stammt. Offen ist das Verhältnis der Schüler zu ihren Lehrern: Sie duzen einander. Offen sind die Türen zu den Zimmern der Schulleitung. Offen ist die Architektur: Die Kinder – 480 von Jahrgang 3 bis 10 im Haus II, 180 Anfänger im kunterbunten Haus I – lernen in einem Großraum. Und offen ist dieser Ort quirligen Lebens schließlich für schuluntypische Erfahrungen, etwa für Abenteuer auf dem Bauspielfeld und Nestwärme im Schulzoo.

Die besondere Atmosphäre dieses pädagogischen Unikums offenbart sich jedem Besucher sofort im Café an der Stirnseite von Haus II. Wer den Gesprächen der hier pausierenden oder vorbeilenden Lehrer folgen will, braucht allerdings Übersetzungshilfe. Aber vielleicht kommt ja Susanne Thurn, die blonde, elegante Schulleiterin, auf einen Becher Kaffee hinzu und erläutert den hauseigenen Jargon. In der Laborschule wird keine „4a“ in einem Klassenzimmer unterrichtet, hier wohnt die Stammgruppe „oliv 4“ auf ihrer mit Pflanzen, Po-

stern und Puppenhäusern individuell eingerichteten Stammfläche. Statt der klassischen Fächer stehen Erfahrungsbereiche auf dem Stundenplan – etwa „Soziale Studien“, die Geschichte, Erd- und Gemeinschaftskunde umfassen. Und statt Zeugnissen mit Noten teilen die Lehrer „Berichte zum Lernvorgang“ aus.

Die 1974 eröffnete Laborschule ist ein Überbleibsel aus der Zeit des bildungspolitischen Aufbruchs. Sie ist aber, betont der 67jährige Gründer Hartmut von Hentig, kein Versuch, „in dem ein bestimmter Schultyp erprobt und zur Vollkommenheit geführt werden soll“. Der mittlerweile emeritierte Erziehungswissenschaftler betrachtet die Einrichtung eher als pädagogisches Gegenstück zum Klinikum der Mediziner: Forscher und Praktiker können hier vielfältige neue Formen des Lehrens und Lernens systematisch entwickeln und testen.

Eine ganze Reihe Neuerungen hat das staatliche Didaktik-Labor bereits hervorgebracht. Auf Regelschulen übergesprungen sind bislang allerdings nur wenige. Will Lütgert, Pädagogik-Professor an der Universität Bielefeld und wissenschaftlicher Leiter der Laborschule, führt da Elemente des offenen Unterrichts auf und vor allem die Fremdsprachenerziehung von Klasse 3 an. So überzeugt der korrekte Mann mit der weichen Stimme von dem pädagogischen Experiment spricht, blinder Missionseifer treibt ihn nicht an – er und seine Kollegen forschen quasi auf Vorrat. „Wenn das Regelsystem dann nach bestimmten Lösungen sucht, kann es etwas bei uns finden.“

Die Gründe für Reformen liegen indes längst auf der Hand. So dominiert im herkömmlichen Pensum lebensfremdes Sachwissen, kommt persönliche Erfahrung zu kurz. Das Prinzip, alle Kinder mit derselben Latte zu messen und nicht entsprechend ihrem individuellen Leistungsvermögen, beschert den Begabten Langeweile und den Schwächeren Mißerfolge. Kein Wunder, daß beiden Gruppen die Lust am Lernen vergeht. Und die meisten Lehrer wissen zu wenig über ihre Schützlinge.

Die 60 Pädagoginnen und Pädagogen der Laborschule kennen ihre Schüler genau. Wenn Swantje während der Unterrichtsphase mit freigewählter Arbeit über ihrem Heft gähnt, dann weiß die 52jährige Heide Bambach, daß die schlanke Elfjährige in der vergangenen Nacht wieder einmal mehrfach hat aufstehen und ihren plärrenden Bruder beruhigen müssen. Die Lehrerin mit ansteckend fröhlichen



* Die Namen der Kinder wurden geändert. Red.



WO MÄDCHEN UND JUNGEN IHRE ROLLEN ERWEITERN

Wenn 13jährige Jungs in einer Kindertagesstätte noch jüngere Rabauken betreuen und Mädchen zum Hammer greifen, durchbrechen sie gängige Verhaltensmuster. Schülern und Schülerinnen von der Gesellschaft an sie herangetragene Geschlechterrollen bewußt zu machen und sie anzuleiten, diese zu überwinden, ist Ziel eines Forschungsprojektes über mehrere Jahre an der Laborschule

Augen kümmert sich um jeden einzelnen ihrer Zöglinge: Sie geht von einem zum anderen, ermuntert, weist zurecht, läßt sich vorlesen und stellt ein paar Kopfrechenaufgaben.

Wer glaubt, Kinder würden nur bei ständiger Ermahnung arbeiten, wird hier eines Besseren belehrt. In einer Viertelstunde schreibt die neunjährige Pia – eine der jüngsten in der Stammgruppe und trotzdem deren heimlicher Star – die erste Seite ihrer Geschichte nieder. Angeregt von einer Dinosaurier-Ausstellung, trägt Oliver währenddessen in seinem Themenheft alles erreichbare Wissen über die urzeitlichen Tiere zusammen. Zwischendurch verschwindet der Elfjährige in die Schulbibliothek und kommt Minuten später mit einem bunten Dino-Schmöker wieder.

Tobias, dem Heide Bambach über die Schulter schaut, krakelt neben Bilder von Schweinen, Lokomotiven und Bananen die entsprechenden Wörter. Der Unterschied von „g“ und „k“ will dem schlaksigen Jungen nicht in den Kopf, die „Rakete“ wird zur „Ragete“. Seine Lehrerin macht ihm vor, wie er die Laute auseinanderhalten kann: Sie legt ihre geöffnete Hand – die Fläche nach oben – mit dem Ballen ans Kinn. „Kkkkk ... gggg ... Spürst du den Lufthauch beim kkk?“

Kevin ist inzwischen herangekommen und reicht Heide Bambach zögernd seine ausgefüllte Bilderwortliste. Sie überfliegt das Papier und streicht ihm sanft über den Rücken. „Man sieht, daß du fleißig geübt hast.“ Dennoch: Eine konventionelle Grundschule hätte den blassen, schwächlichen Knaben wohl längst aussortiert. Statt „Hose“ schreibt er „Hse“, aus „Regen“ macht er „Rgn“, und ein „Schwein“ wird zum „Schn“. Aber hier darf er sich mit viel Geduld und Anleitung an die Schriftsprache herantasten.

Auch wenn Heide Bambach manchmal „himmelangst“ wird beim Gedanken an die Zukunft ihrer Sorgenkinder – noch hat sie Hoffnung. In fast 20 Jahren an der Laborschule hat sie erfahren, „wie unerwartet hoch die Zahl der Kinder ist, die sich quer zu den im Regelschulsystem unterstellten Jahrgangsnormen entwickeln“. Unverhofft fänden Schüler mit Lernschwierigkeiten Anschluß an das Leistungsniveau ihrer Altersstufe, wenn ihnen Zeit gelassen würde, einen besonders langsamen und gründlichen Anlauf zu nehmen.

Wo Abc-Schützen wie in Bielefeld ihren individuellen Weg zur Schrift verfolgen dürfen, tritt eine Entwicklung zutage, die anderswo durch Ganzwortmethode und Rechtschreibdrill überlagert wird: Kinder nähern sich dem Schreib- und Lesevermögen von Erwachsenen nicht kontinuierlich an, indem sie etwa

ihren Schatz orthographisch korrekter Wörter stetig ausbauen. Vielmehr erwerben sie, das haben psychologische und pädagogische Studien gezeigt, die grundlegenden Fähigkeiten phasenweise – ähnlich wie beim Spracherwerb, wo Kleinkinder zunächst einzelne Silben und Wörter plappern, dann zwei Wörter sinnvoll miteinander verknüpfen und schließlich vollständige Sätze bilden (siehe Seite 40).

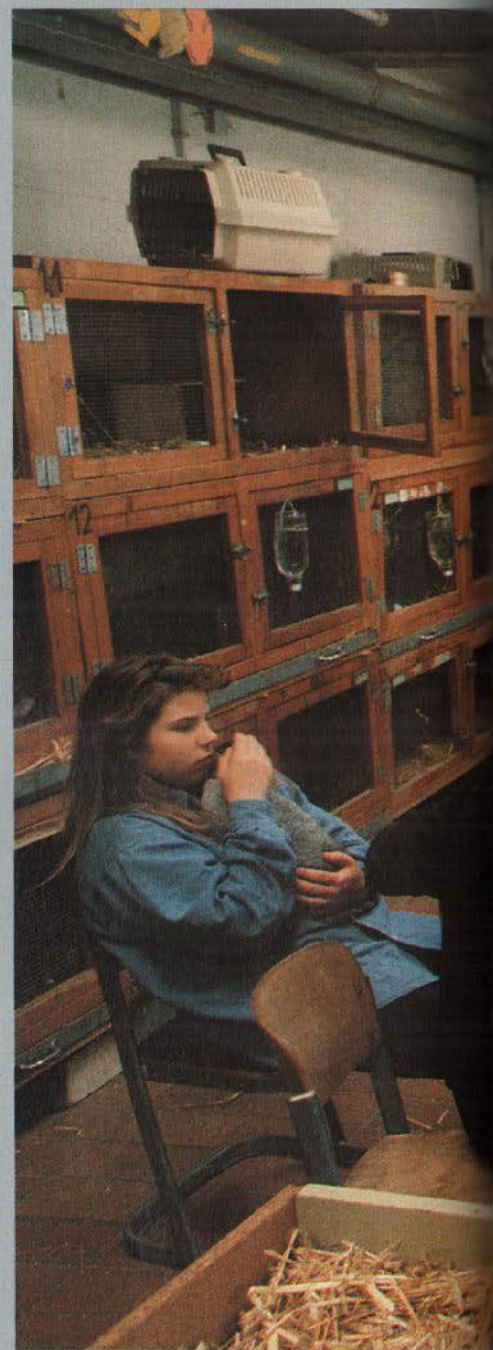
Psychologen fassen die kindliche Entdeckung der Schriftwelt heute in einem Stufenmodell zusammen: Anfangs malen die Kleinen, was Erwachsene ihnen aufgeschrieben und sie sich eingeprägt haben – meist ihren Namen. Gegen Ende dieser ganzheitlichen Phase begreifen sie allmählich den Zusammenhang zwischen gesprochener und geschriebener Sprache, zwischen den kleinsten Lauteinheiten, den Phonemen, und den Buchstaben oder Buchstabenfolgen, den Graphemen. „Die Fähigkeit, Laute aus Wörtern herauszuhören, ist der Schlüssel“, sagt Gerheid Scheerer-Neumann, Psychologin mit Lehrauftrag an der Universität Bielefeld. Nun können die Kinder erstmals orthographisch unbekannte Vokabeln konstruieren. Allerdings lassen sie zunächst noch manche Grapheme aus, vor allem Vokale.

Peu à peu wird aus „Bl“ ein kompletter „Ball“, und es fließen Besonderheiten der Rechtschreibung ein, etwa das doppelte „f“ in „Kartoffel“. Wenn schließlich die richtig geschriebenen Wörter in einer Art Lexikon im Gehirn der Kinder gespeichert sind und von dort gleichsam automatisch abgerufen werden können, ist das wichtigste Etappenziel erreicht.

Wann Schüler den Lernprozeß beginnen und wie schnell sie die jeweiligen Phasen durchlaufen, ist „extrem unterschiedlich“. Dieses Fazit ziehen Gerheid Scheerer-Neumann und die Lehrerin Olga Petrow aus ihrem Forschungsprojekt über den Erwerb der Schriftsprache im offenen Unterricht. Manche Kinder nehmen diese Zitadelle unserer Zivilisation im Sturm – sie brauchen dazu lediglich sechs Monate. Andere rennen jahrelang erfolglos dagegen an.

Mit Hilfe des Stufenmodells können Pädagogen schreibschwachen Kindern gezielt auf die Sprünge helfen. So hält die Psychologin Scheerer-Neumann es für „ziemlich absurd, in frühen Entwicklungsphasen mit orthographischem Training anzufangen“. Bei einem Jungen, der wie Kevin gerade das Konsonanten-Skelett von Wörtern krakelt, wäre das in der Tat vertane Zeit und Mühe. Statt dessen übt er Laute zu analysieren und in Grapheme zu übersetzen.

Heide Bambach legt zwar Wert auf korrekte Orthographie, „weil die Kinder sie in Zukunft brauchen werden“. Aber





WO KINDER FRÜH VERANTWORTUNG ÜBERNEHMEN

Wer im Schulzoo kuscheln will, muß sich auch kümmern. Schüler, die etwa ihr Kaninchen vernachlässigen, verlieren das »Sorgerecht«. Frühzeitig lernen Kinder, in der Schulbibliothek selbständig Sachwissen zu recherchieren. Und von klein auf engagieren sie sich, zum Beispiel beim Verkauf von Postkarten gegen Ausländerfeindlichkeit an Studenten der benachbarten Universität (links unten)

genauso wichtig sind ihr Mitteilungslust, Gedanken- und Sprachreichtum, wie sie beim freien Schreiben von Geschichten zum Vorschein kommen – einem zentralen Element im Deutschunterricht der Laborschule. Wenn Schreibanfänger etwa über die Erlebnisse der Hexe „Korbinia Remplem“ fabulieren, hemmen Rechtschreibregeln allzusehr den Fluß der Phantasie. „Mit der Zeit“, weiß die Lehrerin, „fließen sprachlicher Reichtum und richtige Schreibweise ineinander“ – zwanglos und ohne Nachteile für das eine oder das andere.

Die Kinder dichten nicht nur zum eigenen Vergnügen. In der „Versammlung“ tragen sie ihre Werke auch ihren Mitschülern vor und stellen sich deren oft erstaunlich präziser und einfühlsamer Kritik. Dieser Stunde vor der Mittagspause fiebern Heide Bambachs Schüler Tag für Tag entgegen.

Heute liest der pausbäckige Robert seine Version eines Old-Shatterhand-Abenteuers vor. Sitzend, kniend oder bäuchlings auf dem Teppichboden folgen die Zuhörer seinen Worten. Zwei Mädchen kuscheln sich aneinander, zwei andere kämmen sich gegenseitig – und konzentrieren sich dabei doch auf den Angriff der Indianer. Oliver notiert in Stichworten auf einem Zettel, was ihm an der Geschichte merkwürdig vorkommt.

Als Robert das Heft senkt, schnellen die Finger hoch. Souverän übernimmt er – wie es dem jeweiligen Autor zusteht – die Gesprächsleitung: „Oliver ist dran.“ Der Elfjährige mit dem pechschwarzen Haar moniert die Szene, in der die Rothäute ohne ihren verwundeten Chef davongaloppieren: „Indianer lassen ihren Häuptling nie im Stich.“ Tobias, der Schnellredner, stimmt ihm zu. Er hat zwar erst vor ein paar Wochen lesen gelernt, gehört aber bei vielerlei Themen zu den sachkundigsten Kindern der Gruppe. „Der Häuptling steht normalerweise außer Reichweite“, kritisiert er, „weiter hinten auf einem Hügel und gibt Kommandos.“ Mit einer Vielzahl von Anmerkungen schicken die Kritiker Robert in die nächste Runde: Er wird die Geschichte überarbeiten, erneut vortragen und daran feilen, bis alle zufrieden sind.

Freies Schreiben soll nicht nur das Fundament für eine dauerhafte Freude an Literatur legen. Es vermittelt auf elegante Weise auch Sachwissen. Wenn in der Story über eine Inuit-Frau ein Baum gefällt werden soll und bei den Zuhörern Zweifel auftauchen, ob in Point Hope im Norden Alaskas überhaupt Bäume wachsen, schnappen sich die Kinder einen Atlas oder stöbern in der Bibliothek nach Sachliteratur – und lernen dabei „Erdkunde“. Wenn eine Schülerin Kodiakbären auftreten läßt, informiert sie sich

zuvor im Zoologie-Lexikon über Größe, Gewicht und Verhalten der Tiere.

Jeden Mittwoch nach der großen Pause steht „Werkstatt“ auf dem Stundenplan. Ohne daß ein Gong sie ruft – so etwas gibt es an der Laborschule gar nicht –, trappeln die Schüler ins Untergeschoß. Zwischen Werkbänken und Drehbänken verteilen die Betreuer – keine studierten Pädagogen, sondern gestandene Handwerker – das Holz, aus dem die Jungen und Mädchen jeweils eine Leselampe bauen sollen.

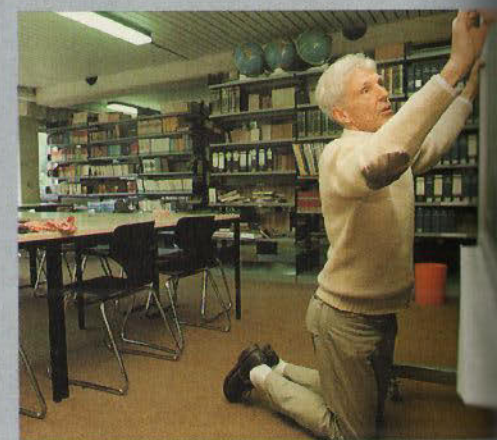
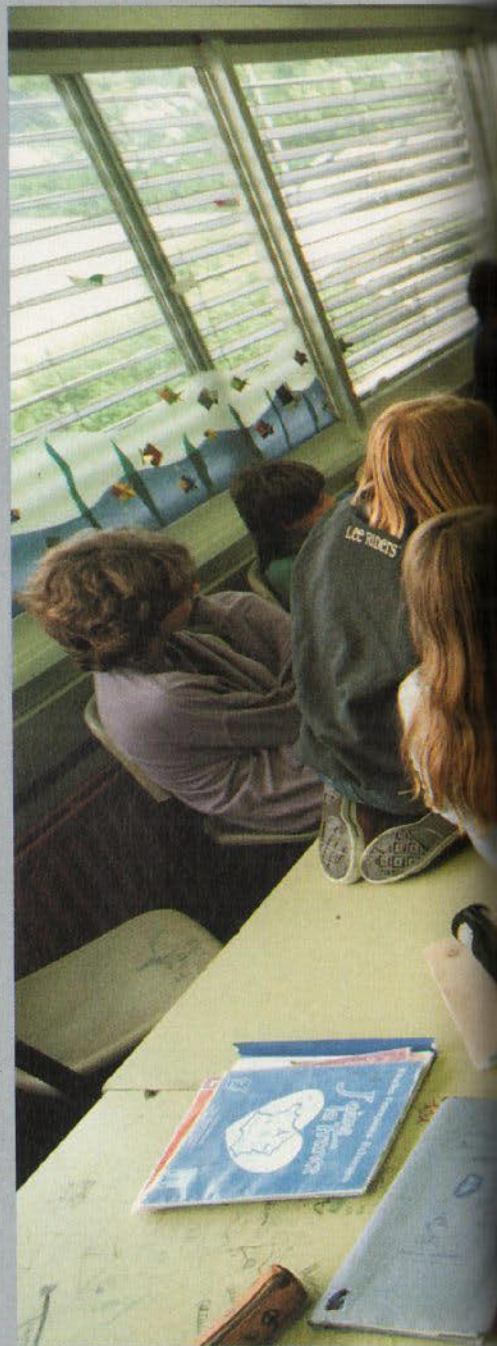
Vanessa ist heute nicht gut drauf. Brummelnd kippelt sie auf ihrem Hocker. „Willi“, versucht sie einen der Männer einzuspannen, „sagst du mir die Leisten zurecht?“ Willi läßt sie abblitzen. Swantje, die mit der Schutzbrille einer Taucherin gleicht, schleift an der elektrischen Schmirgelscheibe bereits ein Brettchen rund. Derweil versenkt Oliver gefühlvoll den rotierenden Stahl der Ständerbohrmaschine in eine Holzplatte.

Die Laborschule will Jungen und Mädchen gleiche Chancen eröffnen. Dazu gehört, daß Schülerinnen eher männliche Tätigkeiten wie den Umgang mit Schleif- und Bohrmaschinen lernen. Und seit Schulgründung treiben deshalb beide Geschlechter auch gemeinsam Sport. Dennoch weist die fortschrittliche Einrichtung, so hat die Mathematik- und Sportlehrerin Christine Biermann beobachtet, „die gleichen Phänomene auf wie andere Schulen“: Männliche Stärke wird unbewußt bevorzugt und raumgreifendes Verhalten der Jungen akzeptiert, weibliche Phantasie dagegen wird zurückgesetzt und das Ausdrücken von Gefühlen beiseite geschoben.

Im Sommer 1990 hat die Pädagogin gemeinsam mit zwei Kolleginnen und einem Kollegen das Forschungsprojekt „Mädchen- und Jungensozialisation“ in einem fünften Jahrgang gestartet. Damit hoffen sie, die Schülerinnen zu stärken und die Schüler zu sensibilisieren.

Das Team holte das lästige Thema Haushaltsarbeit in den Unterricht. Während einer Projektwoche zum Beispiel lernten beide Geschlechter kochen und backen, dekorierten Tische, nähten Knöpfe an, sortierten Hemden, Hosen und Pullover für die Waschmaschine. Zugleich trainierten Jungen wie Mädchen typisch männliche Fertigkeiten: Sie hantierten mit der Bohrmaschine und reparierten Fahrräder. Diese und weitere Lektionen im Rahmen des Curriculums wirkten in die Familien hinein. Kinder übernahmen, so die Rückmeldung der Eltern, mehr Hausarbeit – zumindest vorübergehend.

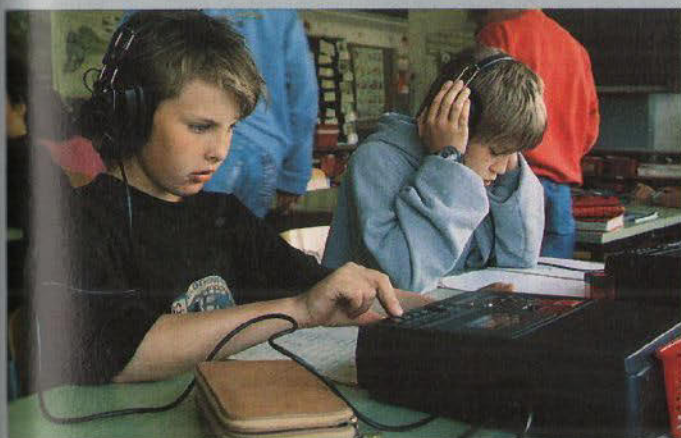
Als wesentlicher Baustein des planvollen Gemeinschaftsunterrichts haben sich Mädchen- und Jungenkonzferenzen er-





WO PENNÄLER IHREN LERNKURS SELBER STEUERN

Wenn sie bei der Sache bleiben, dürfen Laborschüler es sich im Unterricht bequem machen. Auf solche Freiheiten legte bereits der Schulgründer, der Pädagogik-Professor Hartmut von Hentig, Wert, der hier in einer Lateinstunde vor der Tafel kniet. Eigenständig können Kinder Lerntechniken ausprobieren, etwa indem sie mit einem Kassettenrecorder die Lautstruktur von Wörtern analysieren



wiesen: Einmal im Monat treffen sich Schüler und Schülerinnen getrennt bei Saft und Keksen – gleichsam in einem geschlechtshomogenen Schutzraum. Dort können die Jungen über Themen sprechen, „bei denen Mädchen“, wie einer meint, „sonst immer dazwischenquasseln würden“. Dort stehen sie nicht unter dem Druck, sich dominant verhalten zu müssen. Dort dürfen sie Schwächen und Gefühle zeigen ohne das Risiko, daß Mädchen sie trösten wollen oder auslachen.

Die Schülerinnen können in den intimen Runden, so eine von ihnen, „ungestört über die Jungen reden“ – oder über ihre Streitereien untereinander. Mädchen nutzen die Konferenzen intensiver als ihre Mitschüler, um sich über ihre Interessen klarzuwerden und diese durchzusetzen: Gekränkt durch blöde Sprüche über Busen und Schamhaare, beantragten sie, das gemeinsame Umziehen und Duschen beim Sport abzuschaffen. Und sie plädierten zum Beispiel dafür, bei der Unterrichtseinheit „Liebe – Freundschaft – Sexualität“ zunächst in geschlechtshomogenen Gruppen zu arbeiten und erst später gemischt.

„Die Mädchen“, da ist sich die Lehrerin Marlene Schütte sicher, „haben gelernt zu wissen, was sie wollen.“ Aber auch die Jungen haben nach Ansicht der Mitarbeiter des Projekts profitiert: „Sie haben Denkanstöße über ihr Rollenverhalten bekommen, sie sind offener geworden für neue Rollen.“

Christine Biermann und Marlene Schütte sind sich ihrer Grenzen allerdings bewußt: Neben der Schule prägen vor allem das Familienleben und die Medien die geschlechtsspezifische Entwicklung. Daß ein Zwölfjähriger bewußt dem Vorbild seines Macho-Vaters abschwört, ist wohl auch zuviel verlangt. Aber auch liberalere Eltern, die dem Vorhaben zustimmen, die soziale Kompetenz der Kinder zu erweitern, fürchten manchmal insgeheim, daß ihre Söhne in der rauen Wirklichkeit nicht mehr ihren Mann stehen können.

Laborschullehrer werden immer wieder gefragt: Erzieht ihr die Schüler nicht auf einer unreal friedlichen Insel? Unsere Gesellschaft beruhe nun mal auf dem Prinzip: „Der Stärkere gewinnt“. Solche Einwände ärgern die Direktorin Susanne Thurn: „Ich finde es zynisch, zu fordern, Kinder sollten möglichst früh für den Konkurrenzkampf trainiert werden.“ Zweifeln hält sie entgegen, daß es das A und O sei, „das Individuum zu stärken, damit es nicht zerbricht, wenn es die Schule verläßt“. Deshalb sei „zu ergründen: Was ist das für ein Mensch? Was kann er besonders gut?“ Ihm sei zu helfen, ein Maß der eigenen Leistungsfähigkeit zu finden, und ihm müsse gleicher-

maßen Selbständigkeit und Solidarität beigebracht werden.

Als Beleg, daß die Laborschule Jugendliche sehr wohl fit macht fürs Leben, führt die Direktorin Absolventenstudien an. Pädagogen der Universität Bielefeld befragten Jungen und Mädchen in der zehnten Klasse sechs Monate vor Schulabschluß sowie sechs Monate danach und drei Jahre danach. Die Teenager aus der Versuchsschule fühlen sich deutlich besser gerüstet mit überfachlichen Qualifikationen wie Kooperationsfähigkeit, Toleranz und Hilfsbereitschaft als Gymnasiasten desselben Jahrgangs. Beim Sachwissen dagegen hapert es: Viele spüren Lücken in Mathematik und in den Naturwissenschaften, halten sich aber für gut vorbereitet, die Defizite selbständig aufzuholen.

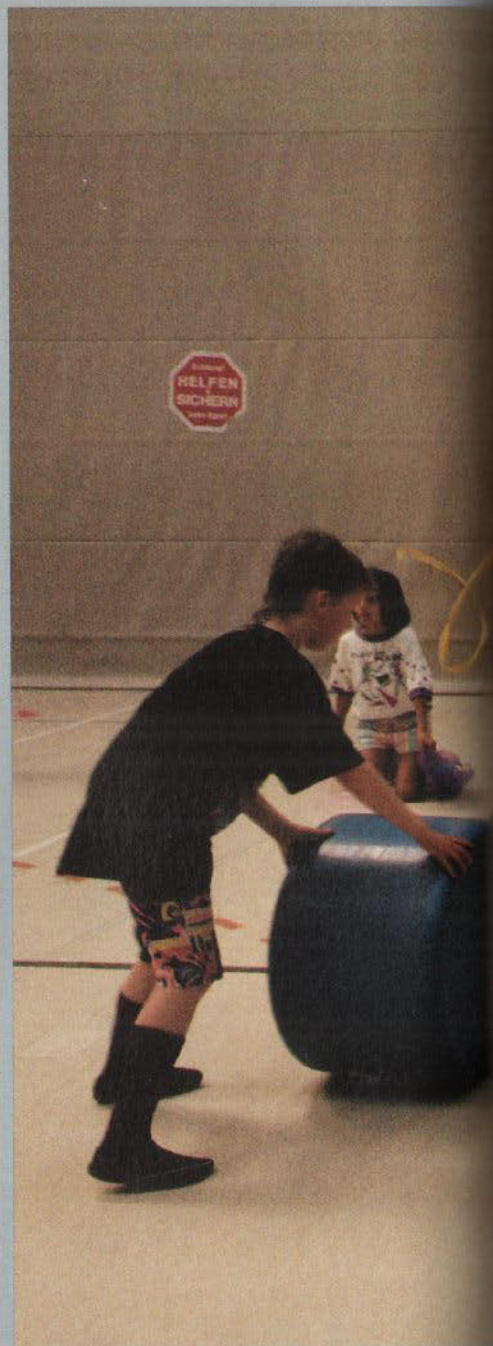
Nur ganz wenige Jugendliche“, hebt der Erziehungswissenschaftler Will Lütgert heraus, „sagen, das ist ein Abschnitt meiner Biographie, den ich verdrängen möchte.“ Dies darf als beachtlicher Erfolg gelten. Denn Schulen treiben zwar in hohem Maße die kognitive und soziale Entwicklung der Kinder voran. Aber paradoxerweise gehen, wie der Bielefelder Pädagoge Klaus Hurrelmann herausfand, „mehr und mehr Schüler auf innere Distanz“. Die Penne, so glauben sie, helfe ihnen nicht bei der Entfaltung ihrer Persönlichkeit, sondern sei ein notwendiges Übel, um die Eintrittskarte für die ersehnte Berufslaufbahn zu erwerben.

„Entschulung der Schule“ forderte daher der Reformator von Hentig. Belehrung solle durch Erfahrung ersetzt werden, wo immer es möglich sei. Statt zum Beispiel demokratische Spielregeln allein aus Sozialkundebüchern auswendig zu lernen, sollen Schüler sie anwenden.

Raum dafür bietet in der Bielefelder Pädagogik-Werkstatt die tägliche Morgenrunde. Heide Bambach verhandelt mit ihrer Mini-Gesellschaft heute das Schicksal von Lars. „Ihr wißt, daß er in der anderen Stammgruppe mit zwei Jungs überhaupt nicht klar gekommen ist. Und sie nicht mit ihm. Was soll nun aus ihm werden?“ Die Kinder sollen entscheiden, ob sie sich den sozialen Kraftakt aufbürden wollen, den schwierigen Charakter Lars zu integrieren.

Zehn Sekunden lang schweigen sie, 20 Köpfe arbeiten, 20 Körper winden sich auf den Bänken. Bis ein Schüler herausschößt, „er soll bleiben“, und ihm die Mehrheit zustimmt. Wenige Tage später nehmen die Jungen Lars in ihren angesehenen Regenwald-Club auf. □

Der Fotograf **Rainer Drexel**, 44, und GEO-Wissen-Redakteur **Klaus Bachmann**, 35, waren beeindruckt von der entspannten und zugleich arbeitssamen Atmosphäre an der Laborschule.





WO SCHÜLER RAUM HABEN FÜR SPORT UND SPIEL

Ein Teil der Gymnastikstunde ist Pflicht, der Rest Kür. Dann können die Schüler und Schülerinnen wie hier ihren Lieblingsspielen frönen. Körpererziehung hat einen hohen Rang an der Laborschule. Neben Sport und Selbstverteidigungstraining für Mädchen zählt dazu auch das Wissen über gesunde Ernährung. Wie deren Grundlagen erzeugt werden können, lernen die Kinder im Schulgarten

Kinder und Jugendliche begehen mehr und mehr grausame Verbrechen. Irritiert fragt

Die entfesselte Generation

VON DIRK LEHMANN

Achtjährige quälen ihresgleichen, 13jährige töten, 15jährige rauben, foltern und vergewaltigen. Brutale Attacken von Kindern und Jugendlichen erschüttern die Öffentlichkeit. Besorgt fragen Eltern, Lehrer und Politiker: Woher kommt die Gewalt?

Tatsächlich wächst die Zahl grausamer Verbrechen von Minderjährigen: 1990 registrierte die Polizei in den alten Bundesländern 96 Fälle von Mord und Totschlag, 1991 bereits 130. Auch die Zahl schwerer Körperverletzungen hat sich von 9338 im Jahr 1990 auf 11 376 in 1991 erhöht.

Mindere Straftaten wie etwa leichte Körperverletzungen und Sachbeschädigungen haben in dem Zeitraum ebenfalls zugenommen. Die Interpretation der Daten ist allerdings schwierig, denn die Kriminalstatistik gibt die Realität nur verzerrt wieder: Vergehen können unentdeckt bleiben oder nicht gemeldet werden, wie etwa kleinere Zerstörungen. Andererseits wird heute die Polizei häufig bei Fällen eingeschaltet, die früher als normale Jungen-Keilerei galten. Unumstritten ist indes, daß die Attacken brutaler geworden sind – wenn das Opfer bereits am Boden liegt, treten viele Täter noch einmal nach.

Fast 90 Prozent der Täter sind Jungen

Ähnlich vielfältig wie die Erscheinungsformen der Gewalt sind die Erklärungsmuster von Psychologen, Pädagogen und Soziologen. Im Kern indes stimmen alle darin überein, daß Leistungsdruck, Werteverlust und Gefühlskälte in Familie, Schule und Gesellschaft die jungen Menschen verunsichern und ihre Aggressionen explodieren lassen.

Die Malaise der Institution Familie halten Wissenschaftler für die wichtigste Ursache der wachsenden Gewalt. „Bis zu 20 Prozent der Familien“, stellt der Bielefelder Pädagoge und Jugendforscher Klaus Hurrelmann fest, „kön-

nen ihren Kindern keinen sozialen Halt geben.“ In unserer komplexen, schnelllebigen Gesellschaft selbst orientierungslos geworden, versagen viele Eltern dabei, ihrem Nachwuchs Grenzen zu setzen und ihm Werte beizubringen.

Auf die Kinder überträgt sich auch die Anspannung, unter der manche Väter und Mütter um den Erhalt ihres Sozialstatus kämpfen. In durch Überforderung und Existenzkrisen gebeutelten Familien wachsen jedoch, das weiß Hurrelmann aus Untersuchungen, „psychisch und nervlich gestörte, sozial irritierte sowie teilweise vernachlässigte und mißhandelte Kinder“ heran.

Irgendwann bricht unter diesem Druck die Fassade der Friedfertigkeit. Dabei verhalten sich die Geschlechter auffällig verschieden. Fast 90 Prozent der Gewalttäter sind Jungen. Mädchen dagegen richten ihre Aggressionen nach Hurrelmanns Beobachtungen eher nach innen. Die Folgen seien oft psychosomatische Leiden und Depressionen.

Besonders Jugendliche aus sozialen Problemgruppen und ausländischen Familien sind gefährdet, sich in Gewalt zu flüchten. Wenn sie spüren, daß die Gesellschaft sie ausgegrenzt und ihnen von vornherein geringere Chancen einräumt, reagieren sie oft aggressiv. Auch wer zu Hause körperlich bestraft wird und somit Gewalt als Mittel der Konfliktlösung kennenlernt, neigt zu Rohheiten.

Zur wachsenden Akzeptanz der Brutalität trägt überdies das Fernsehen bei. Medienforscher und Pädagogen sind sich weitgehend einig, daß die Mordszenen, die über die Mattscheibe flimmern – täglich bis zu 70 –, bei Kindern und Jugendlichen Spuren hinterlassen.

Experten fürchten dabei weniger die Nachahmung der TV-Greuel, sondern ein vermindertes moralisches Urteilsvermögen der jungen Zuschauer sowie ein Abstumpfen gegenüber Gewalt.

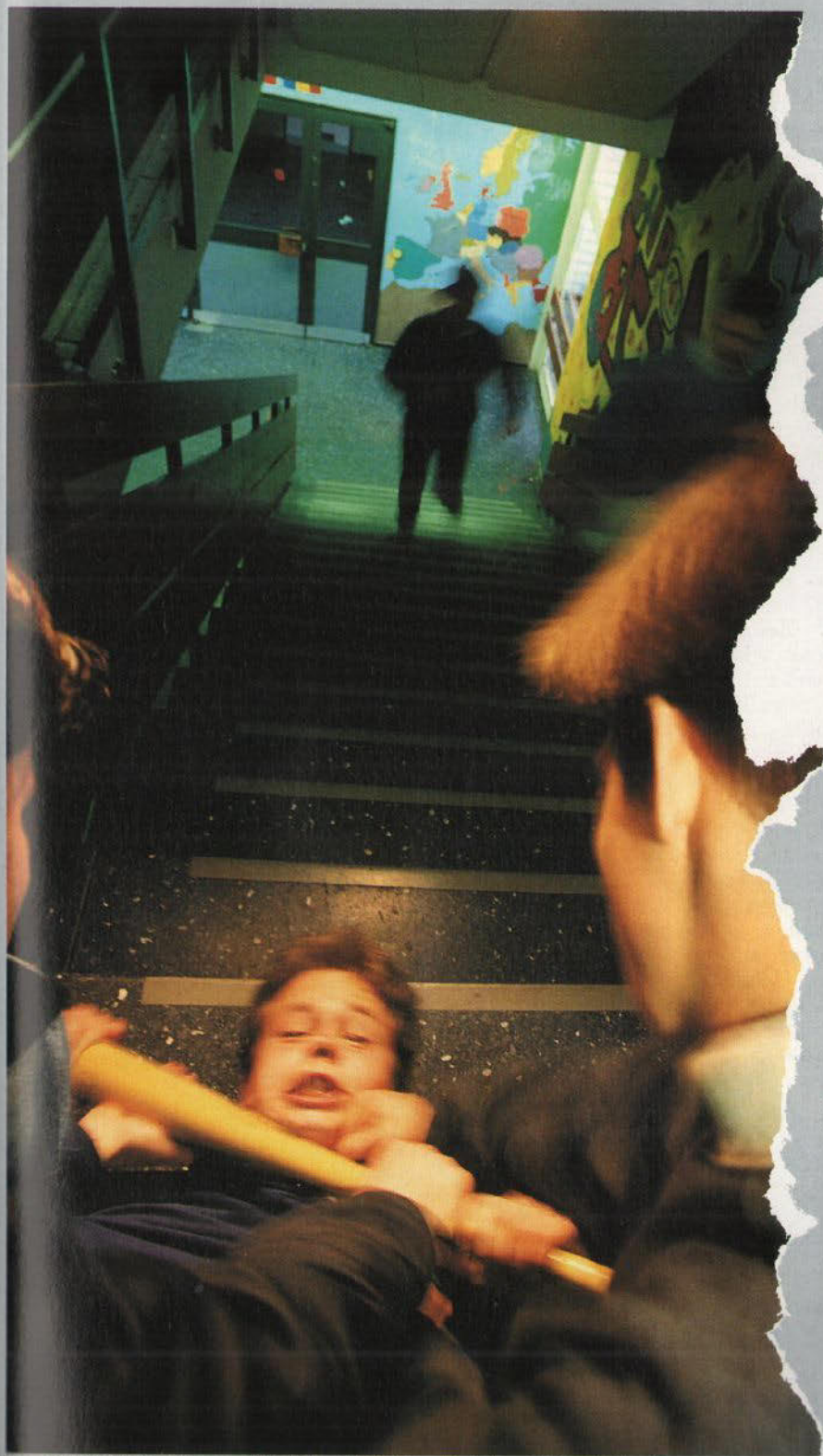
Als Podium zum Ablassen der Aggressionen bietet sich Heranwachsenden die Schule an. Besonders montags müssen Lehrer überdrehte Kinder von Horrortrips herunterholen. Wenn diese nach einem Wochenende mit durchschnittlich 18 Stunden Fernsehkonsum wieder in die Schule kommen, ist eher Sozialarbeit denn Pädagogik gefragt.

Zusehends schwindet die soziale Kontrolle

Zwar läßt sich nicht belegen, daß auf dem Pausenhof mehr gekämpft wird. Für den Pädagogik-Professor Hurrelmann spricht jedoch einiges dafür. „15 Prozent aller Schüler sind als aggressiv einzuordnen“, sagt er, „zwischen drei und fünf Prozent als sehr brutal.“

Brennpunkte sind Haupt- und Berufsschulen. Jugendliche, die hier nicht mitkommen, fühlen sich als Verlierer der Wettbewerbsgesellschaft. Sie ahnen, in welchen Kreislauf von Arbeits- und Zukunftslosigkeit sie geraten können. Denn wer die Ideale der kapitalistischen Ordnung für sich nicht verwirklichen kann, wer weder einen Job hat noch Geld für Statussymbole, gerät rasch ins Abseits. Und in einer Rezession wird das soziale Netz erst recht durchlässiger, verwandelt sich die Solidargemeinschaft in ein Schlachtfeld von Egoisten.

„In den siebziger Jahren“, resümiert der Bielefelder Sozialforscher Wilhelm Heitmeyer, „ging es um Selbstverwirk-



Kampfplatz Schule: Wer nur Mißerfolge erleidet, reagiert darauf oft mit Prügel

lichung, in den Achtzigern um Selbstbehauptung und heute hauptsächlich um Selbstdurchsetzung.“ Institutionen wie Kirche und Nachbarschaft, die früher Halt boten, haben an Einfluß verloren. „Die soziale Kontrolle läßt nach“, klagt Heitmeyer. Und je weiter die Gesellschaft zerfalle, „desto mehr wird die Gewalt eskalieren“.

Rückhalt und Orientierung hoffen Jugendliche in Cliquen zu finden. Die meisten suchen nur einen Familienersatz, und die Ideologie einer Gruppe ist dabei relativ unwichtig. Sie verschreiben sich der Gemeinschaft oft mit Haut und Haaren, übernehmen deren Kleidungsstil, den Musikgeschmack und auch die Feindbilder. Die Cliquen sind sehr oft erpicht auf Grenzerfahrungen, etwa mittels Provokation. Das war bei Heranwachsenden schon immer so. Doch in unserer liberalen Zeit locken sie Erwachsene erst aus der Reserve, wenn sie etwa „Heil Hitler!“ brüllen oder ein Hakenkreuz auf der Lederjacke tragen.

Manche Jugendliche richten ihre Aggressionen gegen Gleichstarke – etwa Hooligans gegen Hooligans. Andere suchen sich schwächere Opfer. Welch wichtige Rolle die Gruppe bei Gewalttaten spielt, zeigt eine im Juni 1993 veröffentlichte Studie von Wissenschaftlern der Universität Trier. Demnach wurden über 90 Prozent der Angriffe auf Ausländer gemeinschaftlich verübt.

Die Jugendlichen schlagen zu, die Ziele ihrer Attacken legen ihnen jedoch andere nahe. Für den Gießener Politologen Claus Leggewie besteht kein Zweifel, daß die Marschrichtung Gewalt gegen Fremde auch durch die öffentliche Diskriminierung von Ausländern vorgegeben ist – etwa durch das unsägliche Gezerre um das neue Asylrecht. „Die Gewalttäter fühlen sich“, so Leggewie, „von ‚normalen Leuten‘ beauftragt und legen ein diffuses Stellvertreterhandeln an den Tag.“

Wenn Kinder und Jugendliche also die schwersten Verbrechen begehen, zu denen Menschen fähig sind, dann trägt die Gesellschaft Mitverantwortung. Denn Gewalt, so Klaus Hurrelmann, ist eine „soziale Krankheit“. □

Was für ein Fest! Der ganze Dorfplatz wimmelt von Menschen. Die Musikanten spielen, es gibt zu essen und zu trinken, daß sich die Tische biegen. Und die Kinder sind mittendrin. Keine Katzentische, keiner, der sich über das Geschrei beschwert, keine Ermahnungen, gerade zu sitzen und sich „anständig“ zu benehmen – wozu auch? Auf den Volksfesten des 16. Jahrhunderts, wie Pieter Bruegel d. Ä. sie gemalt hat, saufen und schlingen, grölen und tollten die Erwachsenen genauso lustvoll umher wie eine Bande unbeaufsichtigter Halbwüchsiger, die Alten so hemmungslos wie die Jungen.

Waren Kinder damals, zu Bruegels Zeiten, glücklicher als heute?

„Derselbe Bauer hatte bei 80 Ziegen, deren muß ich im siebten und achten Jahr hüten“, erinnert sich der Schweizer Bauernsohn Thomas Platter, geboren 1499, an die Entbehrungen seiner Kindheit. „Und als ich noch so klein war, wenn ich den Stall aufthat und nicht gleich nebenhin sprang, stießen mich die Geißen nieder... Das weiß ich wohl, daß ich selten ganze Zehen gehabt habe, sondern Fetzen davon gestoßen... ohne Schuh meist im Sommer...; großen Durst, daß ich manchmal mir selbst in die Hand brünnselt hab' und das für den Durst getrunken.“

Es ist noch nicht lange her, seit Historiker, Pädagogen und Psychologen die Geschichte der Kindheit als Forschungsgebiet entdeckt haben; und bei der Auswertung der vielen verschiedenartigen Quellen – Autobiographien, Heiligenviten, Bevölkerungsstatistiken, Grabsteine, Aufzeichnungen von Dorfärzten und Ermahnungen von Kir-

chenvätern – kommen sie bis heute zu widersprüchlichen Ergebnissen.

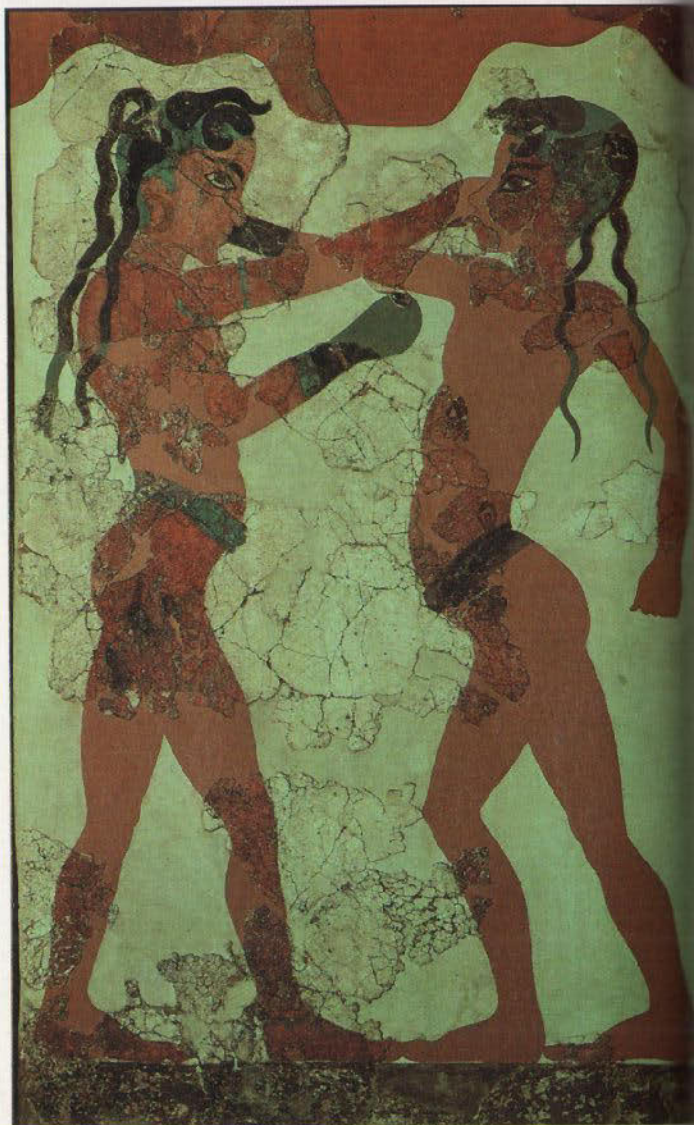
Früher, sagen die einen, gehörten Kinder ganz selbstverständlich zum Leben dazu, sie wurden nicht in pädagogische Gettos mit Schulnoten, Anstandsregeln und Rohrstöcken abgeschoben. In seinem Vorwort zur „Geschichte der Kindheit“ des französischen Historikers Philippe Ariès konstatiert der Bielefelder Pädagoge Hartmut von Hentig, daß die Kinder im Laufe der letzten Jahrhunderte „eine Zunahme von Unfreiheit, sozialer Abschließung und Repression durch die Erwachsenen“ erfahren haben.

Andere Forscher kommen zu völlig entgegengesetzten Schlüssen. „Die Geschichte der Kindheit ist ein Alptraum, aus dem wir gerade erst erwachen“, schreibt der amerikanische Psychohistoriker Lloyd deMause und führt eine lange Liste düsterer Zeugnisse an: Neugeborene wurden zu Tausenden und mit stillschweigender öffentlicher Duldung ertränkt, ausgesetzt, verkauft; Generationen von Heranwachsenden wurden systematisch geschlagen, mißhandelt und psychisch gequält – von wohlmeinenden Lehrern und Eltern mit besten Erziehungsabsichten.

„Kindheit“ war in der abendländischen Geschichte nie ein feststehender Begriff, sondern immer das, was die Zeitgenossen darunter verstanden – ein Spie-

Bereits Künstler des alten Ägypten und Griechenlands stellen Jungen und Mädchen mit anatomischen Feinheiten dar – Beleg für die Aufmerksamkeit, die Kinder genießen. Dennoch haben sie für die Menschen damals keinen Wert an sich. Sie sind »wertvoll«, weil sie das Weiterbestehen der Familie garantieren

Der Wandel



Kretische Knaben beim Boxkampf (um 1500 v. Chr.)

**Schon das Altertum
machte sich ein Bild vom
Nachwuchs**

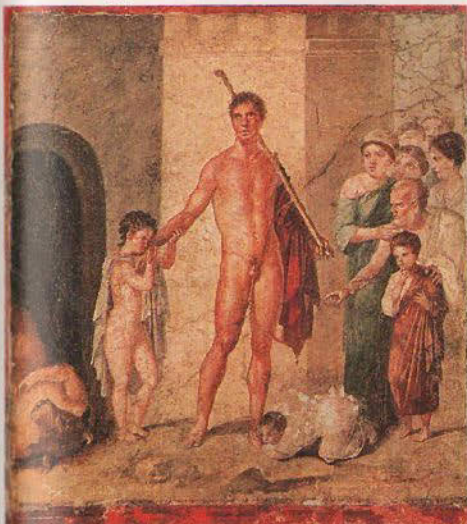
der frühen Jahre

HISTORIE

Kindheit, wie wir sie heute in Europa kennen, war den Menschen lange fremd. Das Bild des ersten Lebensabschnitts hat sich über die Jahrhunderte drastisch gewandelt – stets geprägt vom Geist der Zeit. Und nicht immer waren Kinder früher glücklicher



Trauernde ägyptische Frauen und – in der vorderen Reihe – Mädchen (14. Jh. v. Chr.)



Durch die Erlegung des Minotaurus bewahrt Theseus Kinder vor dem Opfertod (Fresko aus Pompeji)



Griechischer Junge mit Hund (um 425 v. Chr.)

gel ihrer Ängste und Sehnsüchte, ihrer Vorstellungen von Gott und Mensch. „Kindheit“ war entweder verklärtes Land der Unschuld oder Reich des Bösen, Tabula rasa oder halb tierhafter Naturzustand. Mal endete die Kindheit mit sieben, mal erst mit 14 Jahren, und in manchen Jahrhunderten scheint sie fast zu verschwinden, nur um von nachwachsenden Generationen schließlich wieder neu „erfunden“ zu werden.

Wie glücklich oder unglücklich die Kinder vergangener Jahrhunderte waren – darüber sagt die jeweils vorherrschende Kindheits-Idee nur bedingt etwas aus. Eine „typisch mittelalterliche“ oder „typisch romantische“ Kindheit gab es ohnehin nicht. Es gab adelige und bürgerliche, eheliche und uneheliche, Stadt- und Landkinder und – nicht zuletzt – Jungen und Mädchen. Und es gab auch zu jeder Zeit Menschen, die sich ihre eigenen Gedanken über Geburt, Kinderpflege und -erziehung machten, die sich bewußt waren, daß die ersten Jahre der menschlichen Existenz etwas Besonderes sind.

„So spreche ich denn die bei uns wenigstens herrschende Meinung aus, daß zu große Nachsicht die Sinnesart der Jungen mürrisch, jähzornig ... das Gegenteil davon aber, eine zu strenge

und harte Unterwerfung, sie durch Erzeugung einer niedrigen, unfreien und menschenfeindlichen Gesinnung für das Zusammenleben untauglich mache.“ Der Philosoph Platon ist durchaus nicht der erste, der sich ausführlich zu Fragen des Umgangs mit Kindern geäußert hat. Schon auf altägyptischen Papyri werden die Väter künftiger Pharaonen ermahnt, ihre Söhne „in den Worten der Vorzeit“ zu unterrichten. Und konfuzianische Überlieferungen aus dem alten China charakterisieren das

Kind als den „Jadestein, der noch geschliffen werden muß“.

Es sind allerdings die Griechen, die als erste eine systematische Erziehungslehre – eine Pädagogik – und ein Schulsystem entwickeln, das zum Modell für die Bildungseinrichtungen späterer Jahrhunderte werden sollte. Athener Kinder – genau gesagt: die Söhne der freien Bürger – werden vom siebten Lebensjahr an im Lesen, Schreiben und Rechnen, in Musik, Sport und der Rezitation der Dichter unterwiesen.

Denn nur ein umfassend gebildeter Bürger, so glauben die Zeitgenossen Platons und Perikles', sei imstande, die politischen Geschicke des Staates mitzubestimmen.

Dabei mißt die Antike der Kindheit an sich keinen eigenen Wert bei – sie gilt als wildes, in vieler Hinsicht tierhaftes Durchgangsstadium zum Erwachsenenalter. „Wertvoll“ ist das Kind nur dadurch, daß es später

das Weiterbestehen der Familie, die Ernährung seiner alten Eltern und die Tradierung des Totenkultes garantiert. Grausam, aber auch konsequent konstatiert der römische Staatsmann und Philosoph Seneca: „Mißgeburten löschen wir aus, Kinder, wenn sie schwächlich und mißgestaltet geboren worden sind, ertränken wir; und nicht der Zorn, sondern die Vernunft ist der

Lange galt das Leben Neugeborener nur wenig



Laut Matthäus läßt Herodes d. Gr. alle Knaben in Bethlehem töten, damit auch das Jesuskind umkommt



Ein junger Dieb wird ertränkt (16. Jh.)



Trauer um früh verstorbene Kinder (19. Jh.)

Griechen und Römer tolerieren die Tötung behinderter oder unerwünschter Kinder. Unter dem wachsenden Einfluß des Christentums wird sie zwar tabuisiert, aber bis ins Mittelalter entledigen sich Eltern auch in Europa wieder und wieder unliebsamer Sprößlinge



Steinigung einer Mutter, die ihr Stiefkind getötet hat

GEO regelmäßig frei Haus im Abonnement mit ca. 15% Preis-Vorteil!



GEO jeden Monat regelmäßig ins Haus geschickt zu bekommen, das bedeutet Monat für Monat ein neues, faszinierendes Erlebnis! Und nach und nach entsteht so eine einzigartige Sammlung von fesselnden Reportagen und einmaligen Fotos.

Darum nutzen Sie jetzt diese vorteilhafte Bestellmöglichkeit: Sie sparen ca. 15% (gegenüber Einzelpreis)!

Dazu geschenkt: Dieses GEO-Regenwald-Poster!

Bitte mit 80 Pfennig freimachen, falls Marke zur Hand.

Antwort-Postkarte

GEO
Leser-Service

20080 Hamburg

Sichern Sie sich die nächsten GEO WISSEN!

Wenn Sie noch kein GEO WISSEN-Abonnement bestellt haben, bieten wir Ihnen die Möglichkeit, sich jetzt alle folgenden Ausgaben von GEO WISSEN ins Haus kommen zu lassen. So versäumen Sie keine Ausgabe, GEO WISSEN erscheint 2 x im Jahr.

Jedes GEO WISSEN hat mindestens 160 Seiten. Alle Bilder in Farbe. Am besten schicken Sie die Abruf-Karte noch heute ab!



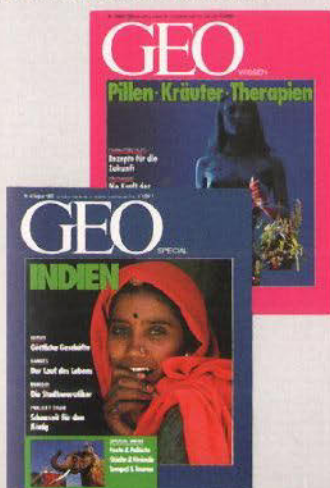
Bitte mit 80 Pfennig freimachen, falls Marke zur Hand.

Antwort-Postkarte

GEO WISSEN
Leser-Service

20080 Hamburg

GEO SPECIAL und GEO WISSEN zum Nachbestellen!



GEO SPECIAL

- | | | |
|--------------------------|------------------------------|----------|
| <input type="checkbox"/> | »Ostafrika« (F 8905) | DM 13,50 |
| <input type="checkbox"/> | »Bayern« (F 9003) | DM 13,50 |
| <input type="checkbox"/> | »London« (F 9005) | DM 13,50 |
| <input type="checkbox"/> | »Österreich« (F 9102) | DM 13,50 |
| <input type="checkbox"/> | »USA: Südstaaten« (F 9103) | DM 13,50 |
| <input type="checkbox"/> | »Paris« (F 9104) | DM 13,50 |
| <input type="checkbox"/> | »Neuseeland« (F 9307) | DM 12,80 |
| <input type="checkbox"/> | »Mailand« (F 9201) | DM 13,50 |
| <input type="checkbox"/> | »Rußland« (F 9202) | DM 12,80 |
| <input type="checkbox"/> | »Griechenland« (F 9203) | DM 12,80 |
| <input type="checkbox"/> | »USA: Neuengland« (F 9204) | DM 12,80 |
| <input type="checkbox"/> | »Malaysia/Singapur« (F 9205) | DM 12,80 |
| <input type="checkbox"/> | »Sahara« (F 9206) | DM 12,80 |
| <input type="checkbox"/> | »New York« (F 9301) | DM 12,80 |
| <input type="checkbox"/> | »Südafrika« (F 9302) | DM 12,80 |
| <input type="checkbox"/> | »Ägypten« (F 9303) | DM 12,80 |
| <input type="checkbox"/> | »Indien« (F 9304) | DM 12,80 |



GEO WISSEN

- | | | |
|--------------------------|---|-------------------|
| <input type="checkbox"/> | Ausgabe 2/89 | |
| <input type="checkbox"/> | »Kommunikation« | (K 8902) DM 13,50 |
| <input type="checkbox"/> | Ausgabe 4/90 | |
| <input type="checkbox"/> | »Arktis/Antarktis« | (K 9004) DM 13,50 |
| <input type="checkbox"/> | Ausgabe 1/91 | |
| <input type="checkbox"/> | »Altern/Jugendwahn« | (K 9101) DM 13,50 |
| <input type="checkbox"/> | Ausgabe 2/91 | |
| <input type="checkbox"/> | »Verkehr + Mobilität« | (K 9102) DM 13,50 |
| <input type="checkbox"/> | Ausgabe 3/91 | |
| <input type="checkbox"/> | »Landwirtschaft + Biotechnik« | (K 9103) DM 13,50 |
| <input type="checkbox"/> | Ausgabe 1/92 | |
| <input type="checkbox"/> | »Risiko + Chance + Katastrophen« | (K 9201) DM 13,50 |
| <input type="checkbox"/> | Ausgabe 2/92 | |
| <input type="checkbox"/> | »Ökologie + Evolution« | (K 9202) DM 12,80 |
| <input type="checkbox"/> | Ausgabe 3/92 | |
| <input type="checkbox"/> | »Intelligenz + Bewußtsein« | (K 9203) DM 12,80 |
| <input type="checkbox"/> | Ausgabe 4/92 (aktualisierter Nachdruck) | |
| <input type="checkbox"/> | »Sex + Geburt + Genetik« | (K 9301) DM 12,80 |
| <input type="checkbox"/> | Ausgabe 1/93 | |
| <input type="checkbox"/> | »Pillen + Kräuter + Therapien« | (K 9301) DM 12,80 |

Lieferung solange der Vorrat reicht. Alle Preise zzgl. DM 3,- Versandkosten-Anteil pro Lieferung. **Ausland:** nur gegen Vorkasse per Eurocheck zzgl. DM 5,- Versandkosten-Anteil.
Bitte vergessen Sie nicht, Ihre Adresse und Unterschrift auf der Rückseite dieser Karte!

Bestell-Karte für GEO mit ca. 15% Preis-Vorteil!

JA, ich möchte GEO sofort bestellen, brauche aber jetzt noch nichts zu bezahlen. Ich erhalte GEO mit ca. 15% Preis-Vorteil regelmäßig jeden Monat per Post frei Haus. Zustellung und Verpackung sind bereits im günstigen Preis inbegriffen. **Als Dankeschön für diese Bestellung erhalte ich das GEO-Regenwald-Poster.**

Jedes Heft derzeit nur DM 9,- (statt DM 10,50 Einzelpreis)
Wenn Sie uns nicht 6 Wochen vor Ablauf des Bezugszeitraumes mitteilen, daß Sie auf GEO wieder verzichten möchten, verlängert sich das Abonnement jeweils um ein Jahr.

Name / Vorname

Straße / Nummer

Postleitzahl Wohnort

Datum / Unterschrift Bitte unbedingt hier unterschreiben!

Ich erlaube Ihnen, mir interessante Zeitschriftenangebote auch telefonisch zu unterbreiten (ggf. streichen).

Gewünschte Zahlungsweise für GEO (bitte ankreuzen):

☐ Bequem und bargeldlos durch Bankabbuchung

☐ 1/4jährlich DM 27,- ☐ 1/2jährlich DM 54,-

☐ jährlich DM 108,-

Bankleitzahl
(Bitte vom Scheck abschreiben):

Kontonummer

Geldinstitut

☐ Gegen Rechnung (12 Hefte zum Gesamtpreis von DM 108,-). Bitte keine Vorauszahlung leisten. Rechnung abwarten.

Bitte ankreuzen, falls gewünscht:

☐ Zusätzlich zu GEO möchte ich GEO WISSEN (2x jährlich) beziehen. Der Jahrespreis beträgt dann DM 132,- statt DM 155,60. Rechnungszahlung. 52903F

Widerrufsrecht:

Mir ist bekannt, daß ich diese Vereinbarungen innerhalb einer Woche beim GEO Leser-Service, 20080 Hamburg, widerrufen kann. Die Frist beginnt mit der Absendung dieser Bestellung (Poststempel). Ich bestätige dies mit meiner 2. Unterschrift.

Datum / Unterschrift Bitte unbedingt hier unterschreiben!

Auslandspreise z.Zt.: Schweiz: Fr. 8,50 statt Fr. 10,50 Einzelpreis; Österreich: S 65,- statt S 80,- Einzelpreis; sonstiges Ausland: DM 9,- zuzüglich Porto. 52902F

Abruf-Karte für ein GEO WISSEN-Abonnement

JA, ich möchte diese vorteilhafte Bestellmöglichkeit für die Sonderreihe GEO WISSEN nutzen und bestelle ein Abonnement der Serie GEO WISSEN. Bitte senden Sie mir jede Ausgabe sofort nach Erscheinen zu. Ich erhalte jedes GEO WISSEN zum Preis von derzeit nur DM 12,80 + DM 2,- pro Heft für Porto und Verpackung. Nach Erhalt von 4 Ausgaben kann ich das GEO WISSEN-Abonnement jederzeit kündigen.

Name / Vorname

Straße / Nummer

Postleitzahl Wohnort

Datum / Unterschrift Bitte unbedingt hier unterschreiben!

Ich erlaube Ihnen, mir interessante Zeitschriftenangebote auch telefonisch zu unterbreiten (ggf. streichen). Dieses Angebot gilt nur in Deutschland. Ausland: Preise auf Anfrage.

Meine Zahlungsweise (bitte ankreuzen):

☐ Bequem und bargeldlos durch jährliche Bankabbuchung (DM 29,60)

Bankleitzahl (bitte vom Scheck abschreiben):

Kontonummer

Geldinstitut

☐ Gegen Rechnung (DM 59,20 für 4 Hefte)

Keine Vorauszahlung leisten. Rechnung abwarten.

Widerrufsrecht:

Mir ist bekannt, daß ich diese Vereinbarungen innerhalb einer Woche beim GEO WISSEN Leser-Service, 20080 Hamburg, widerrufen kann. Die Frist beginnt mit der Absendung dieser Bestellung (Poststempel). Ich bestätige dies mit meiner 2. Unterschrift.

Datum / Unterschrift Bitte unbedingt hier unterschreiben!

52904 F

Nachbestellung für GEO SPECIAL und GEO WISSEN Ausgaben!

JA, ich möchte die Möglichkeit nutzen und umseitig angekreuzte GEO SPECIAL bzw. GEO WISSEN Ausgaben nachbestellen. Bitte senden Sie mir den (die) Titel (Anzahl der gewünschten Titel bitte eintragen) gegen Rechnung an folgende Adresse:

Name / Vorname

Straße / Nummer

Postleitzahl Wohnort

Datum / Unterschrift

52905

Antwort-Postkarte

GEO SPECIAL/WISSEN
Versandservice
Postfach 600

74170 Neckarsulm

Bitte mit
80 Pfennig
freimachen,
falls Marke
zur Hand.

Ihre Vorteile, wenn Sie GEO mit dieser Karte bestellen:

- Ca. 15% Preis-Vorteil, d.h., Sie zahlen derzeit nur DM 9,- pro Heft (statt DM 10,50 Einzelpreis).
- Frei-Haus-Lieferung. Zustellung und Verpackung sind bereits im günstigen Preis enthalten.
- **Widerrufsrecht:**
Mir ist bekannt, daß ich diese Vereinbarungen innerhalb einer Woche beim GEO Leser-Service, 20080 Hamburg, widerrufen kann. Die Frist beginnt mit der Absendung dieser Bestellung (Poststempel).

Ihre Vorteile wenn Sie GEO WISSEN jetzt bestellen:

- Jedes GEO WISSEN für derzeit nur DM 12,80 pro Ausgabe + DM 2,- pro Heft für Porto + Verpackung.
- Sie versäumen kein GEO WISSEN-Thema, denn von jeder Ausgabe ist ein Exemplar auf Ihren Namen reserviert.
- **Widerrufsrecht:**
Mir ist bekannt, daß ich diese Vereinbarungen innerhalb einer Woche beim GEO WISSEN Leser-Service, 20080 Hamburg, widerrufen kann. Die Frist beginnt mit der Absendung dieser Bestellung (Poststempel).

GEO SPECIAL:

Die Sonderreihe GEO SPECIAL behandelt immer ein Thema umfassend und ausführlich in fesselnden Reportagen und mit einzigartigen Fotos. Dazu Hintergrund-Informationen und Insider-Tips zum Einkaufen, für Ausflüge, Theater, Restaurants, Hotels usw. Jedes SPECIAL hat mindestens 160 Seiten. GEO Heft-Format. Lieferbar sind nur die aufgeführten Ausgaben.

GEO WISSEN:

Die Sonderreihe GEO WISSEN ist ein Magazin, das jedem Leser Wissenschaft begreiflich macht und selbst Experten fasziniert: spannend geschrieben und opulent illustriert, mit verlässlichen und verständlichen Informationen aus erster Hand. Unsere Reporter und Fotografen lassen Sie Forschung hautnah erleben.

Beweggrund, vom Gesunden Untaugliches zu sondern.“

Das Morden oder Aussetzen behinderter und illegitimer Kinder, zum Teil auch unerwünschter Mädchen, ist bei Griechen und Römern gesellschaftlich toleriert. Wie viele Eltern sich darüber hinaus ihres gesunden Nachwuchses entledigten, sei es aus wirtschaftlicher Not, sei es schlicht aus Gründen der Familienplanung, bleibt im dunkeln. Die Autoritäten mißbilligen dies zwar, aber weniger aus Mitleid mit den Kindern als aus Sorge um einen Bevölkerungsschwund.

Erst unter dem wachsenden Einfluß des Christentums werden Kindestötung, Aussetzung und Abtreibung tabuisiert. Im Jahr 374 erklärt das inzwischen weit hin christianisierte Römische Reich den Kindesmord zum Kapitalverbrechen. Zwar haben die Kirchenväter ein pessimistisches Bild von Kindern, sie halten sie für egozentrisch und begründen deren Unschuld allein durch den Mangel an Gelegenheiten zur Sünde. Aber zugleich schreiben sie Kindern eine Seele zu, ja sogar individuelle Würde: „Im ganzen Umfang des Weltalls“, notiert Augustinus in dem Traktat „Vom freien Willen“, „kann bei der zeitlich und räumlich aufs beste geordneten Verteilung aller Geschöpfe kein Mensch überflüssig erschaffen sein, wo doch nicht einmal ein Baumbblatt überflüssig erschaffen ist.“

Im Alltag freilich ändert das wenig. So soll Papst Innozenz III. nach der Legende im Jahr 1198 das erste Findelhaus von Rom – das Ospedale Santo Spirito – errichtet haben, nachdem er eines Tages Zeuge geworden sei, wie ein Fischer in seinem Netz die Leichen neugeborener Kinder aus dem Tiber gezogen habe. Nicht zuletzt die erschreckend häufige Tötung Neugeborener hat den Verdacht genährt, das Mittelal-

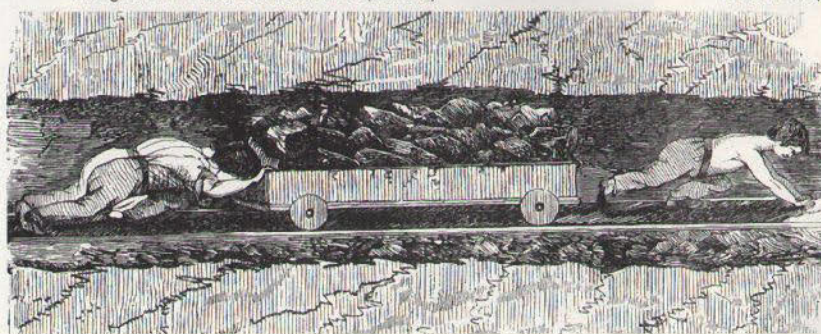


Alltag in einer Korbflechterfamilie (19. Jh.)

Von jeher mußten Kinder in der Familie mitarbeiten. Doch zur Zeit des Frühkapitalismus schufteten Jungen und Mädchen in Europa und Nordamerika massenhaft unter erbärmlichen Bedingungen in Fabriken und Bergwerken. Viele erkrankten chronisch oder starben früh



Baumwollspinnerei in den USA (1908)



Kinder plagen sich in Kohlengruben (1840)

Kinderfron – aus Not und aus Profitgier

ter habe kein bewußtes Verhältnis zur Kindheit gehabt, eine These, die Philippe Ariès 1960 als erster vertritt: Die Maler und Bildhauer des Mittelalters hätten kein Auge für Kinder gehabt – anders als die Griechen, die Kinder oft und mit genauem Blick für die Besonderheiten ihrer Anatomie abbildeten.

Diese These ist durch neuere Forschungen stark relativiert worden. Zwar beschränken sich die Künstler des frühen Christentums

– bis etwa um das Jahr 1000 – ausschließlich auf die Darstellung des Jesuskinds, das meist wie eine Statue auf dem Schoß seiner Mutter thront und über den Beschauer hinweg in die Ferne blickt. Doch im Lauf der Jahrhunderte nimmt es zunehmend realistischere und sinnlichere Formen an, und mit dem 13. Jahrhundert tauchen auch „normale“ Kinder auf Bildern auf – wenn auch meist als Nebenfiguren auf Familienportraits und häufig als verkleinerte Erwachsene.

Kinder werden im mittelalterlichen Alltag extrem früh „für voll“ genommen. Vom siebten Lebensjahr an müssen sie auf dem Hof

oder in der Werkstatt ihrer Eltern arbeiten, müssen in anderen Familien unter zum Teil brutalem Regiment als Lehrlingen oder Pagen dienen. Jungen und Mädchen werden ungefragt verlobt, um Dynastien zu erhalten, oder – um etwa stellvertretend ein elterliches Gelübde zu erfüllen – ins Kloster gegeben, wo sie oft ein trost- und hoffnungsloses Leben fristen. „Wahrhaftig, ich habe die Freuden dieser Welt nie gekostet, und nie wußte oder lernte ich, wie man spielt“, klagt Hugo von Lincoln, der um 1150 bereits als Achtjähriger Regularkanoniker werden mußte.

Doch längst nicht alle Mütter und Väter des Mit-

telalters gehen so streng und lieblos mit ihren Kindern um. Vor allem in der Literatur finden sich viele Zeugnisse von elterlicher Zuneigung und von Trauer um den frühen Tod von Söhnen und Töchtern. Sie widersprechen der These, die Menschen des Mittelalters hätten aufgrund der hohen Kindersterblichkeit gar nicht erst größere Mengen an Liebe in ihre Kinder „investiert“, um ihren Gefühls-haushalt zu schonen.

Natürlich empfangen nicht alle Neugeborenen die gleiche Hingabe. Der langersehnte Erstgeborene und Hoferbe wird in aller Regel länger gestillt und sorgsamer gewickelt als das so- undsovielte hungrige Mäulchen in einer armen Familie, dessen Tod die Eltern eher mit Gleichmut erdulden. Auch im Mittelalter bestimmt vor allem der Nutzen für die Eltern den Wert eines Kindes.

Dennoch gibt es deutliche Hinweise darauf, daß Zärtlichkeit im Umgang mit Kindern eher die Regel als die Ausnahme ist. So häufen sich im Übergang zur Renaissance Äußerungen von Zeitgenossen, die diese Zärtlichkeit beschreiben – und sie zugleich scharf mißbilligen: „Die Leiber können nicht stärker geschwächt werden als durch Genüsse“, warnt im Jahr 1523 der spanische Prediger Vives, „daher verderben die Mütter ihre Kinder, wenn sie sie mit Wollust stillen. Liebt, wie es eure Pflicht ist, so daß die Liebe euch nicht hindert, die Heranwachsenden von den Lastern fernzuhalten, und haltet sie durch leichte Ermahnungen, Züchtigungen und Tränen zur Furcht an.“

Die neue moralische Rigidität signalisiert zugleich ein verstärktes Interesse an Erziehung. Das Kind, sagen die Moralisten der Renaissance – vor allem Kirchenmänner und Juristen –, ist zwar ein unvollkommenes

Erst hält Kalkül, später Gefühl die Familie zusammen



Familie im Zeitalter der Reformation (um 1530)



Die bürgerliche Familie ist stolz auf ihre Kinder (1818)



Vom 17. Jahrhundert an lassen auch viele bürgerliche

und schwächliches Wesen, aber durch Erziehung läßt es sich zu einem ehrbaren, vernünftigen Menschen heranbilden, und seine Unschuld kann vor den Verderbnissen der Welt bewahrt werden. Die Familie ist da allerdings überfordert. Der Erziehungsauftrag richtet sich vor allem an eine neue Institution: die Schule.

Schulen hatte es auch im Mittelalter schon gegeben. Aber sie bildeten vor allem Priesternachwuchs aus und ähnelten den späteren Lehranstalten wenig: Auf Kirchenbänken oder unter freiem Himmel versammelten sich Schüler unterschiedlichsten Alters, um das Psalmodieren und Rezitieren liturgischer Texte zu üben. Sie kamen und gingen, wann sie wollten, und



Elf Personen in einer Stube: Proletarier-Familie im Jahr 1907



Eltern ihre Kinder porträtieren, so der Tölzer Landrichter Johann Michael Ströber (um 1770)



Im Mittelalter sind wirtschaftliche und dynastische Interessen der Kitt der Familie. Erst vom 17. Jahrhundert an entwickelt sich der moderne Familiensinn: Eltern setzen viel daran, ihre Kinder durch Erziehung und Ausbildung für die Zukunft zu rüsten. Im Anfang können sich lediglich die Wohlhabenden den Luxus der stärkeren Gefühlsbande leisten, das neue Ideal setzt sich jedoch peu à peu in allen Schichten durch

Adlige
Mutter mit Söhnen
(um 1470)

lesen und schreiben lernten sie, wenn überhaupt, eher spät und zufällig.

Die neuen Bildungseinrichtungen, die seit dem 15. Jahrhundert entstehen, bieten erstmals feste Lehrpläne und einen Fächerkanon, der dem explodierenden Wissen und dem wachsenden Interesse an Naturwissenschaften Rechnung trägt. Ihre Klassen sind nach dem Alter abgestuft, was dem absolutistischen Bedürfnis nach Hierarchie entspricht, und in ihnen herrscht eine grimmige Disziplin. Selten zuvor und selten danach sind Kinder wohl so systematisch, brutal und bewußt demütigend gezüchtigt worden.

Es sind allerdings nicht nur die Kinder, die im Zuge der neuen, rigiden Moral umerzogen werden sollen, es ist der mittelalterliche Mensch an sich. Fehlendes Bewußtsein für feine Sitten und für gesellschaftliche Schranken, ungezügelter Triebleben, Rülpsen und Schneuzen bei Tisch, gemeinsames Feiern von jung und alt, sexuelle Spiele in Hörweite der Nachbarn oder der eigenen Familie – das alles gilt von nun an als „kindisch“ und daher verwerflich. In den neuen Internaten der Jesuiten und den Waisenhäusern der Pietisten ist sogar das Spielen verpönt.

Nicht alle Schüler unterwerfen sich klaglos solchen strengen Erziehungsmethoden. Es kommt immer wieder zu bewaffneten Aufständen. Doch an der Wende zum 18. Jahrhundert beginnt das Pendel wieder zurückzuschwingen. Die damals wachsende Mißbilligung der Brachialpädagogik, aber auch ein neues psychologisches Verständnis von Kindheit formuliert unter anderen der französische Abbé Goussault im Jahr 1693: „Man sollte mit seinen Kindern oft vertraulich umgehen, sie über alles sprechen lassen, sie wie vernünftige Menschen behandeln und sie durch Milde zu gewinnen suchen – ein un-

fehlbares Mittel, um mit ihnen machen zu können, was man will.“

Von glücklicheren Zeiten für Kinder ist in zeitgenössischen Berichten von Ärzten und Verwaltungsbeamten allerdings nichts zu spüren. Es scheint vielmehr, als hätten die Frauen die Warnungen der Theologen des 16. Jahrhunderts vor zuviel Zärtlichkeit und „Wollust“ beim Stillen mit fataler Konsequenz befolgt: Von den 21 000 Kindern, die 1780 in Paris geboren werden, kommen 17 000 gleich nach der Geburt für mehrere Jahre zu einer Amme aufs Land.

Dieser Brauch, der hundert Jahre zuvor noch das „Privileg“ aristokratischer und wohlhabender bürgerlicher Mütter war, hat sich in ganz Europa und in allen Schichten ausgebreitet. Viele Säuglinge kommen schon durch die Strapazen der Reise zur Amme um oder durch deren nachlässige Pflege. Und wenn die Kinder nach einigen Jahren an ihren Geburtsort zurückkehren, kann es ihnen ergehen wie dem jungen Talleyrand: Er muß, ohne seine Eltern überhaupt zu sehen, gleich aufs Kolleg.

Die genauen Gründe für die massenhafte Vernachlässigung bleiben letztlich unklar. Wirtschaftliche Not mag viele Mütter von längeren Stillpausen bei der Arbeit abhalten, andere wollen ihr gesellschaftliches Leben nicht aufgeben, auch unter dem Einfluß eines Zeitgeists, der alles, was mit Kinderpflege zu tun hat, als lästig oder ekelhaft ablehnt. Die Mütter selbst äußern sich dazu nicht öffentlich. Geschichte der Kindheit wird auch zu Zeiten des Barock und Rokoko hauptsächlich von Männern fern der Erziehungspraxis geschrieben – von Theologen, Philosophen und Moralisten.

Die aber fordern im Verlauf des 18. Jahrhunderts mit wachsender Vehemenz genau das Gegenteil des-

sen, was ihre Vorgänger in der Renaissance für richtig hielten: humane Erziehungspraktiken und hingebungsvolle Mutterliebe.

„Alles ist gut, wie es aus den Händen des Schöpfers kommt, alles entartet unter der Hand des Menschen.“ Mit diesen Worten beginnt Jean-Jacques Rousseau sein 1762 veröffentlichtes Traktat „Emile oder Über die Erziehung“. Das Kind, sagt der in Genf geborene und in Paris lebende Moralphilosoph, ist kein kleiner, unvollkommener Erwachsener, sondern ein Wesen, welches seine Erfüllung und Reife in sich trägt. Erziehung soll allein dazu dienen, seine Anlagen zu entwickeln, sie ist kein Mittel, jene Tugenden und Verhaltensnormen zu erzeugen, die der Zeitgeist gerade für richtig hält. Und sie endet auch nicht mit der Kindheit, sondern schließt die Jugend bis zum Erwachsenenalter mit ein.

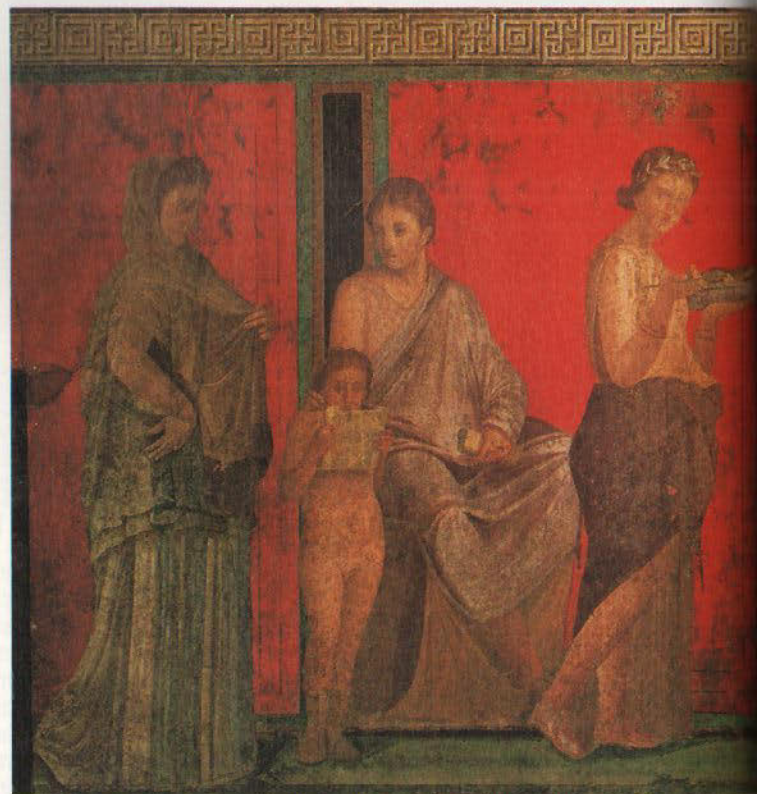
Rousseau entwirft nicht nur ein neues Menschenbild, das des freien, selbstbestimmten, nur seinem eigenen Glück verpflichteten Individuums und eine neue pädagogische Kategorie – die Jugend –, sondern gleich auch noch ein neues Frauenideal: Sophie, die Gefährtin seines Helden Emile, verkörpert den krassen Gegensatz zu den real existierenden „Rabenmüttern“. Selbstlos, ohne geistige oder gesellschaftliche Ambitionen, ist sie vor allem Hausfrau und Mutter, die ihre Kinder selber stillt und erzieht; dabei muß sie „Geduld und Sanftmut, einen Eifer, eine Hingabe haben, die nichts abschreckt“.

Um diese neue Muttergestalt formiert sich in Rousseaus idealisierter Welt die bürgerliche Kleinfamilie, zusammengehalten nicht mehr durch wirtschaftliche oder dynastische Interessen, sondern allein durch die Bande der Liebe. Die

Liebe, die Eltern ihren Kindern schenken, soll freilich nicht allzu spontan sein, sondern wohl dosiert und durchdacht; so wie jede Lebensäußerung, jeder Umwelteinfluß daraufhin zu prüfen ist, ob er die Entwicklung des Kindes fördert oder ihr schadet.

Doch gerade, als Rousseau das Eigenrecht des Kindes auf Liebe und Glück propagiert, schafft das herausziehende Industriezeitalter die Kindheit für große Teile der Bevöl-

kerung de facto ab. Zehntausende von Minderjährigen schuften unter mörderischen Bedingungen in Textilfabriken und Kohlengruben, bis schließlich Sozialreformen im Laufe des 19. Jahrhunderts die Kinderarbeit allmählich einschränken. Die Schulpflicht wird schrittweise verlängert und für alle Schichten durchgesetzt, wachsender Wohlstand und neue medizinische Erkenntnisse sorgen allgemein für bessere soziale Verhältnisse und ei-



Während einer Opferhandlung studiert ein Kind ein Ritualbuch (um 60 v. Chr.)

Eine systematische Pädagogik entwerfen als erste die Griechen, deren Lehranstalten späteren Jahrhunderten als Vorbild dienen. Seit der Renaissance entwickelt die Schule sich zunehmend zu einem Raum, in dem Kinder vor der Welt bewahrt und gleichzeitig darauf vorbereitet werden sollen. Dieses Ziel versuchen Lehrer oft mit grimmigen Erziehungsmethoden zu erreichen



Angst und Schrecken sollen den idealen Menschen formen



Erziehungsmethoden um 1880



Demütigung vor der Klasse (18. Jh.)



Disziplinierung durch den Kinderschreck



Der Pädagoge Johann Heinrich Pestalozzi (1746–1827) mit Waisenkindern

Aushängeschild eines Schulmeisters (1516)

nen Rückgang der immer noch horrenden Kindersterblichkeit. Zwar klaffen die Lebenswirklichkeiten von Arbeiter-, Bauern-, Bürger- und Adelsfamilien nach wie vor weit auseinander. Dennoch dringt das bürgerliche Familien- und Erziehungsideal immer mehr in alle Schichten vor.

Hat die Verwirklichung dieses Ideals nun glücklichere Kinder hervorgebracht? Immerhin gelten sie nun endlich als Wesen mit eigenen Rechten und Bedürfnissen und nicht länger als unvollkommene Erwachsene. Andererseits werden sie aus der Erwachsenenwelt zunehmend verbannt. „Man nehme die Jugend, so viel man kann, vor Verführungen in acht... Man entferne auch von der Jugend alle Anblicke, die auf die Imagination nachteilig wirken...“ Es sei „sehr schädlich, wenn bei Gastmahlen Kinder den Alten gleich gehalten... werden. Ihnen gehört alsdann ein besonderer Tisch unter der Aufsicht einer erwachsenen Person...“

Die Prinzipien, die zum Beispiel Johannes Bernhard Basedow und Joachim Heinrich Campe um 1780 empfehlen, „pädagogisieren“ den gesamten Alltag der Kinder in den Industriegesellschaften des 19. und 20. Jahrhunderts. Elternhaus und Schule werden zu Schonräumen, die Kinder vor der Welt bewahren und gleichzeitig auf diese vorbereiten sollen.

Der hohe Anspruch scheitert allerdings immer wieder im Alltag. Statt die individuelle Entwicklung der Kinder zu fördern, lassen autoritäre Lehrer ihre Zöglinge steriles Lehrbuchwissen pauken. Gegen den Drill entwerfen Reformpädagogen wie Maria Montessori, Rudolf Steiner und Célestin Freinet um die Jahrhundertwende alternative Konzepte, mit denen sie die Phantasie und Kreativität der Jungen und Mädchen fördern wollen – Konzepte, die trotz Verboten und Anfeindungen bis in die Gegenwart wirken.

Auch die Entdeckung der Kindheit als Thema der Wissenschaft vermag den Streit darüber, was dem Nachwuchs frommt, keineswegs einzuebrennen. Im Gegenteil: „Empirische Kindheitsforschung wird oft symbolisch dazu benutzt, um Konflikte des Erwachsenenlebens auszutragen“, kritisiert die amerikanische Psychologin Diane Eyer. „Im 20. Jahrhundert scheinen die Vorstellungen, was Kindheit ist, in nahezu jedem Jahrzehnt zu wechseln“ – in den Dreißigern gilt Disziplin, in den Fünfzigern Verwöhnen und in den Siebzigern antiautoritäre Freiheit als Leitbild.

Nun befürchten viele Eltern und Pädagogen das „Verschwinden der Kindheit“. Sie folgen der These des amerikanischen Medienexperten Neil Postman, das Fernsehen zerstöre jene Tabus und Schamswellen, die erst eine Abgrenzung zwischen Kindheit und Erwachsenenleben ermöglichen: Es lasse keinen Raum mehr für traditionelle Kinderspiele und fördere die Kinder-Kriminalität sowie zusehends früher gemachte Erfahrungen mit Drogen und Sex. Kritiker halten Postman entgegen, er verteidige lediglich das Kindheitsideal der Romantik, jene von der harten Wirklichkeit entrückten Schonräume der Unschuld und Harmonie.

Vielleicht haben die Menschen des Mittelalters doch mehr von Kindern verstanden, als ihnen manche Forscher heute zubilligen. Sie versuchten erst gar nicht, eine heilere Kinderwelt zu errichten – vielleicht weil sie wußten, daß Kinder letztlich immer nur so glücklich oder unglücklich sein können wie die Erwachsenen, in deren Welt sie groß werden müssen. □

Johanna Romberg, 35, ist GEO-Redakteurin.



Solange die Gipsmaske
trocknet, ist das Kind blind
und wehrlos. Eine Prozedur, die
ihm Mut abverlangt und Ver-
trauen – aber letztlich auch viel
Spaß macht. Beim Anblick der
Maske erkennen die Kleinen, die
angesichts elterlicher Willkür
wenig Selbstbewußtsein entwickeln
konnten: Das also bin ich!

MISSBRAUCHTE KINDER

In einer Berliner Wohngruppe bieten engagierte Sozialpädagogen und Psychologen vernachlässigten, geprügelten, geschändeten Kindern ein Refugium auf Zeit – und kümmern sich auch um die gewalttätigen Eltern

VON CHARLOTTE KERNER; FOTOS: INES KRÜGER

Sonntags steht immer Nutella auf dem Frühstückstisch. Und fünf Kinder, die auf der Veranda der Berliner Gründerzeitvilla sitzen, freuen sich darauf. Die Aprilsonne wärmt schon, und wie ein schützendes Dach überspannt die Krone eines Bergahorns den Garten.

Ein Idyll. Doch nur auf den ersten Blick. Denn hier frühstückt keine glückliche Großfamilie. Um den großen Tisch sitzen, zusammen mit ihren Betreuerinnen, drei Jungen und zwei Mädchen, die von ihren Müttern und Vätern geprügelt, vernachlässigt oder mißbraucht worden sind. Das großzügige Haus in Steglitz nimmt seit 1979 bis zu neun Kinder auf, die zu Hause akut gefährdet sind.

Kinder ganz unten.

Jennifer* wirkt angespannt. Sie trägt am Sonntagmorgen eine weiße Bluse und achtet penibel darauf, daß sie beim Frühstück nicht verschmutzt – wie die Eltern es ihr zu Hause eingeschärft haben. Die dunklen Flecken an ihren Armen und Beinen stammen

* Um die Anonymität der Kinder zu wahren, hat die Redaktion deren Namen und einige andere Details verändert.

nicht vom Herumtollen; vor vier Wochen hat der Vater das hochaufgeschossene Mädchen krankenhaushausreif geschlagen. Jennifer redete fast vier Tage lang nicht und aß kaum. Ein Sozialarbeiter, von der Klinik eingeschaltet, brachte die Elfjährige in die Wohngruppe des Berliner Kinderschutz-Zentrums.

Diese Einrichtung ist die erste und war bis vor zwei Jahren die einzige Institution dieser Art in Deutschland; inzwischen finden auch in einem Kölner Haus zehn schutz- und hilfsbedürftige Mädchen und Jungen Aufnahme. Zwar werden die Kinder von ihren Eltern getrennt, sie bleiben jedoch in derselben Stadt, besuchen weiterhin ihre Schule – und müssen vor allem nicht von heute auf morgen ins Heim, was geschundenen Kindern häufig als zusätzliche Strafe erscheint. Zu oft taucht die traumatische Erfahrung „Und dann kam ich ins Heim“ in Lebensläufen von Menschen auf, die selbst brutal zuschlagen, ihre Kinder mißbrauchen oder vernachlässigen.

Diese Gewaltspirale wollen die Mitarbeiter in der Kinderwohngruppe durchbrechen. Die 41jährige Sozialpädagogin Leona Jakob steht Jennifer als persönliche Betreuerin zur Seite. Sie verteidigt ihre Schützlinge gegen die unausgesprochene Erwartung vieler Eltern: „Die glauben, hier wird das böse Kind repariert und pflegeleicht nach Hause entlassen.“ Vielmehr müßten die Eltern ihre Mißhandlung als Reaktion auf schwelende Konflikte begreifen lernen und erkennen, daß nie das Kind „schuld“ sei oder „böse“.

Auch wenn Kinder akut gefährdet sind, bleiben die Mitarbeiter der Berliner Wohngruppe den Leitlinien moderner Kinderschutzarbeit treu: Freiwilligkeit statt Zwang, Hilfe statt Strafe auch für die versagenden Eltern. Zwangseinweisungen in die Steglitzer Kriseneinrichtung gibt es nicht. Denn auf Druck von außen kapseln sich – so

**ERSTE
HILFE AN LEIB UND
SEELE**



Ein Kind – maskiert
zum Schutze seiner Identität –
malt den eigenen Körper-
umriß mit Rot und Schwarz
aus. Die wilden Striche
verletzen die Konturen und
weisen womöglich auf
intime Wunden hin



Stumme Botschaften berichten von Entwürdigung und brutaler Gewalt im Elternhaus



die Erfahrung – Problemfamilien nur ab.

Weil Jennifer direkt aus dem Krankenhaus in die Wohngruppe gebracht wurde, nahmen ihre Eltern das halb freiwillig hin. Doch dann haben sie keinen Gesprächstermin in der Familienberatung verpaßt. Der dünne Faden des Vertrauens hat bislang gehalten. Und langsam schauen alle hinter die Gewalt.

In der gutbürgerlichen Familie hatte immer alles perfekt zu sein. Nie wurde gestritten. Die Eltern forderten viel von sich und den Kindern – zu viel von Jennifer, die aufmuckte. Als die Eltern mit dem Internat drohten, trat die Elfjährige nach der Mutter; ein Angriff auf die Familie, in der Harmonie doch so viel galt. Als der Vater angetrunken zuschlug, brach sich jahrelanger Druck und angestauter Ärger Bahn – auch auf seine Frau, der er es nie hatte recht machen können. Jennifer war nur der Sündenbock.

In zwei Wochen wird das Mädchen wieder bei seinen Eltern sein. Sie haben versprochen, der Tochter mehr Raum zu lassen, auch zum Träumen. Und die Gespräche, wie sie auch in dem Steglitzer Haus geübt wurden, will die ganze Familie fortsetzen. Leona Jakob freut sich über diesen „fast klassischen Modellfall“: „Ich werde Jennifer ohne Bauchschmerzen nach Hause geben.“

Roger dagegen ist zum drittenmal in der Kinderwohngruppe. Vor drei Monaten hatte seine Mutter angerufen: Ihr Sohn brauche Schutz – vor ihr. Die alleinerziehende Frau weiß inzwischen selbst, daß sie für ihr Kind gefährlich ist. Sie macht den Zwölfjährigen für ihr Lebensglück verantwortlich, und ihre notwendig enttäuschte Erwartung schlägt um in Aggression: Dann prügelt sie den Jungen, tritt ihm in die Geschlechtsteile. Es ist ein Fall wie aus dem Lehrbuch: „Die Mißhandlungsfamilie steht beziehungs-dynamisch auf

dem Kopf. Die Kinder sollen wie Erwachsene sein und ihre Eltern aus deren infantilen Konflikten erlösen.“

Den Ausweg hat sich Roger selber ausgesucht: Er will ins Heim. Sein Betreuer in der Kinderwohngruppe und das Jugendamt haben die Mutter mit



Nach dem Puppenspiel bleiben malträtierte Leiber zurück

der Entscheidung ihres Sohnes konfrontiert. Sie teilen miteinander die Verantwortung dafür, daß eine Familie zerbricht, und werden während der Trennungsphase im Gespräch bleiben.

Gewalt gegen Kinder – erst wenn die Spuren sichtbar sind, ist die Empörung groß. Einige tausend Fälle tauchen jährlich in offiziellen Statistiken auf. Doch Umfragen lassen das weit größere Ausmaß der alltäglichen, versteckten Gewalt erahnen: Etwa 70 Prozent der deutschen Eltern halten körperliche Züchtigungen für ein probates Erziehungsmittel. Rund 15 Prozent geben zu, ihren Nachwuchs mit Gegenständen zu schlagen, mit Gürteln, Kleiderbügeln oder Kochlöffeln. Die Rechtsprechung deckt solche Brutalitäten oft: Noch 1986 werteten Richter Prügel mit einem Gartenschlauch als zulässige „maßvolle Züchtigung“.

Wo das Faustrecht in der Familie herrscht, braucht sich niemand über Kindesmißhandlungen zu wundern. Sie sind ein Ausdruck dafür, daß die Gesellschaft Gewalt gegen Kinder toleriert. Immerhin, so beobachtet Pieter Hut, seit Mitte der siebziger Jahre am Berliner Kinderschutz-Zentrum, sind Eltern heute verunsichert. Viele wollen wissen, wo denn die Zurechtweisung aufhört und die Mißhandlung

anfängt. Doch es gibt keine „DIN-Norm für Gewalt“ gemessen in Zahl, Art und Härte der Schläge. Geprügelte Kinder empfinden immer Scham und Schuld. Je früher und je öfter sie geschlagen werden, desto mehr verhärteten sie. Sie nehmen die Gefühle anderer nicht mehr wahr und stumpfen ab für die eigenen.

Am sonntäglichen Frühstückstisch streicht sich Nora noch ein Brot. Sie ist sechs Jahre alt, doch sie wirkt, als wäre sie erst drei: Unsicher umklammert sie das Messer, ihre Bewegungen sind eckig, die braune Creme klebt an den Fingern und überall im Gesicht, die rote Kinderbrille ist verrutscht.

Nora ist nicht zu Hause in ihrem Körper, weil er ihr nie gehört hat. Ihre Welt war eine Einzimmerwohnung. Meistens lag sie dort im Bett oder saß im Sessel vor dem Fernseher, eng umschlungen von Papa. Er benutzte seine Tochter als Kuscheltier, mißbrauchte sie als Partnerersatz. Die Mutter, drogen- und alkoholabhängig, starb, als die Tochter drei Jahre alt war.

Erst mit vier Jahren lernte Nora richtig laufen. In der Kindertagesstätte fiel sie auf, weil sie immer mehr verwahrloste und sich übersexualisiert benahm. Eine Mitarbeiterin der Familienfürsorge deckte schließlich den Mißbrauch auf. So kam Nora vor fünf Monaten in die Altbauvilla in Steglitz.

Die Wohngruppe erspart dem Kind eine zweite Verletzung. Sie wird zwar von ihrem Vater getrennt, doch er – ihre einzige feste Bezugsperson – wird ihr nicht auf einmal genommen. Jeden Mittwochnachmittag, verlässlich und pünktlich, besucht der Vater sie, immer unter Aufsicht. Nach einer Viertelstunde schickt Nora ihn weg. Sie weiß, daß es ihn noch gibt, das reicht ihr. Sich von ihm abzugrenzen ist für das Mädchen ein erster, kleiner Schritt, ihr eigenes Ich zu finden.

Noras Vater wiederum ist nur bereit, mit einem Therapeuten zu sprechen, weil ihm das Kind nicht von heute auf morgen entrissen worden ist. So bekommt auch der „Täter“ die Chance, zu begreifen, was er getan, aber verdrängt und verleugnet hat.

Mißbrauch ist selten ein einmaliges Ereignis, meist wiederholt er sich über Wochen, Monate oder gar Jahre. Die Übergriffe dienen allein der sexuellen Erregung oder Befriedigung des

Erwachsenen, sind also von elterlichen Zärtlichkeiten sicher zu unterscheiden. Zuneigung ist meist ein knappes Gut in Mißbrauchs-Familien; Partnerkonflikte und eine undeutliche Trennung der Generationen verschärfen die Lage. Häufig sind die Mütter in ihrer Jugend selbst mißbraucht worden. Sie haben nicht gelernt, Zuneigung anders zu gewinnen, und nehmen die Signale ihrer Kinder nicht wahr, weil sie ihre eigene Geschichte verdrängt haben.

Nur in etwa 20 Prozent der Fälle wenden die Täter körperliche Gewalt an. Sie kommen in überwiegender Mehrheit aus dem „sozialen Nahbereich“, ein Viertel davon sind – soweit bekannt – Liebhaber der Mutter, Stiefväter oder Väter. Besonders in solchen Fällen wird der Mantel des Schweigens über den Mißbrauch gebreitet. Darum werden „nur“ rund 10 000 Fälle jährlich angezeigt. Nach einer ersten empirisch gestützten Dunkelfeldschätzung des Kriminologischen Forschungsinstituts Niedersachsen aus dem Jahr 1992 sind jährlich rund 82 000 Mädchen Opfer sexueller Übergriffe. Die Zahl mißbrauchter Jungen dagegen läßt sich weit schlechter hochrechnen: Experten nehmen an, daß etwa ein Viertel der Opfer männlich sind.

Je kleiner das Kind ist, je länger die sexuelle Ausbeutung andauert und je näher der Täter dem Kind steht, um so tiefer sind die körperlichen und seelischen Wunden. Wer Nora begegnet, spürt das hautnah. Ihre ganze Körperhaltung signalisiert Angst und Zerstörung. Sie geht gebeugt, als trüge sie eine große Last, hält den Kopf gesenkt, und die Glieder sind verspannt.

Besonders verkrampft ist ihr Mund. Sie artikuliert nur mit Mühe, preßt die Worte hervor. Sie läuft den Erwachsenen hinterher wie ein Entchen, will gehalten werden, nicht mehr ins Bodenlose fallen. Manchmal zieht sie sich hinter einem maskenhaften Grinsen in sich zurück. Dann wirkt sie noch elender.

An diesem sonnigen Sonntagvormittag jedoch freut sich die Betreuerin Francis Meß über das Mädchen: „Sie ist mehr Kind geworden.“ Nora radelt

**Fern von Mutter
und Vater dürfen sie zum
erstenmal normale
Kinder sein**





Im großzügigen Domizil der Berliner Wohngruppe mühen sich zehn Betreuer, jedes Kind nach dessen Fassung glücklicher werden zu lassen: Viel geredet, gelacht und getröstet wird schon beim gemeinsamen Frühstück, Bücherfreunde finden ein stilles Plätzchen, es gibt eine Gute-Nacht-Geschichte für die Jüngsten, und im Spielkeller können kleine Boxer an Kissen Dampf ablassen



Immer auf der Suche nach Geborgenheit

Die Hängematte vermittelt das Gefühl, frei zu schweben – und die Sicherheit, nicht abzustürzen

durch den Garten, klettert ins Spielhaus, rutscht hinunter in den Sand. Schon lange irrt die Sechsjährige nachts nicht mehr weinend umher und ruft „Mama“. Nur noch selten wandern ihre Hände über die Oberschenkel der Betreuer in Richtung Penis. Sie kann Zuneigung jetzt anders zeigen und bekommen.

Zu ihrem Vater wird sie nicht zurückkehren. In einer kleinen heilpädagogischen Einrichtung wird das Mädchen – so erwarten die Betreuer – seine Entwicklungsrückstände in zwei Jahren aufholen. Doch es bleibt gezeichnet fürs Leben: Sexueller Mißbrauch ist „Seelenmord“, den die Zeit nur selten heilt. Ein Bild, das Nora gemalt hat, zeigt ein Kind, das an einen Embryo erinnert. Zwischen den Bei-

nen lodern schwarze und rote Flammen.

Sexueller Mißbrauch gilt heute weithin als das gemeinste Verbrechen gegen Kinder, das nur denkbar ist. Es zieht große Aufmerksamkeit auf sich, auch weil die Kombination aus Sex, Gewalt und Kindern unsere voyeuristische Gesellschaft fasziniert. Für Körper und Seele kaum weniger zerstörerisch ist jedoch die Vernachlässigung. Und gerade diese Form der Gewalt tritt immer häufiger auf.

Als eine der Ursachen hat der Deutsche Kinderschutzbund die „neue Armut“ ausgemacht. Er erinnert daran, wie sehr die Kleinen unter der Arbeitslosigkeit ihrer Eltern, unter Wohnungsnot und Sozialabbau zu leiden haben. Kinderreiche und junge Familien sowie Alleinerziehende verzweifeln zuerst. Der Familientherapeut Pieter Hutz hat beobachtet: „Stress, Existenzängste und Gefühle von Ohnmacht hindern die Eltern, sich mit den Bedürfnissen und Nöten ihrer Kinder

auseinanderzusetzen.“ Denn wem das Leben die Wünsche austreibt, der treibt seinen Kindern die Wünsche aus – oft auf maßlose Weise.

Gewalt in Form der Vernachlässigung wächst auch dort, wo Eltern sich von ihren Kindern die Zuneigung erhoffen, die sie selbst in der Jugend vermißt haben. Und manche setzen sie allein deshalb in die Welt. Wenn nun die Wirklichkeit nicht den Hochglanz-Vorbildern entspricht, wenden sie sich enttäuscht von ihrem Nachwuchs ab.

Gefährdet sind vor allem die viel Zuwendung fordernden Säuglinge sowie Kleinkinder bis zum vierten Lebensjahr, die, indem sie allein die Welt erkunden, viel kaputtmachen. Sie werden geschlagen oder eingesperrt, weil die Eltern sie nur noch als „böse und durchtrieben“ wahrnehmen können. Niemand nimmt sich Zeit für sie. Sie lernen weder richtig sprechen noch laufen. Niemand wechselt ihre Windeln, wenn es nötig ist, wäscht sie, bereitet ihnen regelmäßige Mahlzeiten.

Krank und mangelernährt, werden sie nur noch anstrengender.

Den stark verwahrlosten Kemal brachte vor sechs Monaten eine Betreuerin des Frauenhauses, in das seine türkische Mutter geflüchtet war, in die Kinderwohngruppe. Inzwischen liebt der Fünfjährige die Sonntage hier. Nach dem Mittagessen brüllt er: „Eis zum Nachtschiff“; denn auch das gibt es nur sonntags. Wenn der Junge lacht, ragen braune Zahnstummel aus dem Oberkiefer. Seine Einsamkeit verbirgt er hinter Aggressivität. Er faßt Besucher an, als suchte er einen neuen Vater, eine neue Mutter – und wirkt dabei so elend wie Nora.

Kommt seine leibliche Mutter wieder mal nicht zum verabredeten Besuch, droht Kemal, das Foto von Mutter und Sohn von der Wand seines Zimmers zu reißen – ein Wunschbild, das der Wirklichkeit nie standgehalten hatte. Dann provoziert Kemal jeden, der ihm in die Quere kommt, er will herausfinden, ob man ihn auch hier im Stich läßt. Über solche „re-inszenierten Konflikte“ können die Kinder ein neues Selbstbild gewinnen. Ihr persönlicher Betreuer ist ein wichtiger Spiegel, in dem sie ihre eigene Veränderung beobachten.

Die gesamte Berliner Wohngruppe ist ein Programm gegen die Abwertung, die Kinder erfahren haben, als sie Gefangene elterlicher Gewalt waren: das große Haus, der Garten, die Rituale am Sonntag, das gute Essen. Die Küche ist ein zentraler Ort des Versorgt- und Umsorgtseins. Nicht nur, weil viele Kinder erst wieder hochgepöppelt werden müssen. Sie ist auch der Versammlungsort. Und am Kühlschrank hängt der Schichtplan des zehnköpfigen Mitarbeiter-Teams. Alle Betreuer haben an festen Tagen Dienst, das ist für die Kinder überschaubarer.

Als „Kinderraststätte“ hat einer der kleinen Gäste das Haus in Steglitz beschrieben: „Die Kinder gehen dahin, also wie ein Lkw, der in eine Raststätte fährt. Da bleibt er für eine Nacht, und dann fährt er weiter. Ich finde, daß die Kinder dort so weggehen, daß sie um etwas reicher sind. Denn sie wissen, wo sie hingehen.“

Die Betreuer verstehen ihre Institution als „therapeutisches Milieu“ mit Regeln und deutlichen Grenzen. „Kemal und Sebastian haben Fahrradfahr-

verbot“ steht auf der Tafel in der Küche – Buße für eine eingeworfene Autoscheibe. Sebastian ist dort immer wieder notiert. Ständig begibt sich der Achtjährige in Gefahr. Offenbar will er, daß jemand sich um ihn sorgt, und wehrt dessen Fürsorge dann aggressiv ab. „Komm her, geh weg“, solche doppelten Botschaften kennt Sebastian schon von seiner Mutter, die mit ihren Kindern nur zurechtkommt, solange sie Babys sind, und sie danach verstößt. Als der Junge nach Steglitz in die Wohngruppe kommt, kotet er aus Angst ständig ein.

„Seit Sebastian hier ist“, erzählt sein Betreuer, der Sozialpädagoge Christoph Stöblein, „hat er nie vergessen, daß er wieder weg muß.“ Seine quälende Sorge war: Wie geht es weiter? Die Antwort haben Sebastian, seine Mutter und der Betreuer gemeinsam gefunden: Sebastian wird in eine sogenannte Heimfamilie kommen und dort mit ausgebildeten Betreuern und einigen anderen Kindern zusammenleben. Und seine Mutter kann ihrem Sohn heute sagen: „Nicht du bist schlecht, *ich* bin es, die dich nicht aushält.“

Weil Sebastian endlich weiß, wie es mit ihm weitergeht, kann er sich auf seinen Abschied in zwei Wochen freuen. Dann wird ihm Wolfgang Tigge, der Koch, einen Käsekuchen in Mickymaus-Form backen und sein Betreuer ihm ein Album mit Erinnerungsfotos sowie einen Fahrradhelm schenken. Doch die Zeit bis dahin mißt der Achtjährige nicht in Wochen oder Tagen. Er sagt: „Noch zweimal Spielkeller.“

Dieser Raum liegt im Souterrain der Villa, abseits des Trubels der oberen Geschosse. Jede Woche haben die Kinder hier einen Menschen, ihren Betreuer, eine Stunde lang ganz für sich allein – ein Zuwendungsluxus, den die Kleinen nie erfahren haben, aber schnell schätzen lernen. „Das meiste von ihrem Innern tragen sie hierher“, hat Leona Jakob immer wieder erlebt. „Die Spielkellerstunde liefert uns

wichtige Details, um ein Kind besser zu verstehen.“

Denn die Kleinen bestimmen selbst, was sie spielen. Mit Puppengeschirr oder Ungeheuern, im Sandkasten oder mit Knetmasse, mit Ritterschwert oder Zauberstab. Hier können sie ganz klein sein oder aggressiv, hier können sie Hoffnungen und Wünsche äußern, Ängste und Sehnsüchte hinausgeschreien. Mit den Figuren des Puppenhauses bauen sie „Seelenbilder“, stellen nach, was ihnen widerfahren ist oder was sie sich wünschen.

Am Sonntagabend um sechs versammeln sich wieder alle zum Abendbrot um den großen Tisch auf der Veranda. Noch wärmt die Aprilsonne.



Heimkehr: Oft haben Eltern inzwischen dazugelernt

Nach dem Baden und vor dem Zähneputzen darf sich jedes Kind ein süßes Betthupferl aus einer Blechdose nehmen. Nora und Kemal, die „Kleinen“, werden mit einer Gute-Nacht-Geschichte ins Bett gebracht. Um neun Uhr liegen auch Jennifer, Sebastian und Roger in den Kissen und schlafen bald friedlich. In ihrem Zuhause auf Zeit haben alle fünf Kinder Ruhe und ein Stück von sich selbst gefunden. Und etwas Wunderschönes entdeckt, etwas Verlorenes oder nie Erlebtes: ihre Kinderwürde. □

Charlotte Kerner, 42, lebt in Lübeck. In GEO-Wissen „Ärzte · Technik · Patienten“ (Nr. 4/1991) hat die Mutter eines Vierjährigen über Epilepsie-Chirurgie berichtet. Die Hamburger Fotografin **Ines Krüger**, 34, ist „heikel-menschliche“ Aufträge gewohnt, spätestens seit der Prostitutions-Story in GEO-Wissen „Risiko“ (Nr. 1/1992).

Das zärtliche Erbe

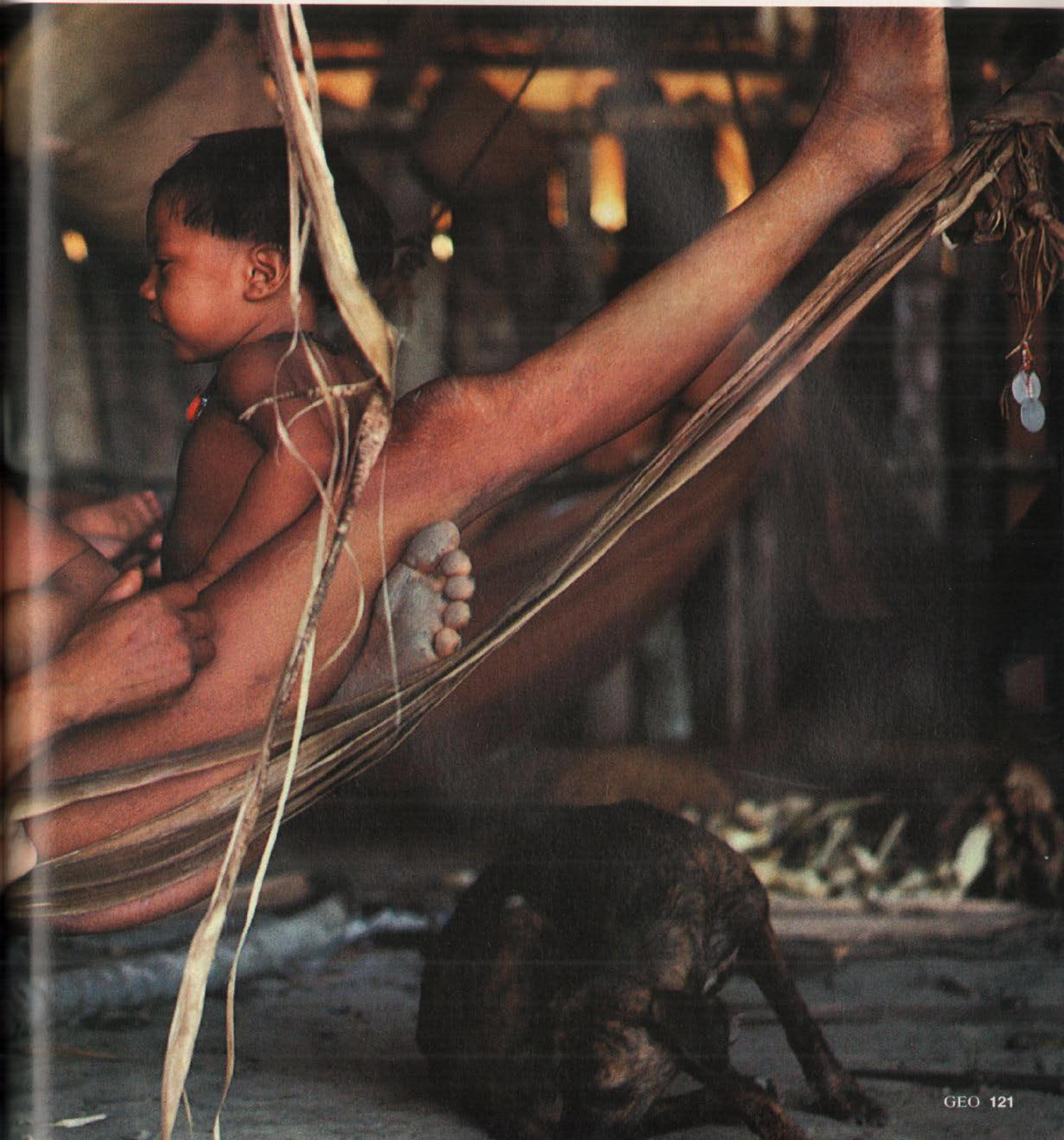


In der Hängematte des Großvaters fühlen sich die kleinen **YANOMAMI** geborgen. Stets wird ihr Wunsch nach Nähe von den Erwachsenen erfüllt. Trotzdem entwickeln die Kinder sich nicht zu Tyrannen

Bei Naturvölkern genießen Säuglinge und Kleinkinder intensiven Körperkontakt mit Erwachsenen – für Verhaltensforscher ein Beleg dafür, daß liebevolle Sorge für

den hilflosen Nachwuchs dem Menschen angeboren ist. Ältere Kinder hingegen werden in sehr unterschiedlicher Weise aufs Leben vorbereitet

KULTURVERGLEICH



Die Forschungsberichte klingen wie Geschichten aus dem Märchenland der Kindheit. Und ihre Aussagen ähneln einander, als bezögen sie sich auf nah verwandte Kulturen – nicht aber auf Völker, die so unterschiedliche Lebensräume wie pazifische Inseln, afrikanische Halb-Wüsten oder arktische Einöden besiedeln.

„Im ersten Lebensjahr wird den Kindern jeder Wunsch von den Augen abgelesen“, beobachtete Wulf Schiefenhövel, Mitarbeiter der Forschungsstelle für Humanethnologie in der Max-Planck-Gesellschaft, auf den Trobriand-Inseln vor der Ostküste Neuguineas. Seine amerikanische Kollegin Marjorie Shostak registrierte bei den Kleinkindern der Kung in Botswana einen beinahe ständigen engen Kontakt mit der Mutter: „Das Kind kann Tag und Nacht an der Mutterbrust trinken ... wenn das Baby danach verlangt, mehrmals in der Stunde.“ Und auch bei den Inuit, den Eskimos im ho-

hen Norden Alaskas, pflichtet der US-Kulturanthropologe Norman Chance bei, gelte die elterliche Fürsorge zuvörderst dem Ziel, „das Baby glücklich zu machen“.

Anders als bei uns in den westlichen Industriegesellschaften genießen Säuglinge und Kleinkinder in traditionell lebenden Kulturen beinahe ständig Körperkontakt mit ihren Müttern, Vätern und Geschwistern. Trotzdem entwickeln sich die kleinen Trobriander, Kung oder Inuit nicht zu verwöhnten Tyrannen. Im Gegenteil: Sie sind früher selbständig als Gleichaltrige in den USA oder Westeuropa.

Vom Vergleich der Kindheit bei Völkern, die vom Sammeln und Jagen leben, mit dem Aufwachsen in höchst arbeitsteiligen Zivilisationen erhoffen sich Humanethologen eine Antwort auf die zentrale Frage ihrer Wissenschaft: Welchen Einfluß auf menschliches Verhalten hat die – genetisch determinierte – Natur, welchen die gesellschaftlich wandelbare Kultur? Welche Verhaltensweisen sind universell, welche individuell?

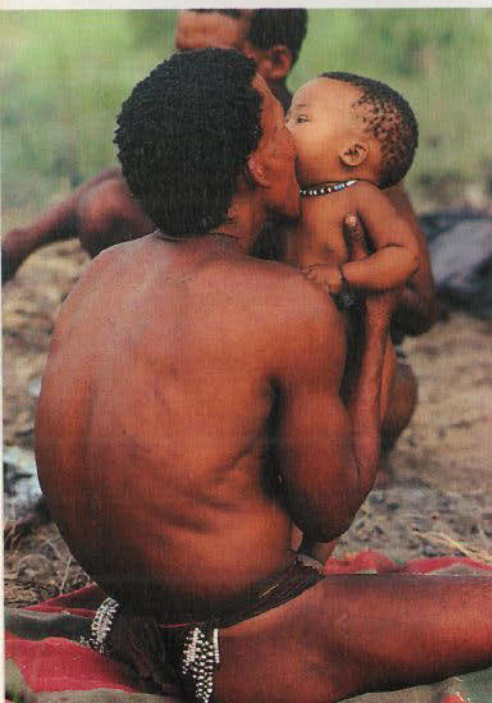
So sammeln Forscher seit Jahrzehnten mit Bienenfließ Informationen

über Kindheit und Jugend in archaischen Gesellschaften. Sie dokumentieren die Rollen der Mütter, Väter und Kinderspielgruppen, studieren die Erziehung zu Krieg oder Frieden und beobachten Initiationsriten, mit denen Jugendliche in den Kreis der Erwachsenen aufgenommen werden. Wie allerdings die Befunde zu bewerten sind, ob sie als Rezepte für westeuropäische oder nordamerikanische Eltern taugen, darüber gehen die Meinungen weit auseinander.

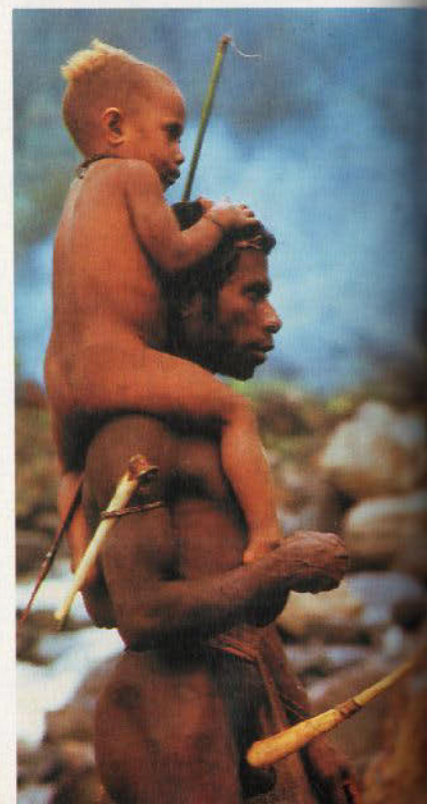
Nach Ansicht von Irenäus Eibl-Eibesfeldt, einem der Pioniere der Humanethnologie und Leiter der Max-Planck-Forschungsstelle im oberbayrischen Andechs, könnte der Kulturvergleich uns anregen, unseren Umgang mit Kindern zu überdenken: „Die stammesgeschichtlichen Anpassungen, die heute noch unser Verhalten bestimmen, entwickelten sich in jener langen Zeit ..., in der unsere Ahnen als altsteinzeitliche Jäger und Sammler in Kleingruppen lebten. Wir haben uns in den letzten 10 000 Jahren biologisch nicht wesentlich gewandelt, wohl aber schufen wir uns kulturell mit der technischen Zivilisation, der Großstadt

Mit zwei Jahren wird der **INUIT**-Junge noch gestillt – für die Eskimofrau ein natürlicher Akt der Zuwendung

Viele Stunden täglich widmet der **KUNG-BUSCHMANN** seinem Sohn. Und gelassen reagieren die Bewohner der dünnen Kalahari auf Kinderstreiche



Der Krieger vom Volk der **EIPO** im Hochland West-Neuguineas dient seinem Kind als braves Reittier



NESTWÄRME SPENDEN VATER UND MUTTER GLEICHERMASSEN

und der anonymen Massengesellschaft eine Umwelt, für die wir biologisch nicht geschaffen sind.“ Der Forscher betrachtet traditionell lebende Kulturen als Spiegelbild, in dem wir „das Problematische unserer gegenwärtigen Existenz“ erkennen könnten.

In der Tat haben Eibl-Eibesfeldt und seine Kollegen „universale“, allen Menschen offenbar angeborene Verhaltensweisen nachgewiesen – etwa den Augengruß oder den Kuß als Zeichen der Zärtlichkeit. Die Mimik beim Lachen und Weinen, die Gesichtsausdrücke bei Ärger, Angst oder Überraschung

ähneln sich weltweit. Und überall reden Erwachsene mit Kleinkindern in der Babysprache, fremdeln Säuglinge im Alter von sechs bis acht Monaten.

Jenseits dieser eindeutigen Universalien verschwimmt jedoch das Bild vom biologisch nicht mehr für seine Umwelt „geschaffenen“ Menschen: Der Vergleich von Kulturen stößt an Grenzen, weil selbst sogenannte Naturvölker immens unterschiedliche Lebensstile pflegen. Dabei ist im Verhalten von und gegenüber Kindern ein Trend deutlich: je jünger der Nachwuchs, desto kleiner die Unterschiede.

Der Umgang mit Säuglingen gleicht in nahezu allen traditionellen Kulturen dem Muster, das Wulf Schiefenhövel in Melanesien beobachtet hat. Die Säuglinge und Kleinkinder in dieser pazifischen Region haben im Schnitt Dreiviertel des Tages Körperkontakt, eine Hälfte davon – inklusive Nachtschlaf – mit der Mutter, die andere mit dem Vater und den Geschwistern, mit weiteren Verwandten sowie Nachbarn.

„Was uns so befremdlich erscheint“, erklärt Schiefenhövel, selbst Vater von drei Kindern, „entspricht genau dem

kindlichen Bedürfnis nach Sicherheit und Geborgenheit.“ Weinen ist der angeborene Hilferuf, den Körperkontakt wiederherzustellen. Trobrianderinnen etwa reagieren darauf spätestens nach eineinhalb Minuten. Westeuropäische Mütter verhalten sich dagegen oft unsicher, weil sie befürchten, ihren Sprößling zu verwöhnen, wenn sie ihn sofort auf den Arm nehmen.

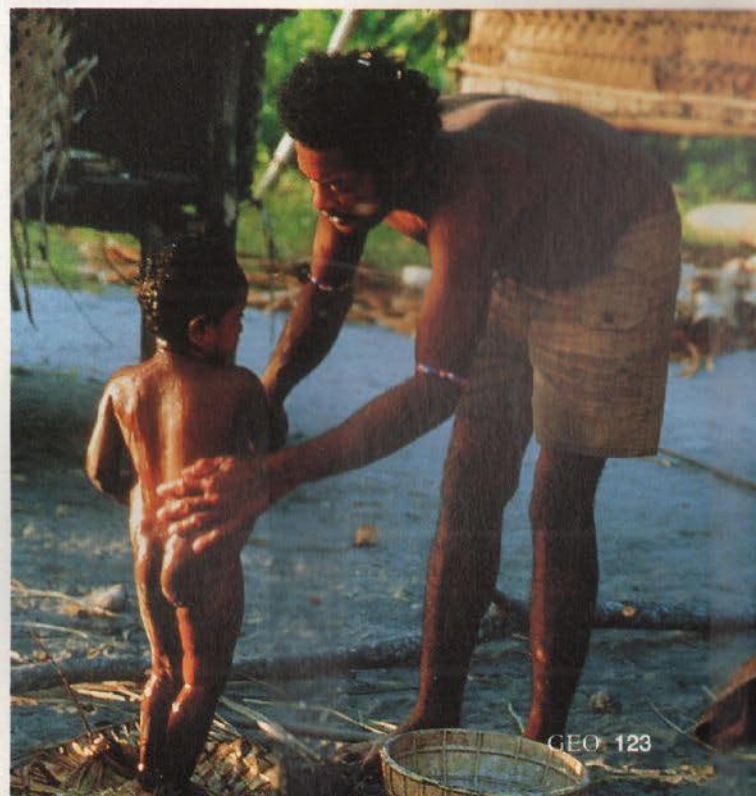
Dabei weinen Säuglinge, die sofort getröstet werden, keineswegs häufiger. Im Gegenteil: Am Ende des ersten Lebensjahres jammern jene Kinder öfter, deren Eltern in den ersten drei Monaten gar nicht oder nur verzögert reagiert hatten. In dieser frühen Phase, in der ein Neugeborenes die körperliche und psychische Nähe von Mutter und Vater braucht, kann es, wie Schiefenhövel beteuert, „kein Verzärteln und Verziehen geben“. Erst bei älteren Kindern, die schon einmal aus Trotz gegen die Eltern losheulen, würde ein sofortiges Einlenken dieses Verhalten verstärken.

Körperliche Nähe entspricht überdies der Natur des Menschenbabys, das der Freiburger Verhaltensbiologe Bernhard Hassenstein 1973 als „Trag-



Wenn sich die **YANOMAMI**-Frau nach dem Sammeln von Früchten im Amazonas-Regenwald über eine schwankende Hängebrücke hangelt, wenn sich der Mann vor einem Fest mit Farbe schmückt – immer sind Kinder dabei

Das Planschen genießt der **TROBRIANDER** ebenso wie sein Kind. Auf den Inseln vor Papua-Neuguinea bestimmen die Kleinen, wann sie Körperkontakt mit Erwachsenen haben möchten



ling“ klassifiziert hat. Sobald ein Kleinkind hochgehoben wird, zieht es die Beine an und spreizt sie leicht, als ob es sich – jungen Menschenaffen ähnlich – am Körper der Mutter oder des Vaters festklammern wollte. „Bei Kindern, die am Körper getragen werden“, erklärt der promovierte Mediziner Schiefenhövel, „formt sich das Hüftgelenk optimal, ohne Spreizwinkel und Gips.“ In westlichen Industriegesellschaften hingegen verbringen Babys ihre ersten Monate meist als „Nesthocker“ im Bettchen oder Kinderwagen, die meiste Zeit körperlich und oft auch räumlich von ihren Eltern getrennt.

Väter gehen in traditionellen Kulturen ähnlich zärtlich, nachsichtig und fürsorglich mit Kindern um wie Mütter – auch, wie Irenäus Eibl-Eibesfeldt beobachtete, „in so typisch männerorientierten, kriegerischen Kulturen“ wie jener der Eipo im Hochland von West-Neuguinea, der Yanomami in Venezuela oder der Himba in der südwestafrikanischen Kalahari. Der Andechser Forscher betont dies besonders, „da es bis vor kurzem in unserer Gesellschaft als unmännlich galt, sich in

der Öffentlichkeit zärtlich mit einem Säugling abzugeben“.

So spielen Yanomami-Väter morgens „15 bis 30 Minuten mit ihren Kleinen“, erzählt der Ethologe, „gleich, ob es sich dabei um Buben oder Mädchen handelt. Sie nehmen die Säuglinge zu sich in die Hängematten, stemmen sie hoch, sprechen zu ihnen in der typisch hohen Babysprache, küssen und betätscheln sie.“ Väter füttern den Nachwuchs schon mal mit Vorgekauhtem und lassen ihn oft, wenn er nicht mehr gestillt wird, die ganze Nacht mit in ihrer Hängematte schlafen.

Wenn Kleinkinder ihre Eltern als verlässliche Betreuer erfahren und dadurch Urvertrauen erworben haben, erkunden sie neugierig und selbstbewußt ihre Umwelt, werden Schritt für Schritt selbständiger. Bei den Kung trennen sich die Kleinen von der Mitte des zweiten Lebensjahres an häufiger von ihren Müttern, um mit Geschwistern oder anderen Kindern im Dorf zu spielen. Als kleines Mädchen, erzählte die Kung-Frau Nisa der Ethnologin Marjorie Shostak, habe sie ihren jüngeren Bruder überallhin mit sich getragen: „Ich spielte eine Weile mit ihm,

und wenn er anfang zu weinen, brachte ich ihn zu Mutter, damit sie ihn stillen konnte. Dann nahm ich ihn wieder mit, und wir spielten zusammen.“

Erst wenn die Naturvölker-Säuglinge etwa drei Jahre alt sind, erschüttert ein einschneidendes Ereignis ihr angenehmes Leben: Sie werden entwöhnt, meist weil ihre Mütter wieder schwanger sind. Stillen in kurzen Abständen – auch nachts – kann die Empfängnis verhüten. Bei konstanter Stimulation der Brustwarzen schüttet die Hirnanhangsdrüse das Hormon Prolaktin aus. Es fördert nicht nur die Milchbildung, sondern unterdrückt auch den Eisprung.

Daher reguliert sich der Altersunterschied zwischen Geschwistern bei den Kung und anderen traditionellen Kulturen quasi von allein auf drei bis vier Jahre ein. „Das ist“, erklärt Schiefenhövel, „ideal für die Mutter, die für den Lebensunterhalt der Familie sorgt und mit zwei kleinen Kindern nur schwer Beeren und Knollen sammeln könnte.“ Auch für das Kind liegt der Vorteil auf der Hand: Es kann sich ohne Konkurrenz von jüngeren Geschwistern langsam von der Mutter lösen.

Von ihrem Vater lernen **KUNG**-Kinder, wie eine Python-
schlange vor dem Kochen gehäutet wird. Die Buschleute
teilen Nahrung und Besitz miteinander – und die Kinder
lernen so, daß man von allem abgeben muß



Auch Eskimo-Kinder spielen mit Pistolen – aus Knochen. Dennoch wachsen
die **INUIT** in einer friedlichen Kultur
heran, nicht zuletzt dank der Alten,
die den Kleinen auch im Spiel Tradition
und Lebenserfahrung vermitteln



DAS VORBILD DER GROSSEN ERSETZT DIE SCHULE

Für die Drei- bis Vierjährigen rückt die Kinderspielgruppe spätestens mit der Geburt eines Bruders oder einer Schwester endgültig in den Mittelpunkt. In ihr spielen jüngere und ältere Kinder beiderlei Geschlechts zusammen. Dabei bewegen die Mädchen sich meist so frei und ungezwungen wie die Jungen – etwa bei den Kung, wo der weibliche Körper unverhüllt bleibt und „Jungfräulichkeit“ keine Bedeutung hat.

„Kung-Kinder sind im wesentlichen sich selbst überlassen“, beobachtete Marjorie Shostak. „Diese Freiheit

führt aber keineswegs zu Langeweile, sondern zu einfallsreichem und temperamentvollem Spiel, das ihren Tagesablauf bestimmt.“ Dabei imitieren die Kinder die Erwachsenen: Sie singen und tanzen, bauen Hütten, spielen Ehe und Eltern. Die Größeren behandeln die Kleinen wie ihre „Töchter“ und „Söhne“, sammeln in der Nähe des Dorfplatzes eßbare Früchte, stellen Fallen und fangen kleine Säugetiere sowie Vögel. „Da sie kaum formal unterrichtet werden“, so Shostak, „lernen sie im wesentlichen durch Beobachtung und Übung. In der Spielgruppe erwerben sie viel von dem Können, das sie später zu produktiven Erwachsenen macht.“

Spannungen entstehen – wie überall auf der Welt – auch in den Familien traditionell lebender Kulturen. Die Ökonomie der Kung zum Beispiel basiert auf dem Teilen von Nahrung und Besitz, weshalb Eltern ihren Nachwuchs schon frühzeitig dazu anleiten. Das müssen sie auch: Ein Kind teilt nicht gern, schon gar nicht mit jemandem, den es ablehnt, und protestiert dann eben mit heftigen Wut- und Eifersuchtsanfällen.

Auf Streiche und Dummheiten ihres Nachwuchses reagieren Eltern gewöhnlich gelassen und nachsichtig. Sie kritisieren zwar ihre Kinder, schimpfen mit ihnen und drohen gelegentlich auch mit Prügel, schlagen aber selten wirklich zu. Falls es mit einem Sprößling jedoch partout nicht klappt, muß dieser manchmal für Monate bei Verwandten wohnen. Dabei sind die Großeltern besondere Vertraute, die ihre Enkel schon einmal gegen deren Eltern verteidigen. Generell glauben erwachsene Kung, daß Kinder nicht zur Verantwortung zu ziehen sind: Diese hätten „noch keinen Verstand“; ihre Vernunft sei Ergebnis des Reifens, des sozialen Drucks und des Wunsches, sich mit den Werten der Gruppe zu identifizieren.

Ebenso gelassen erziehen Inuit-Eltern ihre Kinder. Ohnehin verblüffen die Ähnlichkeiten zwischen den Gebräuchen der tropischen Jäger- und Sammler-Kulturen und jenen der Arktis-Bewohner. Inuit-Kinder fühlen sich schon von klein auf durch ihre Mitarbeit in der Familie ernstgenommen. Mädchen und Jungen helfen gleichermaßen im Haushalt, hüten Geschwi-

Obwohl sie Kleinkinder verhätscheln, erziehen die **YANOMAMI** ältere Sprößlinge kriegerisch. Diese schauen zu, wie der Vater Pfeile herstellt – für Jagd und Kampf. Bei Kriegsspielen übt der Nachwuchs den Umgang mit Waffen, trainiert Verteidigung und Angriff. Weinende Kinder gelten als wehleidig, werden gar geschlagen. Auch Mädchen lernen, Schmerzen zu ertragen und Rache zu nehmen



ster, sammeln Holz, holen Wasser, tragen Fleisch, füttern Hunde und verbrennen Müll.

Fünffährige gehorchen ihren Eltern nicht nur aus Angst vor Strafe, sondern weil sie sich mit ihnen identifizieren und deren Urteil respektieren. „Aufgrund ihrer größeren Lebenserfahrung“, erklärt der Anthropologe Norman Chance das Erziehungsideal der Inuit, „fühlen sich die Eltern verantwortlich, diese Erfahrung mit ihren Kindern zu teilen und ihnen zu sagen, wie das Leben ist. Und zwar immer wieder, denn Kinder sind vergeßlich.“ Fehlverhalten gilt deshalb nicht als Böswilligkeit. Vom achten Lebensjahr an erteilen sich Inuit-Kinder in der Spielgruppe gegenseitig die Anweisungen ihrer Eltern. Eine der wichtigsten lautet: „Prügel dich nicht!“

Mit zunehmendem Alter der Kinder wachsen die Diskrepanzen zwischen den Erziehungszielen der unterschiedlichen Völker. Kulturelle Vielfalt tritt zum Teil schon sehr früh und auch in Bereichen zutage, in denen zivilisationsmüde Romantiker gern die harmonisch ordnende Hand der Natur sähen: Während Inuit, Kung und

Trobriander ihren Nachwuchs zur Friedfertigkeit erziehen, halten es die Eipo, Yanomami und Himba genau umgekehrt. Bei diesen kriegerischen Völkern lernen Kinder von klein auf, Schmerzen zu ertragen und Vergeltung zu üben. „Wird ein Kind von einem anderen geschlagen und läuft heulend zur Mutter zurück“, berichtet Eibl-Eibesfeldt, „so fordert diese oder der Vater das Kind zum Beispiel auf, einen Stock zu nehmen und es dem Angreifer heimzuzahlen. Bei den Yanomami werden selbst Mädchen so erzogen.“

Yanomami- und Eipo-Jungen spielen regelrecht Krieg: Gegnerische Gruppen beschießen einander mit Pfeilen, trainieren Überraschungsangriff und Abwehr, verspotten die Verlierer. Kleine Verletzungen sind alltäglich, weinende Kinder gelten als wehleidig und werden bisweilen sogar geschlagen.

Ständiger Körperkontakt, jahrelanges Stillen und liebevolle Zuwendung allein schaffen noch keinen friedlichen Menschen. Solche Praktiken bewirkten allerdings, so Eibl-Eibesfeldt, daß sich das Kind mit den Eltern identifi-

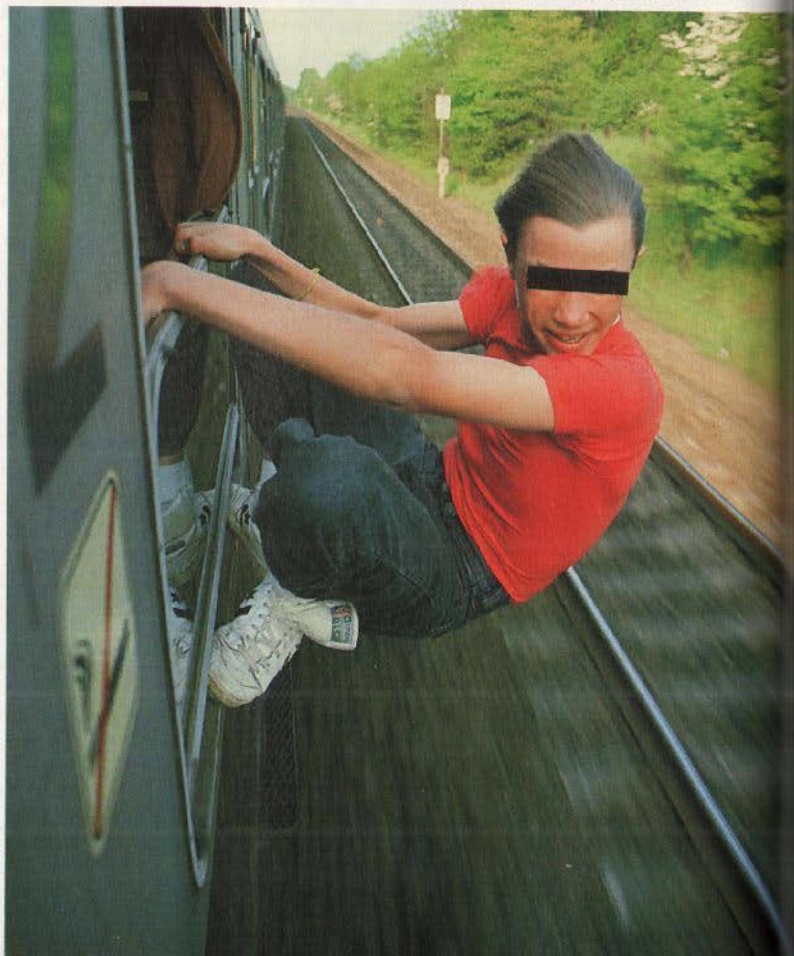
SCHMERZ UND GEFAHR AN DER SCHWELLE ZUM MANNSEIN

ziere. Und „je nachdem, wie diese sich verhalten, eifert das Kind einem friedfertigen oder kriegerischen Vorbild nach“.

Der Einfluß der Familie schwindet, wenn Jugendliche in die Pubertät kommen und sich zur Gemeinschaft hin orientieren. Viele Kulturen feiern den Übergang zum Erwachsenenalter mit Initiationsritualen, wobei die Geschlechter höchst unterschiedlich behandelt werden: „Mädchen“, sagen die Eipo, „wachsen ganz allein zu Frauen heran, aber die Knaben müssen wir zu Männern formen.“

Beim Eisenbahn-Surfen fühlen sich manche junge **DEUTSCHE** sehr erwachsen – ebenfalls ein »Initiationsritus«. Doch hier lauert der Tod nicht nur symbolisch, und eine rituelle Wiedergeburt ist nicht das Ziel

Um sich als Männer zu erweisen, müssen die jungen **BAMBUTI-PYGMÄEN** eine geraume Zeit schweigend im Wald verbringen. Ein Ritus, der erkennen läßt, welchen Wert diese Bewohner des Regenwaldes in Zaïre dem Respekt vor der Natur zumessen



Für Jungen bedeuten die durchweg rohen Bräuche, die das bewirken sollen, oft Isolation und Schmerzen. Eipo-Knaben erdulden ihre erste, ungefähr eine Woche dauernde Initiation meist, bevor sie zehn Jahre alt werden. Dabei führen alte Männer sie aus dem Kreis der Frauen heraus in das Männerhaus. Dort müssen sie die ganze Nacht über aufrecht stehen und Mut beweisen, wenn die Alten sie mit Pfeil und Bogen bedrohen oder sonstwie erschrecken. Als Höhepunkt der Zeremonie rufen die Männer die Ahnen an – symbolisiert durch einen einfachen Pfosten. Nun lernen die Knaben die tabuisierten Namen der Vorfahren sowie wichtiger Pflanzen und Tiere.

„Diese symbolischen Aktionen“, erläutert Wulf Schiefenhövel, „drücken die alltägliche Sorge der Eipo um das Wachstum der Nahrungspflanzen und den Zusammenhalt der Gruppe aus.“ Zum Schluß schwören die Männer die Novizen auf strikte Geheimhaltung gegenüber Frauen und Mädchen ein.

Bei der späteren Pubertäts-Initiation erhalten die etwa 18jährigen Jungen eine Penis-Kalebasse und den er-

sten Gürtel als Zeichen der männlichen Würde. „Die Knaben“, erinnert sich Schiefenhövel an ein Ritual, das er beobachten durfte, „haben von innen heraus geglüht.“

Jungen müssen erst eine Identität suchen, deswegen ist die Reifeweihe für sie wichtiger als für Mädchen. Bei diesen markiert die erste Menstruation den Übergang zur Frau. Zwar lösen sie sich von der Mutter, können sich aber weiterhin mit ihrem Geschlecht identifizieren.

Männer“, erklärt Schiefenhövel, „stehen der weiblichen Potenz, Leben zu schaffen, ziemlich hilflos gegenüber.“ Das kann zu einer „Protestmännlichkeit“ mit übersteigter Aggressivität führen, bei der Frauen gemieden werden. Hautritzungen, Beschneidung und andere schmerzvolle Prozeduren sollen den Jungen aus seinem früheren Status in der Frauenwelt lösen – eine Art ritueller Tod, dem die Initiation als Wiedergeburt in die Welt der Männer mit ihren geheimen, sinnstiftenden Bündnissen folgt.

Die schmerzlichen Reifeweihen und Männlichkeitsrituale fördern die Loyalität der Jungen und deren Bereit-

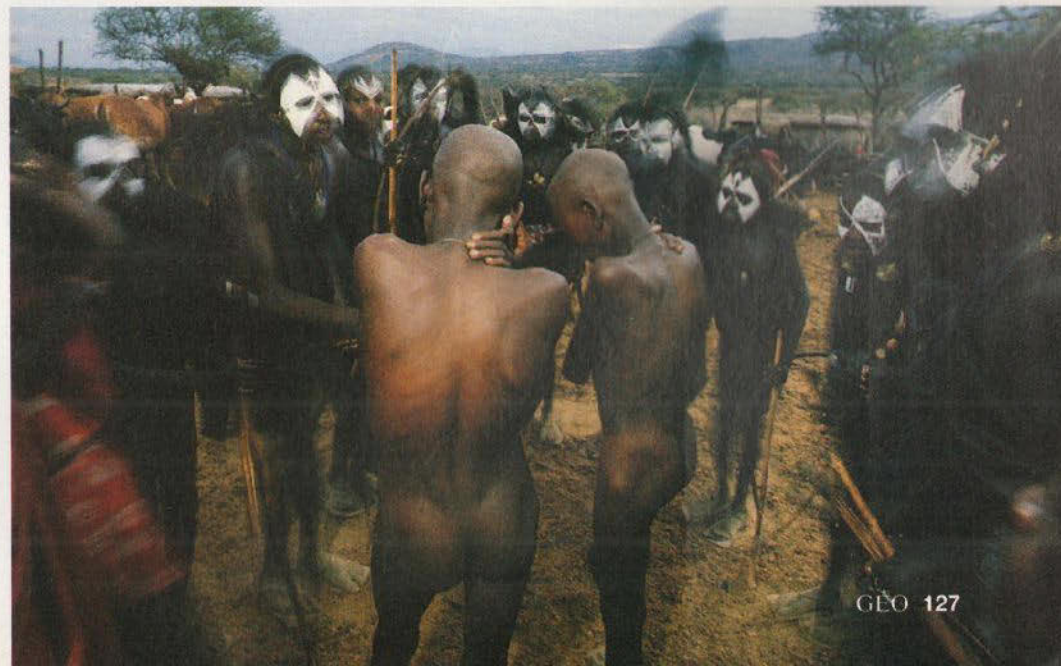
schaft, sich notfalls für die Gruppe aufzuopfern, der sie angehören. In der Hierarchie eines Männerhauses auf Neuguinea, nicht minder aber auch in der eines englischen Clubs oder eines Offizierskasinos findet, so argumentieren Verhaltensforscher, ein Mann seine Position und damit sein Selbstwertgefühl.

Mit biologischem Schicksal haben solche Initiationen offensichtlich nichts zu tun. Wenn der Nachwuchs dem Kleinkindalter entwachsen ist, bestimmt seine Kultur sein Verhalten in weit größerem Ausmaß als die „Natur des Menschen“. Denn bei manchen Völkern fehlen Männerhäuser und Gruppeninitiationen – etwa bei den Inuit, Kung und Trobriandern. In der matrilinearen Gesellschaft der Trobriander wird das Familienerbe über die mütterliche Linie weitergegeben. „Sie brauchen keinen Männlichkeitskult“, sagt Wulf Schiefenhövel, „sie sind eher Individualisten.“ □

Die Biologin **Monika Röbiger**, 30, lebt als freie Wissenschaftsjournalistin in Hamburg. Bei dieser Recherche konnte sie ihrer Vorliebe für fremde Länder und Kulturen exzessiv frönen – beim stundenlangen Sichten von Dias und Videofilmen über Trobriander und andere Naturvölker.

Erst mit etwa 18 Jahren dürfen junge **EIPO** Penis-Kalebasse und Gürtel tragen. Sie sind für sie die Zeichen ihrer Reife

Kahlgeschoren und verängstigt zittern zwei **MASAI** in Tansania ihrer Beschneidung entgegen. Bei vielen Weihezeremonien werden die Heranwachsenden eingeschüchtert: Furcht soll ihre Seele läutern



Im Niemandsland zwischen Kindheit und Erwachsensein ringen Jugendliche mühsam um

Heikle Zeit der Reife



eine neue Identität. Ihre Strategien sind Experiment und Provokation

PUBERTÄT

Wenn sich mit dem körperlichen Wandel auf dem Weg zum Erwachsenensein auch das Seelenleben verändert, fühlen sich viele Pubertierende einsam und unverstanden. Manches Mädchen findet dann Trost bei seinem geliebten Vierbeiner

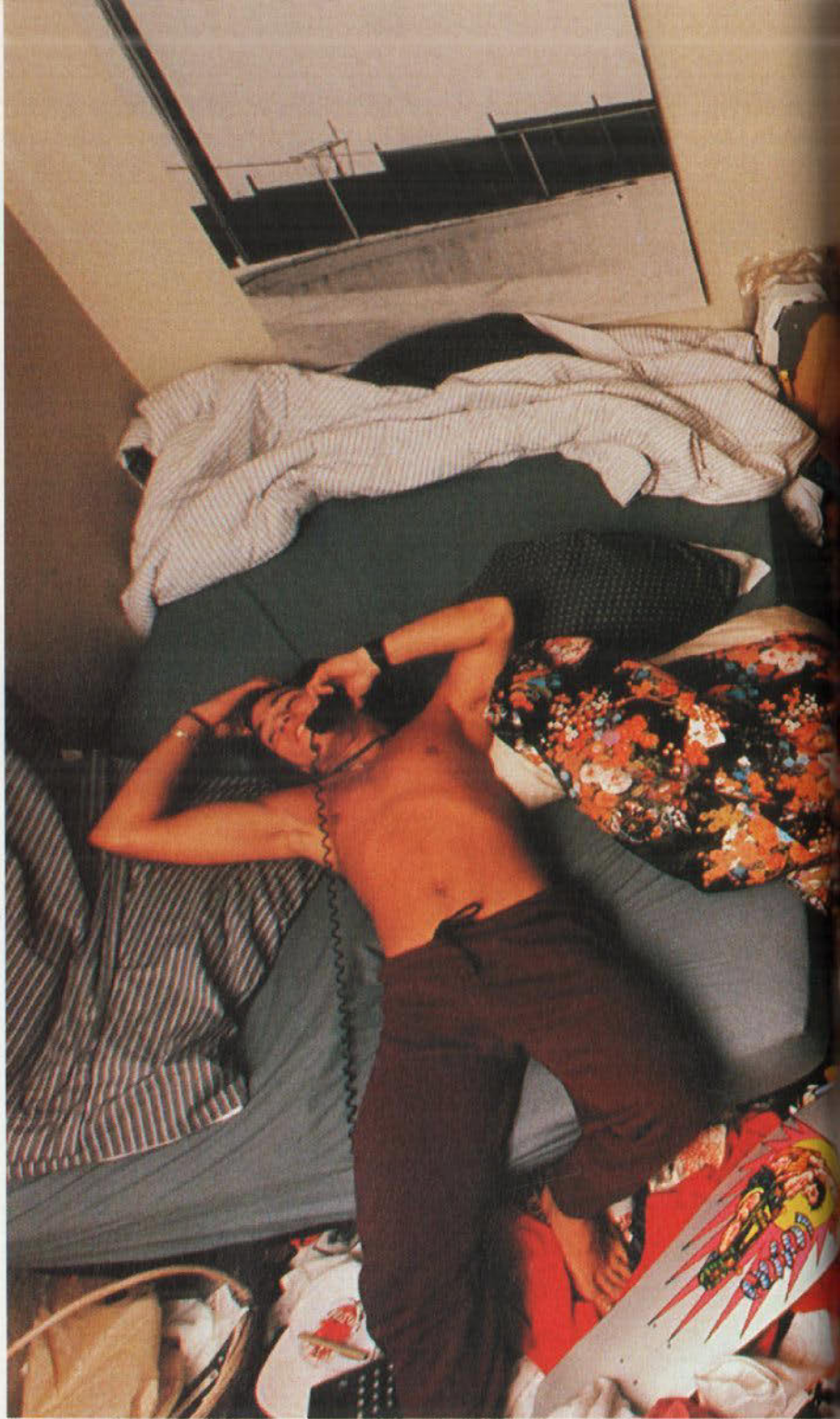
Wir sollen heiter Raum um Raum durchschreiten“, schrieb Hermann Hesse, als er 64 Jahre war und weise. Ach, Herr Dichter, wenn das so einfach wäre mit den „Lebensstufen“. Mit zwölf, dreizehn Jahren, im Niemandsland zwischen Kindheit und Erwachsensein, strebt keiner gelassen voran. Denn plötzlich fließt Sperma. Oder Blut sickert. Und die Identität gerät in Fluß.

Fast jeder Erwachsene meint, sich dieser turbulenten Zeit noch gut zu entsinnen, die nach den lateinischen Wörtern „pubes“ für Scham(haare) und „pubertas“ für Geschlechtsreife Pubertät heißt. Doch die Vertrautheit besteht nur zum Schein. Der Psychoanalytikerin Anna Freud fiel das Phänomen zuerst auf: Die meisten Patientinnen und Patienten konnten, so beobachtete die Tochter Sigmund Freuds, im Laufe ihrer Analyse „die Gefühlsatmosphäre des jugendlichen Alters“ unmöglich wieder in sich erwecken. Offensichtlich wirken bestimmte Züge der eigenen Jugend – von den ruhigen Gestaden späterer Jahre aus betrachtet – ungehörig und werden deshalb aus der Erinnerung verbannt.

Viele Männer und Frauen wissen nichts mehr von der Zukunftseuphorie, die mit ohnmächtiger Wut auf die Verhältnisse wechselte. Vergessen sind die aufsteigenden Ängste. Die erotischen Assoziationen, die den Geist fesselten. Auf immer versickert sind die Gedanken, die unaufhörlich ums mutierende Selbst kreisten. Versperrt ist vor allem der Rückblick auf die anscheinend allerpeiniglichsten Empfindungen jener Zeit: auf den Willen, die Welt zu verändern, und auf die Überzeugung, es auch zu können. „Gute Jugend glaubt, daß sie Flügel habe“, beschrieb der Philosoph Ernst Bloch diese Geisteslage, „und daß alles Rechte auf ihre herbrausende Ankunft warte.“

Zur individuellen Verdrängung gesellt sich kulturell verankerte Abwehr. Das Erlebnis, Kinder zu haben, ist in den letzten Jahrzehnten vielfach idealisiert worden. Doch das Abenteuer, mit Heranwachsenden zu leben, gilt wenig in einer Gesellschaft, die zwar Jugendlichkeit vergötzt, aber dem Ruhestand entgegenstrebt.

Selbst Wissenschaftler sahen und sehen die Adoleszenz oft nur als negative Lebensphase. Jahrzehntelang glaubten sie, daß Pubertierende voller „Sturm und Drang“ von einer Gefährdung und Mißstimmung zur nächsten taumelten. Neu-



Sie spüren ein wachsendes Bedürfnis nach



Gedankenaustausch

Tausend Dinge gibt es mit der Liebsten oder einer Vertrauten zu besprechen. Die Dauergespräche von Sohn oder Tochter können schon mal deftigen Krach mit den Eltern auslösen, ebenso wie schlechte Schulleistungen, die Weigerung, im Haushalt mitzuhelfen, oder das Chaos, das sie in ihrem Zimmer anrichten. Zumeist kommen Jugendliche jedoch heutzutage mit Vater und Mutter gut aus

erdings analysieren viele Soziologen Denken, Fühlen und Handeln der Zehn- bis 20jährigen bevorzugt unter dem Gesichtspunkt „Ruhe und Ordnung“: Wie, lautet eine Grundfrage, läßt sich verhindern, daß Jugendliche saufen, ausflippen, faulenzen oder in die politische Radikalität abgleiten? Wie also lassen sie sich reibungslos in unser von Effizienzdenken bestimmtes gesellschaftliches System einfügen?

Dabei ist die Pubertät weit mehr als ein Übergang voller Unsicherheiten. Sie ist auch eine wichtige Experimentierphase.



gelöst und dirigiert anscheinend durch das Zusammenspiel von Hypothalamus und benachbarter Hirnanhangsdrüse, der Hypophyse. Beide reagieren mit Beginn der Pubertät weniger empfindlich auf Sexualhormone. Vorher genügten winzige Hormonmengen aus den kindlichen Keimdrüsen, um die Aktivität der beiden Hirnstrukturen zu hemmen. Nach dem „Umschalten“ läßt sich der Hypothalamus nicht mehr so leicht blockieren, sondern schüttet ungehindert „Freisetzungsfaktoren“ genannte Botenstoffe aus. Diese kurbeln ihrerseits die Produktion von Sexualhormonen an, bis deren Spiegel ausreicht, die Drüsen im Kopf wieder zu drosseln.

Dieses Rückkopplungssystem schaukelt sich langsam hoch auf das Niveau der Erwachsenen. Zugleich zirkuliert mehr Wachstumshormon im Blut, und Schilddrüse sowie Nebennierenrinde schicken vermehrt molekulare Kuriere auf den Weg. Das Zusammenspiel all dieser Botenstoffe läßt den Körper nach einem genetisch festgelegten Fahrplan reifen.

Bei Jungen beginnen zuerst die Hoden zu wachsen – hierzulande meist zwischen dem zehnten und fünfzehnten Lebensjahr. Etwas später erscheinen Schamhaare; anschließend wird allmählich der Penis größer. Bei rund 40 Prozent der Knaben schwellen die Brustdrüsen vorübergehend an. Rund ein Jahr nach Beginn des Hodenwachstums erleben sie den ersten Samenerguß – manchmal unwillkürlich im Schlaf, häufiger aber durch Selbst-

Ängstlich beobachten
Jungen und Mädchen in der Adoleszenz den drastischen Wandel ihres Körpers. Vermeintliche Mängel wie Akne oder eine unproportionierte Figur können das Selbstwertgefühl heftig erschüttern

Große Sorgen wegen kleiner Pickel

Erfahrungen dieser Zeit können ebenso wie jene der frühen Kindheit Schicksalsweichen stellen. Manche Entwicklungspsychologen betrachten die Adoleszenz deshalb als zweite – und vielfach letzte – Chance jedes Menschen, alte Hemmnisse abzustreifen und eine neue Persönlichkeit zu gewinnen.

Die stürmische Entwicklungsperiode beginnt mit biologischen Veränderungen: Mädchen, Junge und deren Umgebung werden mit einem drastischen Wandel des Kinderkörpers konfrontiert – aus-

stimulation. Etwa zwei Jahre nach den Schamhaaren zeigen sich erste Achsel- und Barthaare. Mit 18 bis 20 Jahren ist der Körper voll entwickelt.

Mädchen reifen durchschnittlich zwei Jahre vor den Jungen. Zwischen dem neunten und vierzehnten Lebensjahr wölben sich die Brustdrüsen leicht vor. Etwa zur gleichen Zeit sprießen erste, spärliche Haare entlang den Schamlippen. Rund zwei Jahre nach Pubertätsbeginn setzt die Menstruationsblutung ein. Der Zyklus, der zunächst meist unregel-

mäßig und ohne Eisprung verläuft, pendelt sich mit der Zeit ein. Die Brüste schwellen weiter an, und die Schambehaarung wird dichter. Bei westeuropäischen Mädchen ist die Entwicklung mit etwa 16 bis 17 Jahren beendet.


Beide Geschlechter legen während der Pubertät kräftig an Körpergröße zu – die Mädchen in Deutschland etwa vom elften, die Jungen vom dreizehnten Lebensjahr an. In einer Art Endspurt gleichen sich die Proportionen, die sich seit dem frühesten Kindesalter langsam und kontinuierlich verändert haben, endgültig dem Erwachsenenmuster an. Einige Körperregionen eilen dabei voraus: Hände und Füße wachsen zuerst, Hüften, Brust und Schultern folgen. Oft erst ganz zum Schluß streckt sich der Rumpf. Auch das Gehirn reift erst in der Pubertät vollständig aus. Zum Beispiel wird die Arbeitsteilung der Hirnhälften unveränderbar festgeschrieben.

Gleichzeitig mit dem Leib wandelt sich das Seelenleben. Die Kinder machen sich einen Reim auf ihre „neuen“ Körper. Sie verarbeiten das Erwachen ihres Geschlechtstriebes. Sie reagieren darauf, daß Eltern, Lehrer, Freunde ihnen auf einmal anders gegenüberstehen als früher. Und sie ringen um einen eigenen Platz in der Gesellschaft.

Bis in die sechziger Jahre meinten Entwicklungspsychologen das Verhalten von Pubertierenden exakt zu kennen. Detailliert zeichneten sie nach, wie die Psyche sich – genau wie der unregelmäßig wachsende Körper – „entharmonisiert“: Mädchen kichern unmotiviert, Jungen prahlen mit ihrer Kraft. Beide Geschlechter schwanken zwischen schwer zu bändigender Überaktivität und verträumter Passivität, zwischen Euphorie und Selbstzweifel. Sie wenden sich nach innen, sind oft schwermütig und leicht zu kränken. Zugleich streben sie nach Unabhängigkeit, wenden sich von den Eltern ab und dem anderen Geschlecht zu – mal himmelhoch jauchzend, mal zu Tode betrübt.

Seit den achtziger Jahren beschreiben Wissenschaftler die Heranwachsenden weniger dramatisch. Die Pubertät sei, betonen sie, weder eine besonders grüblerische noch eine besonders leidvolle Phase. Die Jugendlichen seien durchweg pragmatisch und selbstbewußt. Sie sähen die Zukunft skeptisch, doch ohne daran allzuschwer zu tragen. Sie entzögen den Eltern emotionale Zuwendung, blieben ihnen aber freundlich verbunden. Die erwachende Sexualität verursache kaum noch existentielle Probleme.

Ob sich die Jugendlichen drastisch verändert haben oder nur Sicht- und Aus-

A full-page photograph of a young couple dancing in a nightclub. The woman, with blonde hair, is wearing a black dress and is being embraced from behind by a man whose face is mostly in shadow. The scene is bathed in vibrant red light, with bright spotlights visible in the background. The overall mood is romantic and intimate.

Besonders beim Schwof werden zarte Bande geknüpft: Jugendliche erleben ihren erwachenden Geschlechtstrieb heute lustvoller und unverkrampfter als die Generation ihrer Eltern. Aber trotz größerer sexueller Freiheit legen sie Wert auf dauerhafte und verlässliche Partnerschaften

drucksweise der Forscher, läßt sich nicht entscheiden. Sicher ist jedoch, daß die Psycho-Pubertät längst nicht so planmäßig abläuft wie der Wandel des Körpers.

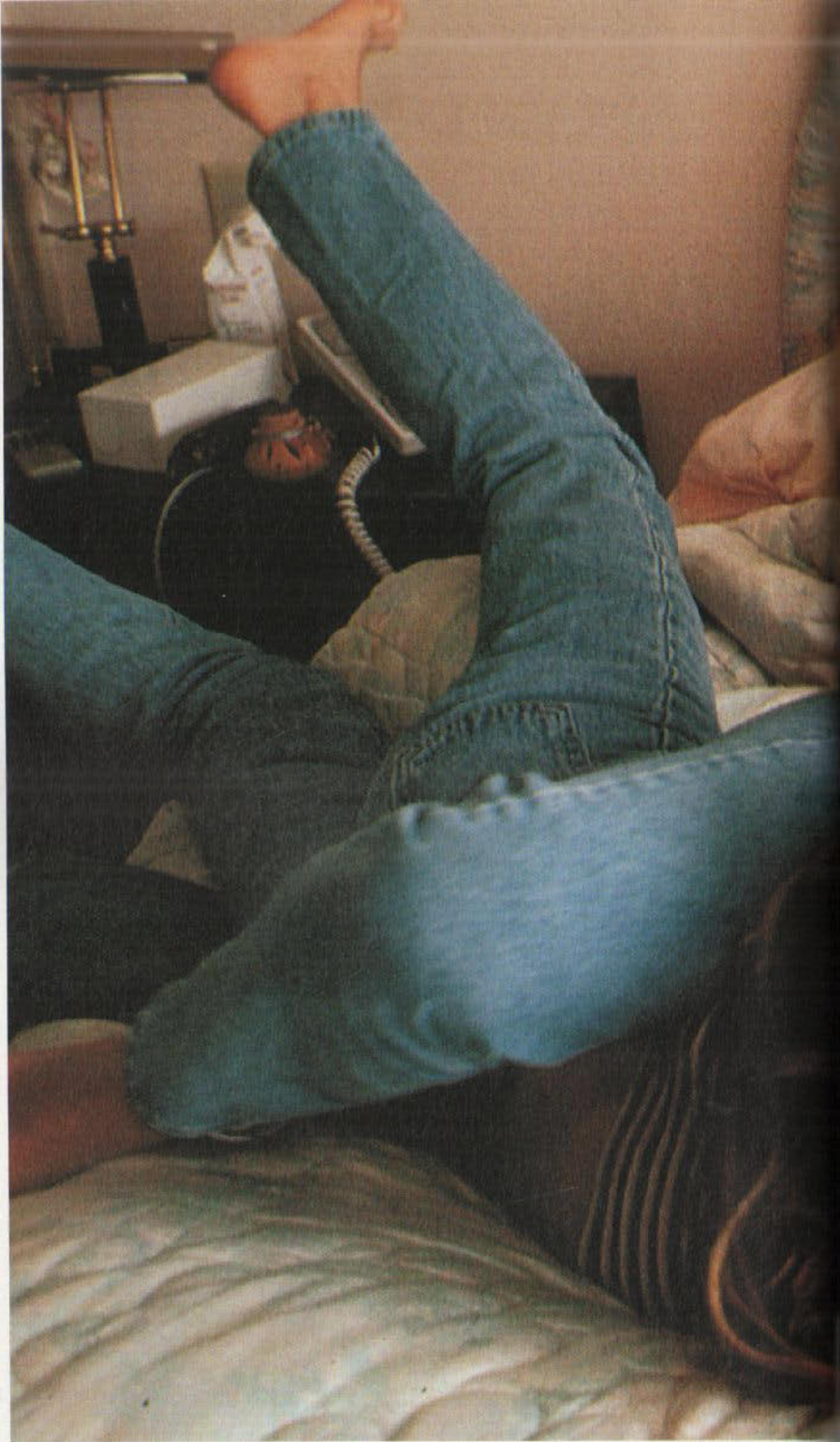
Alte Vorstellungen, daß schnell steigende oder fallende Hormonspiegel unweigerlich vehemente Gefühle auslösen, sind heute widerlegt. So glauben US-Psychologen zwar, in einigen wenigen Fällen einen Zusammenhang zwischen Hormon und jugendlicher Emotion gefunden zu haben: Mädchen zum Beispiel seien besonders anfällig für Depressionen, wenn ihr Östradiol-Spiegel sich stark erhöht. Doch die Untersuchungen haben auch gezeigt, daß Gefühl und Verhalten durch soziale Faktoren weitaus stärker beeinflußt werden als durch physiologische Impulse.

Wie entscheidend die jeweiligen Lebensumstände die Innenwelt von Heranwachsenden prägen, wissen auch die Völkerkundler. Wo – wie bei vielen „Naturvölkern“ – schon die Kinder fast alle gesellschaftlich wichtigen Tätigkeiten beherrschen, wo sie mit Eintritt der Geschlechtsreife durch eine Initiationszeremonie zu Erwachsenen erklärt werden und wenig später eine Familie gründen, sind Pubertätsprobleme hiesiger Art offenbar unbekannt.

In solchen Kulturen – der französische Ethnologe Claude Lévi-Strauss hat sie als „kalt“ bezeichnet – regiert die Tradition. Gesellschaftlicher Wandel ist verpönt. Er wird nach einer Theorie des Züricher Psychoanalytikers und Ethnologen Mario Erdheim unter anderem durch die Initiation verhindert: Die Jugendlichen müssen symbolisch sterben und wiedergeboren werden. Sie werden durch den Ritus von ihren Eltern getrennt, doch sofort in die Dorfgemeinschaft fest eingebunden. Für pubertäre Experimente bleibt weder Zeit noch Gelegenheit.

In unserer „heißen“, sich stetig wandelnden Kultur hingegen dürfen Adoleszente ein bis zwei Jahrzehnte an langer Leine zappeln, bis die Gesellschaft sie in Berufs- und Familienpflichten einbindet. Die Spanne ist so lang geworden, da zum einen die Geschlechtsreife seit 1950 um zwei Jahre nach vorn gerutscht ist – vermutlich aufgrund reichhaltiger Ernährung, vielleicht auch durch Reizüberflutung oder bessere Hygiene. Zum anderen dauert die Ausbildung viel länger als früher.

In Industriegesellschaften fehlen auch Initiationszeremonien, die Kinder oder Jugendliche übergangslos auf die nächste Lebensstufe heben. Wissenschaftler erkennen nur ein paar kümmerliche Pendants zu den Riten der „kalten“ Kultu-



Gleichaltrige werden für sie wichtiger als



ihre Eltern

Zu Beginn der Pubertät schließen sich Jungen und Mädchen in Cliquen zusammen. Darin fühlen sie sich geborgen, können ihr Bedürfnis nach Körperkontakt bei Balgereien oder ihre sexuelle Neugier aus gedruckten Quellen stillen, ohne daß jemand Anstoß nimmt. Statt an den Eltern orientieren sich die Heranwachsenden in dieser Phase an den Normen und Gewohnheiten von ihresgleichen

ren: Konfirmation, Sexualekundeunterricht und Abschlußprüfungen weihen den Nachwuchs bei uns jeweils partiell in das Erwachsenenleben ein.

Doch Jugendliche und junge Erwachsene erfüllen eine wichtige Aufgabe in westlichen Gesellschaften, in denen die Arbeitsbedingungen in ständigem Fluß sind, in denen Sitten zerfallen und neu entstehen, Künstler von einer Ausdrucksform zur nächsten rasen. Ihr Ungestüm, das Überlieferte in Zweifel zu ziehen und neue Perspektiven zu suchen, sowie ihr Drang, mit ihrer eigenen Subkultur die Etablierten zu provozieren, sind Motoren des Wandels.

Auf welche Weise Heranwachsende die Veränderung in Gang halten, ist unverkennbar. Egal, ob sie sich aufmüßig-gefühlsbetont oder skeptisch-cool geben: Sie experimentieren. Auf der Suche nach ihrer Identität nehmen sie Verhaltensmuster und Werte an und legen sie wieder ab. So sind sie etwa in der Mathematikstunde der strebsame Schüler – und in der Pause danach der lässige Typ, der die Klassenkameraden nicht durch übermäßigen Fleiß brüskieren will. Sie wehren Triebregungen ab, geben ihnen aber auch nach, wollen nichts von der Mutter wissen, suchen sie aber unvermittelt zu vertraulichen Aussprachen. „Wer in dieser Altersphase Eindeutigkeit sucht“, meint der Züricher Pädagoge und Psychologe Helmut Fend, „der verfehlt gerade das Charakteristische.“

Manche Psychoanalytiker beschreiben die Pubertät als Verflüssigung. Nach ihren Vorstellungen paßt sich das Kleinkind im Alter zwischen zwei und fünf Jahren an die stabile, konservative Familienstruktur an und baut dabei ein festes Persönlichkeitsgefüge auf. In dieser Zeit, in der sich nach Sigmund Freud erste geschlechtliche Wünsche äußern, entstehen Grundprobleme und -hoffnungen eines Lebens. Dann folgt eine „Latenzzeit“ – das Kind lebt aus und mit den Erfahrungen der ersten Jahre.

In der Pubertät aber brechen aggressive und sexuelle Regungen, die ins Unbewußte abgetaucht waren, wieder durch. Vorher festgefügte Handlungs-, Fühl- und Denkmuster kommen ins Fließen.

Die Teenies können nicht nur trotz, sondern eher wegen ihres emotionalen Aufruhrs Kindheitserfahrungen überwinden. Sie können sich hineinstürzen in die sich wandelnde Kultur, mitschwimmen in Trends, die der älteren Generation nichts

bedeuten. Vielen Erwachsenen sind diese Entwicklungschancen unheimlich. Sie nehmen eher die Gefährdungen wahr, denen die Seelen im Umbruch ausgesetzt sind. Deshalb nähern sie sich Pubertierenden voll übertriebener Sorge und Hilfsbereitschaft. Vertrauen in deren Kräfte gilt als naiv.

„Erwachsene“, meint der Frankfurter Autor Jörg Bopp, „phantasieren in die Jungen ihr eigenes Lebensgefühl hinein.“ Der Theologe, Soziologe und Psychologe



Kick fürs Ich: umschwärmt werden vom anderen Geschlecht

betont, wie sehr Heranwachsende die Etablierten aufwühlen und „bedrohen“. Denn Ältere haben ihre Schwierigkeiten mit den beiden Mächten, die nach psychoanalytischer Theorie das jugendliche Leben steuern.

Impuls eins: der Geschlechtstrieb. Neiderfüllt registrieren Erwachsene, daß die sexuelle Leidenschaft bei Pubertierenden große Kraft erreicht – während ihre eigene vielleicht schwindet. Als Eltern schlägt ihnen obendrein zeitweise eine anscheinend grundlose Feindseligkeit entgegen. Denn bewußte oder unbewußte Todes- und Mordphantasien regen sich unweigerlich, wenn ein Jugendlicher beginnt, sich der alten und sehr starken Bindungen an die Bezugsobjekte der Kindheit zu entledigen, um Raum für neue Beziehungen zu schaffen. „Wenn das Kind am Übergang zum Erwachsenenalter steht, wird dieser Schritt über die ‚Leiche‘ eines Erwachsenen vollzogen“, beschreibt der Entwicklungspsychologe Donald Winnicott die Dynamik dieses Prozesses.

Impuls zwei: Allmachtsphantasien. Sie gehören zur Entwicklung wie wachsen der Penis und knospende Brüste – selbst wenn sie schnell zerbrochen werden. Zuweilen maskieren sie sich als Verachtung

für die ältere Generation. Erwachsenen, die solche Regungen in sich längst gestutzt haben, fällt es schwer, die auf Veränderung drängende Gruppe zu akzeptieren.

Solche Konflikte führen zu Jugendfeindlichkeit, die gegenwärtig dramatische Züge angenommen hat. Sie verbirgt sich – so Jörg Bopp – hinter der „Zentralreligion der hochtechnisierten Konsumgesellschaft“: dem Mythos, daß Ältere ewig jugendlich sein können und sollen.

Aber näher betrachtet, wollen die Erwachsenen keineswegs wieder Jugendliche werden. Das hieße ja, materielle Sicherheit, Sozialstatus und Gelassenheit aufgeben zu müssen. Sie wollen vielmehr „jugendliche“ Eigenschaften – Spontaneität, körperliche Flexibilität, sexuelle Freizügigkeit – mit den Vorteilen der eigenen Altersstufe vereinen. Was die Pubertierenden ängstigt und gefährdet, wonach sie sich wirklich sehnen, bedeutet in diesem Zusammenhang nichts.

Die Feindseligkeit der Alten drückt sich unter anderem im Umgang von Berufstätigen mit Berufsanfängern aus. Schon früher mochte kaum einer auf seine Stelle oder auf Lohn ver-

zichten zugunsten der nachwachsenden Generation. Doch zu einer Zeit, in der Arbeit überhaupt knapp geworden ist, spitzt sich die Rivalität gefährlich zu. Es herrscht die stille Übereinkunft: Jüngere haben außen vor zu bleiben. Für ihr lässiges, aufmüßiges Leben sollen sie mit Perspektivlosigkeit bezahlen.

Dabei ist befriedigende Arbeit – oder die Aussicht darauf – für Heranwachsende unentbehrlich. Zwar kränkt Berufstätigkeit jugendlichen Allmachtswahn, weil sie Beschränkung auf das Machbare verlangt und den Verlust unzähliger gedachter Handlungsmöglichkeiten zugunsten einiger weniger bedeutet. Aber sie ermöglicht immerhin die Teilnahme am Fluß der Kultur.

Manche Menschen können mit ihrem Beruf sogar Aspekte der Pubertät in den nächsten Lebensabschnitt hinüberretten, etwa Experimentierfreude oder Spaß an Neuerungen. Und einige bleiben bis ins hohe Alter jung – wie Johann Wolfgang von Goethe: In dessen Lebenslauf will der Psychologe Kurt Eißler 17 immer neue Adoleszenzen entdeckt haben. □

Die Biologin **Susanne Paulsen**, 31, lebt als freie Journalistin in Hamburg. In GEO-Wissen „Pillen · Kräuter · Therapien“ (Nr. 1/1993) berichtete sie über die Tücken von Schmerzmitteln.

Kunst kennen, verstehen, erleben. **art** lädt Sie ein!

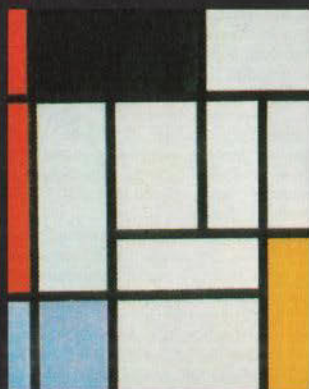
Hier haben Sie die Gelegenheit, ART, das führende Kunstmagazin Europas, besonders preisgünstig kennenzulernen: Ca. 500 Seiten aktuelles Kunstgeschehen in Wort und Bild. Die wichtigsten und aufregendsten Werke aus Malerei, Skulptur, Fotografie, Performance, Architektur und Design. Jeden Monat sammeln, sichten und beschreiben international anerkannte Experten für ART, was Kunstgeschichte macht. Informativ, überschaubar, kompetent. Es lohnt sich also für Sie, unser Probeangebot anzunehmen:



August Macke „Modengeschäft“



Joan Miró „Silence“



Piet Mondrian „Komposition in Rot, Gelb und Blau“



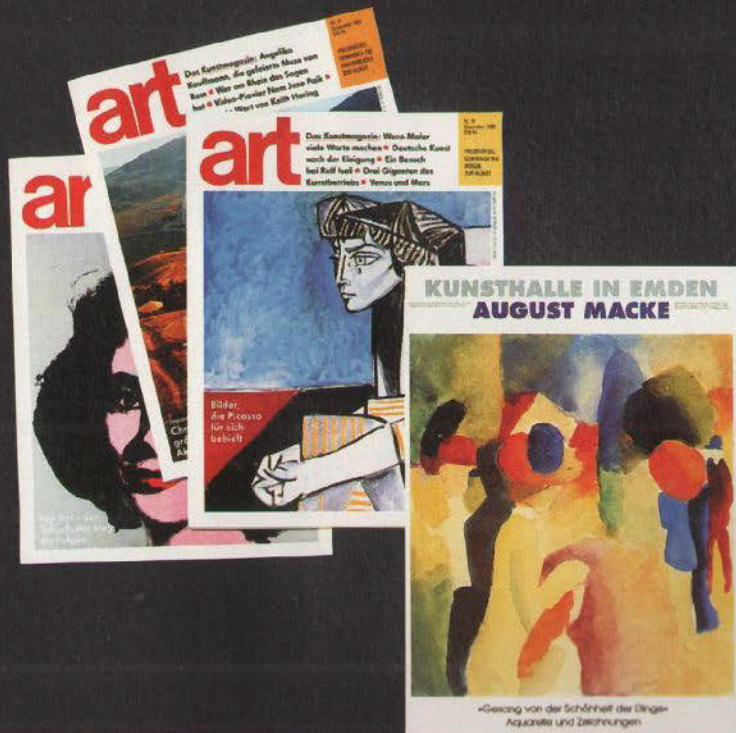
Paul Gauguin „Si chiamava Vairamati“



Amedeo Modigliani „Cariatide“

3mal **art** nur DM 15,-!

Coupon bitte ausfüllen, ausschneiden und ausreichend frankiert an den ART-Leser-Service, 20080 Hamburg absenden!



Ja, ich will art kennenlernen!

Name / Vorname _____

Straße / Nr. _____

PLZ _____

Ort _____

Senden Sie mir bitte

- zunächst 2 der bereits erschienenen ART-Ausgaben
- als Extrasendung das August Macke-Plakat (ca. 84 x 59 cm)
- und etwas später die aktuelle Monats-Ausgabe. Alle 3 Ausgaben zusammen für nur DM 15,- statt DM 44,40

Nach Eintreffen der 3. Ausgabe kann ich in Ruhe 1 Woche prüfen, ob ich ART regelmäßig beziehen möchte. Hören Sie in dieser Zeit nichts von mir, schicken Sie mir bitte monatlich die neue Ausgabe. Wenn ich ART nicht sammeln möchte, sende ich Ihnen eine kurze Nachricht. Die Rechnung über DM 15,- für 3 Hefte bezahle ich in jedem Fall.

Datum / 1. Unterschrift _____

Widerrufsrecht: Mir ist bekannt, daß ich diese Vereinbarung widerrufen kann, wenn ich innerhalb von einer Woche (Poststempel) eine Mitteilung an den ART-Leser-Service, 20080 Hamburg absende. Ich bestätige dies mit meiner 2. Unterschrift. Dieses Angebot gilt nur in Deutschland. Ich bestätige dies mit meiner 2. Unterschrift.

2. Unterschrift _____

Meine Vorteile, die Sie mir garantieren:

- Eine Ersparnis von DM 27,60 gegenüber Einzelkauf der 12 Monats-Ausgaben (1/2-jährliche Rechnung über DM 75,- statt DM 88,80).
- Ich kann jederzeit fristlos kündigen und bekomme sofort das Geld für bezahlte, aber noch nicht gelieferte Ausgaben zurück.

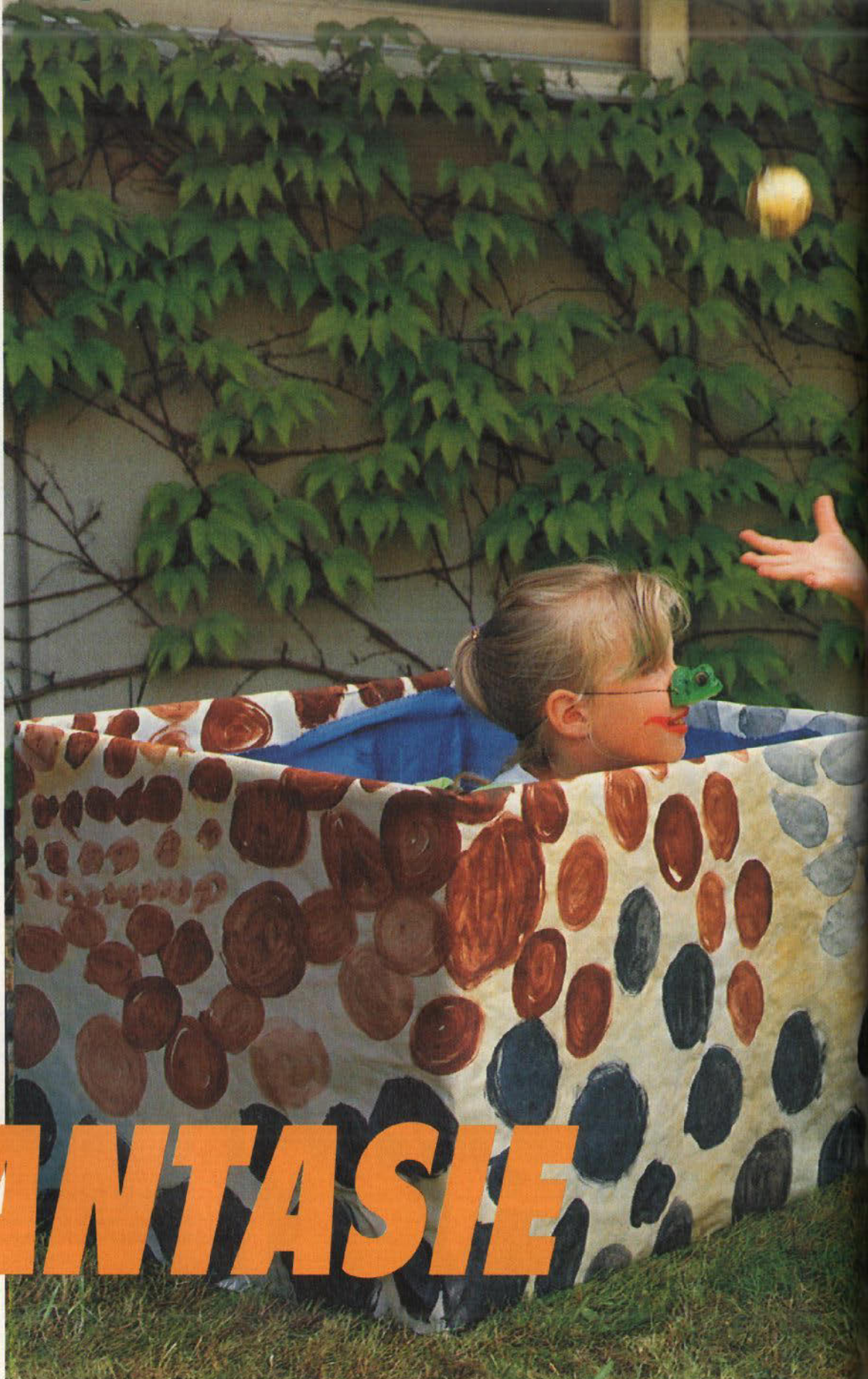
40081 HR I

Dazu: Dieses Macke-Ausstellungs-Plakat!

Kinder brauchen Märchen. Die magischen Geschichten von Hexen, Prinzen und Zwergen bringen verborgene Saiten ihrer Psyche zum Klingen. Und indem Kinder sich in die Figuren dieser Phantasiewelt hineinversetzen, können sie – in einer Art seelischer Reinigung – Konflikte besser verarbeiten. Heilpädagoginnen der Erlanger Universitäts-Kinderklinik nutzen den Märchenzauber, um die Angst kleiner Patienten vor ihrer Krankheit und der manchmal beschwerlichen Therapie zu lindern

Wirkstoff

PHANTASIE





»So nahm sie eine goldene Kugel, warf sie in die Höhe und fing sie wieder.« Beim Nachspielen des »Froschkönig« vergißt die »Prinzessin« den Tropf

Bäh, Märchen.“ Der zwölfjährige Markus verdreht die Augen und läßt sich in die Kissen sinken. „Ist doch was für Kinder.“ Marion Schneider, Heilpädagogin an der Universitätsklinik für Kinder und Jugendliche in Erlangen, nimmt die Abfuhr gelassen hin. Behutsam schiebt sie die abgegriffene Märchensammlung „Die Wunderblume“ in die Mitte des Tisches, an dem acht Kinder schweigen. „Gefällt dir denn eines von den Märchen, Nicole?“ Die Sechsjährige stiert geistesabwesend auf die weiße Tischdecke: „Weiß nicht.“

Aus kindlichen Kulleraugen spricht Angst. Wie die anderen kleinen Patienten hier spürt auch Ni-

cole, daß ihre Eltern und die Erwachsenen in weißen Kitteln sich Sorgen um sie machen. Und wie ihre Leidensgenossen hat sie die Bestürzung hinter den aufmunternden Gesten bemerkt, das Zögern, wenn es heißt: „Das wird schon wieder.“

Um die Angst zu lindern, setzen Marion Schneider und ihre vier Kolleginnen vom heilpädagogischen Team der Erlanger Klinik auf eine unkonventionelle Methode: Sie erzählen Märchen. In deren Wunderwelt kann jeder das Böse besiegen, wie ein König herrschen, als schöne Prinzessin aus Gefangenschaft befreit werden, stark und gesund sein. Märchen sind für die kleinen Patienten Medizin, ihr Wirkstoff ist die Phantasie.

Die Idee kam den Erzieherinnen vor einem Jahr. Eine Erzählerin der Europäischen Märchengesellschaft hatte damals Patienten und Personal mit ihrem Vortrag „verzaubert“. Seitdem pauken die Frauen in ihrer Freizeit Märchentexte, üben Atemtechnik, feilen am Erzählrhythmus. Der Lohn für die zusätzliche Arbeit, sagen sie, sei reichlich: nach anfänglicher Skepsis leuchtende Augen, vergessene Schmerzen, ein Lachen.

Die Heilpädagoginnen haben sich mit acht kleinen Patienten in ein Holzhäuschen zurückgezogen, das sich im Schatten der betongrauen Krankenhausfassade duckt. „In den alten Zeiten, wo das Wünschen noch geholfen hat“, beginnt Marion Schneider mit ruhiger Stimme zu erzählen, „lebte ein König, dessen Töchter waren alle schön; aber die jüngste war so schön, daß die Sonne selber, die doch so vieles gesehen hat, sich wunderte, sooft sie ihr ins Gesicht schien.“ Das bedrückte Schweigen weicht erholender Stille. Alle lauschen der wundersamen Geschichte vom Froschkönig.

Unglaubliches passiert. Das hübsche Königskind läßt seine goldene Spielkugel in einen Brunnen fallen. Ein Frosch holt sie wieder herauf gegen die – nicht ganz ernst gemeinte – Zusage des Mädchens, daß er ihr Gefährte sein dürfe. Widerwillig läßt sie ihn von ihrem Teller essen. Als er auch noch in ihr Bett will, platzt ihr der Kragen. Sie schleudert den garstigen „Wasserpatscher“ an die Wand. Da verwandelt sich der kalte Lurch in einen Königssohn mit „schönen und freundlichen Augen“.

„Langweilig“, urteilt Markus. Doch dann greift er als erster zu Pa-

pier und Pinsel, um das Gehörte umzusetzen. Kein freches Wort mehr, während er einen Brunnen aus massivem, schwarz-grauem Mauerwerk aufs Blatt streicht. Eine winzige Prinzessin blickt hilflos an dem unüberwindlichen Bollwerk empor.

Nicole dagegen rührt zögernd in den Farbtöpfen herum. Vier Tage später – die Chirurgen haben die defekte Herzklappe und das Loch in der Herzwand des Mädchen repariert – malt auch sie die Königs-tochter, in sattem Rot, bedrohlich, nackt, mit breiten Schultern. „Sieht aus wie ein Herz mit kleinen Füßen“, notiert die Heilpädagogin Claudia Broghammer. Das Symbolbild zu Papier zu bringen hat das Mädchen befreit. „Danach“, heißt es weiter im Protokollheft, „geht es Nicole sehr gut.“

Wo Wunsch und Wirklichkeit verschwimmen

Mysteriösen Einflüssen von Märchen auf die menschliche Psyche kamen Wissenschaftler über die Traumdeutung auf die Spur. Anfang des Jahrhunderts bemerkte Sigmund Freud, daß seine Patienten häufig Märchenmotive in ihre Träume einbauten. Der Psychoanalytiker sah darin irrationale, amoralische Wünsche der Kindheit wieder aufsteigen, die in das Unterbewußtsein verdrängt worden waren.

Carl Gustav Jung, der Begründer der Analytischen Psychologie, erweiterte diese individuelle Sicht. Er propagierte zusätzlich ein „kollektives Unterbewußtsein“ der Menschheit, das vererbte Muster enthalte – etwa den Glauben an einen Zauberer und die Angst vor einer Hexe. Solche „Archetypen“ tauchten nicht nur in Träumen auf, sondern eben auch in Märchen, Phantasien und Wahnideen aller Kulturen und Epochen.

Träume und Märchen gehorchen nicht den Gesetzen von Logik, Raum und Zeit. In ihrer magisch-mythischen Welt verschwimmen Wunsch und Wirklichkeit miteinander. Und sie sprechen eine Symbolsprache, die der Psychoanalytiker Erich Fromm für die „einzige universale Sprache“ hält, „welche die Menschheit je entwickelt hat“.

Im Alter zwischen drei und acht Jahren leben Kinder in diesem magischen Kosmos. Wenn die Psyche reift, wenn das mythische sich zum



Märchenmalerei: mit dem Pinsel Konflikte bewältigen



**Es war einmal
ein Himmelbett im
Klinikgarten**

»Der Königssohn war nun nach ihres Vaters Willen ihr Gemahl.« In der Märchenwelt kann jeder stark sein wie ein König, schön und gesund wie ein Prinz

realistischen Weltbild wandelt, verlernt das Bewußtsein die bildhafte Sprache. Zugleich entwickelt sich der kleine Egozentriker zum sozialen Wesen, gewinnt die bislang völlig von den Eltern abhängige Persönlichkeit eigene Konturen. Mehr als jede rationale Erklärung können Märchen von dem unvermeidbaren Kampf um Selbständigkeit erzählen, zum Beispiel vom Konflikt, sich einerseits von Vater und Mutter emanzipieren zu wollen, andererseits aber die Einsamkeit zu fürchten.

Ein umgedrehter Tisch dient als Brunnen

Krankheit ist ein zusätzliches Hindernis auf dem holprigen Pfad der Entwicklung. Monika Teluch aus dem heilpädagogischen Team will den Kindern helfen, auch dieses zu überwinden – ganz pragmatisch. Psychologisieren hat sie nicht im Sinn. Den Begriff „Märchentherapie“ scheut sie; zum Modewort sei er verkommen, ausgelaugt und inhaltsleer. Trotz knapper Zeit, eingezwängt zwischen Arztvisiten, Mahlzeiten und Behandlungsterminen der kleinen Patienten, kann die Erzieherin eine Menge ausrichten. Den Kindern genügt es, erklärt sie, „ein paar Minuten Phantasie haben zu dürfen. Sie nehmen sich dann aus den Märchen, was sie gerade brauchen.“

Kaum sind die Wasserfarben in der Märchenhütte trocken, holt Monika Teluch eine Aluminiumkiste hervor und zieht sie ins Freie. Eine halbe Stunde noch bis zum Mittagessen. „Das reicht“, meint sie. Wie hungrige Wölfe stürzen sich die Kinder auf den Kasten mit bunten Dekostoffen, Kordeln und Quasten. Fix entsteht eine Bühne. Ein umgedrehter Tisch, die Beine mit blauem Tuch umwickelt, dient als Brunnen. Ein grünes Laken wird zum Froschkostüm. Die Jungen und Mädchen stülpen sich papierene Krönchen auf den Kopf, hüllen sich in rotes Tuch und blaue Kunstseide.

Das Rollenspiel ist mehr als bloße Ablenkung. Vom „rauschhaften Abarbeiten der Ängste“ spricht der Märchenforscher Walter Scherf. Eine solche psychische Reinigung erlaube Kindern, innere Spannungen und Konflikte in Märchenwesen zu verlagern, sie sich damit bewußt zu machen und zu bewältigen.

Wie eingängig Märchenmotive für die kindliche Psyche sind, hat Kristin Wardetzky noch in der ehemaligen DDR untersucht. Die Theaterpädagogin, die mittlerweile an der Fachhochschule Darmstadt lehrt, gab 1550 Kindern im Alter zwischen acht und zehn Jahren die Anfänge von Phantasiegeschichten vor und ermunterte sie, diese fortzuführen. Von sich aus bauten die Schüler Figuren und Szenen ein, die auch in bekannten Märchen zentrale Rollen spielen: das Verschlungenwerden, den Drachentöter und die Verwandlung von Tieren in Menschen.

Kristin Wardetzky entlarvte auch die häufig vertretene These als falsch, aggressive Symbolik verleite Kinder zur Gewalt. Ihre jungen Märchenautoren setzten zwar, so beobachtete sie, grausame Szenen ein – als Ventil, um den in Schule und Elternhaus erfahrenen Druck abzulassen. Zur Durchsetzung eigener Interessen nutzten die Jungen und Mädchen dagegen vorwiegend gewaltfreie Strategien wie List, Gespräche oder Charme.

Die Fähigkeit, seelische Probleme in der eigenen Phantasie zu bewältigen, scheint allerdings beim westdeutschen Nachwuchs zu verkümmern. Nach der Wiedervereinigung untersuchte Kristin Wardetzky zusätzlich 800 Kinder aus Bremen, Hessen und Baden-Württemberg. „Deren Geschichten waren trivialer und viel weniger konflikthaft“, sagt sie und hat auch eine Erklärung parat: „Kinderbücher sind aufgemacht wie bunte Reiseprospekte: Hauptsache Spaß.“ Sie hielten kaum Modelle bereit, die beim Verarbeiten seelischer Notlagen helfen.

Die neunjährige Mona und der 13jährige Wolfgang können Hilfe gut brauchen: Sie sitzen auf der Eckbank im Zimmer 215 der Abteilung 2c, dem „Schauspielhaus“ der Erlanger Krebsstation. An den verchromten Infusionsständern, aus deren Vorratsflaschen unablässig Medikamente in ihr Blut träufeln, hängen Baseballmützen, das Markenzeichen der Krebskinder: Sie schützen den durch Chemotherapie kahl gewordenen Schädel vor Kälte und bewahren, wenn Besuch kommt, das Selbstwertgefühl. Monika Teluch erzählt ein Märchen, nicht irgendeines, sondern eines, das „Mona jetzt braucht“ – eine wenig bekannte Geschichte aus Siebenbürgen mit dem Titel „Die Königstochter in der

**Es war einmal
ein Kind, das ward
zum Frosch**

»Aber wenn du mich liebhaben willst und ich soll dein Geselle



und Spielkamerad sein.« Was sonst vielleicht unausgesprochen bliebe, äußert ein »Frosch« schon eher: den Wunsch nach Trost und Nähe



Figurenbasteln: Prinz und Prinzessin haben beneidenswert dichtes Haar

Es waren einmal drei kranke Puppenspieler

Flammenburg“: Auf dem Rücken eines sprechenden Stiers überwindet ein Hirtenknabe ein riesiges Gebirge und ein stürmisches Meer. Schließlich schlägt er dem Drachen, der die Prinzessin in seine Flammenburg entführt hat, mit einem Hieb alle zwölf Köpfe ab.

„Ganz nett“, murmelt Mona. Seit sechs Monaten kämpft sie mit Hilfe der Erlanger Ärzte gegen den Tumor in ihrem Nasen-Rachenraum – sechs Monate, in denen sie nur selten gelacht hat. Zögernd greift sie in den Berg aus bunten Stoffetzen, Holzstöckchen, Zwirn und Bast, der sich vor ihr auf dem Tisch türmt. „Ich bastel‘ die Prinzessin“, entscheidet sie nach langem Überlegen.

Fein dosiert läßt Gewalt sich verkraften

„Ist das Märchen nicht schrecklich?“ erkundigt sich Monika Teluch wie beiläufig. Kopfschütteln. Wohl kein Ungeheuer kann Mona mehr Angst einflößen als ihre Krankheit und deren Therapie: alle paar Wochen im Krankenhaus gefangen zu sein, Übelkeit, Schwindel und Injektionen zu ertragen, den Freunden mit kahlem Schädel gegenüberzutreten zu müssen, oft nur unter Schmerzen schlucken und sprechen zu können. Monas Drache ist der Tumor, und er hat es verdient, mit einem Hieb geköpft zu werden.

Kinder, gesunde wie kranke, können nicht vor der Erfahrung des Bö-

sen bewahrt werden. Dessen Existenz zu leugnen wäre töricht. Ebenso falsch, argumentiert der amerikanische Medienkritiker Neil Postman, sei jedoch auch die schroffe Enthüllung realer Grausamkeit. Der detailgetreu inszenierte Mord im Fernsehkrimi und mehr noch Dokumentationen über verstrahlte Kinder aus Tschernobyl zerstörten den Glauben an moralische Instanzen. Märchen sind anders: Sie scheuen nicht den Schrecken der Welt, verpacken ihn aber in eine phantastische Handlung, die stets ein gutes Ende nimmt. Das Happy-End stärkt die Zuversicht, daß Konflikte überwunden werden können. Die entspannte Situation beim Erzählen schafft Geborgenheit, in der sich Gewalt fein dosiert verkraften läßt.

Dennoch: Nur rund ein Fünftel der Grimmschen Märchen ist für Kinder geeignet, schätzt Margarete Möckel von der Europäischen Märchengesellschaft. Der Grund mag in der Herkunft des Genres liegen. Ursprünglich sollten die wundersamen Erzählungen Erwachsene unterhalten. Der Nachwuchs wurde erst im 19. Jahrhundert zur Zielgruppe, nachdem Hans Christian Andersen,

besonders jedoch Jacob und Wilhelm Grimm die mündlich überlieferten Volksmärchen gesammelt und als romantische Geschichten herausgegeben hatten.

Bald vereinnahmten Pädagogen die Grimmschen „Kinder- und Hausmärchen“, die in zwei Bänden 1812 und 1815 erschienen waren. Sie wollten mit diesem Fundus an einprägsamen Erzählungen, die in das Unterbewußtsein dringen wie Öl in die Haut, die kindliche Psyche nach bürgerlichen, religiösen oder politischen Idealen formen – angepaßt und gehorsam. Eine heftige Gegenreaktion folgte 160 Jahre später: Die „68er“ verdamnten Märchen in Bausch und Bogen als „reaktionär“.

Inzwischen hat sich das Genre von den ideologischen Vergewaltigungen erholt. Heute steht der psychotherapeutische, der heilende Aspekt im Vordergrund. Märchen helfen, ausländische Kinder zu integrieren, sie finden Anwendung in der Behindertenpädagogik und Altenbetreuung, in Sprecherziehung, Psychoanalyse, Erwachsenenbildung. Dafür gibt es historische Vorbilder: Das indische Panchatantra, eine zwischen dem 4. und 6. Jahrhundert entstandene Fabelsammlung, sollte drei geistig behinderte Prinzen heilen; Hindu-Mediziner und Medizinmänner der australischen Ureinwohner behandeln Neurosen mit Meditation über märchenhafte Geschichten.

Im Bann der „Flammenburg“ taut Mona auf. Sie erzählt von Haustieren, plaudert über Lieblingsfarben. Mit viel Geduld hat sie ihrer Prinzessin ein grünes Kleid aus Filz geschneidert. Zum Schluß drapiert sie ein dickes Büschel gelber Wollfäden auf dem blanken Styroporschädel der Puppe – ungeduldig, weil sie das goldene Haar, um das sie ihre Puppe wohl beneidet, nicht recht in Form bekommt. „Schick deine Prinzessin zu uns in die Klinik zur Chemotherapie“, feixt Wolfgang neben ihr, „dann hat sie keine Probleme mehr mit der Frisur.“ Dabei streicht er sich mit der Hand über den dünnen Flaum seiner endlich wieder wachsenden Haare, auf den er mächtig stolz ist. Mona lacht. Zum ersten Mal seit Wochen. □

Dr. Hans Haltmeier, 33, Vater von zwei Kindern, ist ein erprobter Geschichtenerzähler in GEO-Wissen. Seit August arbeitet der Biologe als Redakteur bei der Münchner Zeitschrift „Natur“. Die freie Fotografin **Susanne Feyll**, 33, lebt in Hamburg.

TOOLO

Das neue
DUPLO Toolo...



schraubt den
Bau- und
Spielspaß...



mit einem
„Klick“ in
die Höhe!



DUPLO Toolo – Die Idee mit dem Dreh.

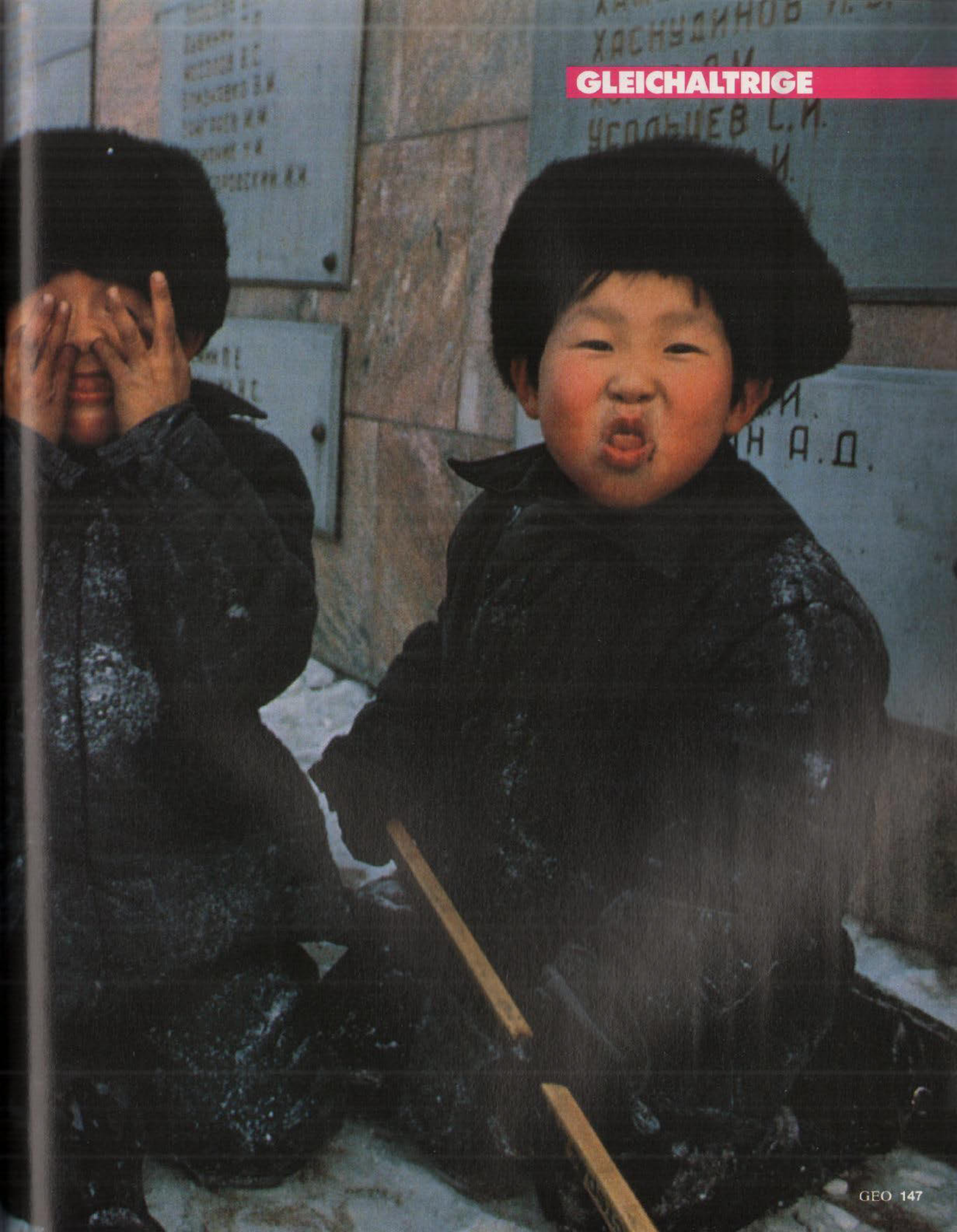




Im sibirischen Ulan Ude
nicht anders als in Ulm: Es
gibt einen Kosmos der
Kleinen, in dem Erwachsene
unerwünscht sind. Zumin-
dest nicht gebraucht werden.
Denn viel stärker, als bisher
angenommen wurde, lernen
Kinder von Kindern: so-
ziale Intelligenz, Menschen-
kenntnis und Normen

TRAU KEINEM ÜBER 13

GLEICHALTRIGE





ALTERSGENOSSEN beginnen schon sehr früh, Beziehungen miteinander zu flechten. Sie sind dabei

Manuel: „...dann schmeiß ich dich in'n Garten! Da heulste aber! Da falln dir die Augen raus!“

Simon: „...“

Manuel: „Und dann wächst dir 'ne ganz große Blume aus'm Bauch – sooo groß!“

Simon: „'ne kleine.“

Manuel (lauter): „'ne große!“

Simon (weinerlich): „'ne kleine.“

Manuel: „'ne groooße!!“

Simon: „'ne kleine.“

Manuel: „'ne groooßäääh!!!“

Simon (den Tränen nahe, zu mir): „Der soll nich' so schrein. So nah an mein' Ohr!“

KINDERSTUBE. Als jahrzehnte-weit entfernter Riese sitze ich dabei, weiß nicht recht, was ich verstehe und was ich nicht verstehe. Wie bei jedem Treffen sind die beiden dreijährigen Cousins intensiv miteinander beschäftigt, wild und surrealistisch. Was Spiel und was Ernst ist, was Streit, was einträchtiges Kaspern – ob die beiden das selbst immer so genau wissen?

Niemand muß den Jungen lange zusehen, um zu begreifen, daß sie miteinander ganz andere Erfahrungen machen als mit uns Erwachsenen. Doch im Drama des reifenden Kindes, wie Psychologen, Pädagogen und Psychoanalytiker es geschildert haben, spielten Gleichaltrige bis vor kurzem vielfach Nebenrollen. Die meisten Theorien kindlicher Entwicklung betonten den dominierenden Einfluß der Erzieher auf intellektuelle Fähigkeiten und Charakter. Geschwister etwa wurden vor allem als Rivalen um die Liebe und Aufmerksamkeit der Eltern betrachtet. Erst in der späten Kindheit und im Jugendalter schienen Altersgenossen – „Peers“ im Forscherjargon – wesentlich für das Lebensgefühl und die weitere Persönlichkeitsentwicklung zu werden.

Das Bild wandelt sich. Mehr und mehr beobachten Wissenschaftler das Treiben in Krabbelgruppen, Kindergärten und Schulen, analysieren per Video Streitigkeiten zwischen Spielkameraden, bitten Freundespaare zum Interview. Und reiben sich die Augen voller Erstaunen darüber, wie lange ihre Zunft den prägenden Einfluß Gleichaltriger unterschätzt hat: Eine Kultur für

sich ist die Kinderwelt, mit eigenen Werten, Sitten und Traditionen. Auf ganz andere Weise als im Kontakt mit Erwachsenen verhalten die Kinder sich hier – nicht als unmündige, unfertige Untertanen, sondern als gleichberechtigte Teilnehmer am Spiel des Lebens.

Miteinander und aneinander lernen sie, sich in komplizierten Beziehungsgeweben zu bewegen und zu behaupten, sich einzufügen und die anderen geschickt zu beeinflussen. Sie bekommen die für das Selbstwertgefühl so überaus wichtige Anerkennung von ihresgleichen, handeln Normen aus, streiten und vertragen sich. Sie lernen Anteilnahme und Hilfsbereitschaft, vielleicht Freunde zu gewinnen und an ihnen zu wachsen, gleichzeitig aber auch ihren Vorteil auf Kosten der anderen zu betreiben und ihnen auf immer gerissener Weise eins auszuwischen.

In dieser Schule des Menschseins sind Kinder Lehrer und Schüler zugleich. Und wer seine Lektionen im Kindesalter nicht lernt, wird wahrscheinlich, so legt eine Reihe US-amerikanischer Studien nahe, auch als Erwachsener Schwierigkeiten mit seinesgleichen haben – im Freundeskreis, in der Familie und nicht zuletzt im Beruf. Für das hochdifferenzierte Zusammenspiel von Selbst- und Menschenkenntnis, von Verstand und Gefühl haben Psychologen den Begriff „Soziale Intelligenz“ geprägt (siehe GEO-Wissen Nr. 3/1992 „Intelligenz + Bewußtsein“). Und immer mehr Forscher sind überzeugt, daß sich dieses Talent vor allem im Umgang mit Altersgenossen entwickelt.

ERINNERUNG. Es ist wohl das erste Bild in meinem Gedächtnis: meine Schwester im Glockenröckchen, tapsig in der Wohnzimmertür. Da muß sie ein Jahr alt gewesen sein



Selbsterfahrung: Zwei Jungen wollen hoch hinaus



VERTRAUEN

und das Erleben von Gleichheit gehören zu den Pfeilern einer autonomen Kinderkultur – wie der Austausch



und die Wahrung von Geheimnissen

und ich drei. Unsere Eltern dagegen sind zwar atmosphärisch präsent, jedoch nicht als Personen. Wenn in so vielen meiner ersten Erinnerungen vor allem andere Kinder vorkommen – ob das ein Nachhall ihrer damaligen Bedeutung für mich ist?

Der Drang zueinander, die Lust, sich zu verbinden und zu verbünden, scheint weit früher und stärker zu erwachen als bisher geahnt. Schon Babys bemerken einander und reagieren aufeinander. Sechsmonatige Winzlinge erkennen nach Beobachtungen von Hellgard Rauh, Psychologin an der Freien Universität Berlin, die anderen in ihrer Babygruppe und fühlen sich in diesem vertrauten Kreis wohler als unter fremden Säuglingen.

Einjährige spielen meist nebeneinander her, hie und da jedoch auch schon miteinander – in kurzen Sequenzen: Sie tatschen sich an, fassen sich in Augen und Nase, greifen nach der Rassel des anderen. Und manch ein Krabbelkind reagiert nicht nur auf Gesichtsausdrücke und Körpersprache von Erwachsenen: Wenn seinesgleichen das Gesicht verzieht, nimmt es ihm den Teddy vielleicht doch nicht weg.

Egoistisch, asozial und amoralisch seien kleine Kinder – so lautete lange die nahezu einhellige Meinung der Wissenschaftler. Sigmund Freud war überzeugt, daß Kleinkinder Gut und Böse nicht unterscheiden könnten, da sich ihr „Über-Ich“ erst mit vier bis sechs Jahren bilde. Und Jean Piaget, dessen Theorien die Entwicklungspsychologie bis vor kurzem dominiert haben, sprach vom „egozentrischen“ Kind. Bis zum Alter von sechs oder sieben Jahren sei es unfähig, sich in andere Menschen hineinzuversetzen und deren Weltsicht, Gefühle und Bedürfnisse zu verstehen.

Wer Kinder kennt, der weiß, daß Freud und Piaget nicht ganz unrecht hatten. Doch inzwischen sehen viele Forscher ein, daß die Kleinen besser sind als ihr Ruf. Bereits Eineinhalb- bis Zweijährige wissen nicht nur ihren Teddy rührend zu trösten, sondern auch andere Kinder oder ihre Eltern. Sie streicheln und bedauern, pusten die Schmerzen weg, erfinden aufmunternde Scherze und machen Faxen, zeigen etwa ihren dicken Bauch, über den die Erwachsenen sonst so gern lachen. Allerdings: Nicht alle Kinder können sich in den Kummer anderer einfühlen

und empathisch reagieren – auch manche Erwachsene sind ja unfähig dazu.

Offensichtlich lernen die „lieben Kleinen“ jedoch nicht nur Hilfsbereitschaft. Zunächst auf die plumpe Tour, dann immer trickreicher wissen sie ihre Mitmenschen zu ärgern und ihnen weh zu tun. Was könnte gegensätzlicher sein als der Wunsch, anderen Freude zu machen, und die Lust an der Bosheit? Und doch wächst beides aus derselben Wurzel – der Fähigkeit, die Empfindungen anderer zu verstehen und zu beeinflussen. Kinder, die viel mit ihresgleichen zu tun haben, scheinen besser und schneller als andere die Rolle und Bedeutung der Gefühle im Zusammenleben zu begreifen.

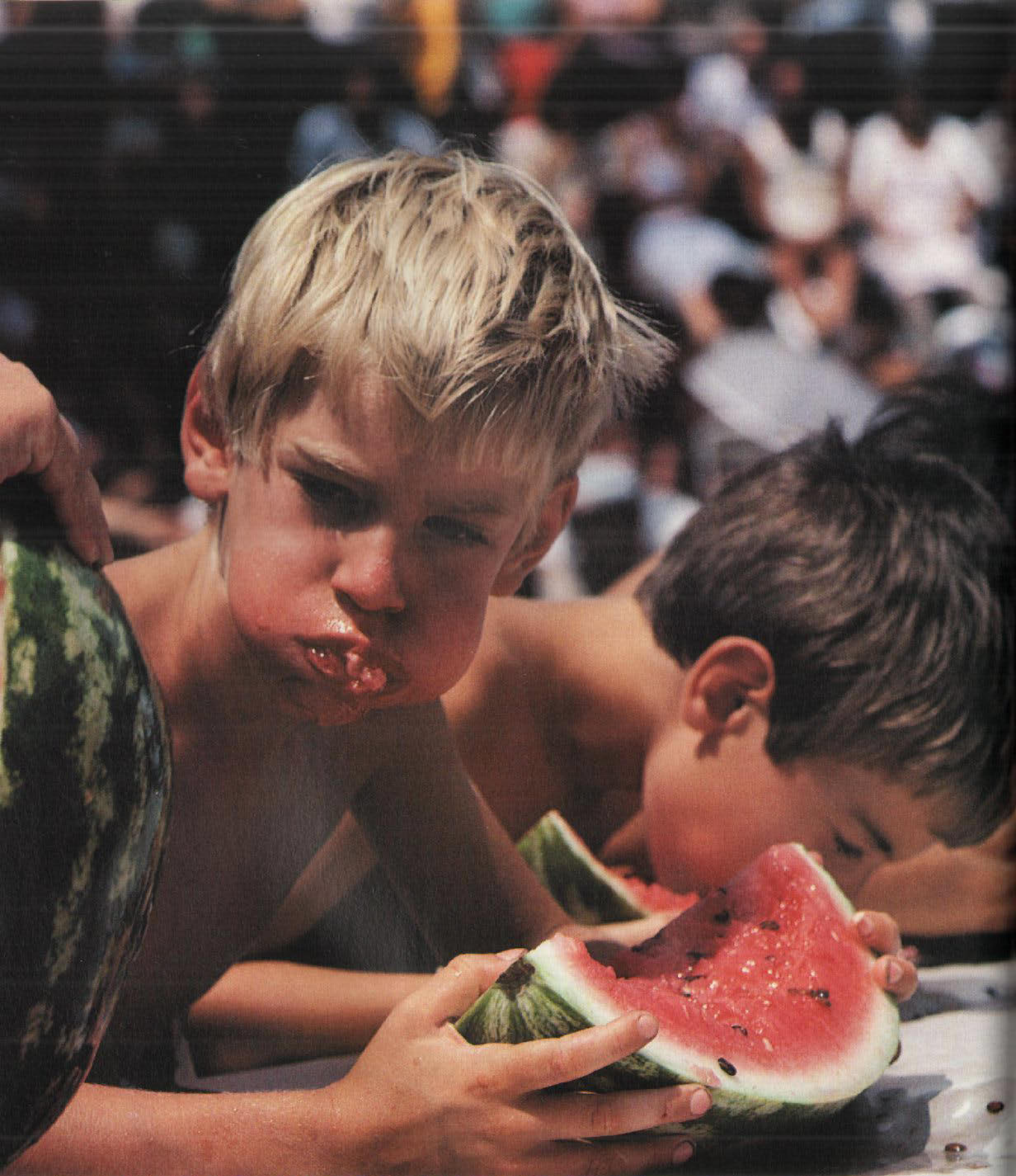
ANBANDELN. Vielleicht fünfjährig, sehe ich auf dem Balkon gegenüber zum erstenmal den kleinen Sohn der neuen Nachbarn. „Wie heißt du denn?“ rufe ich hinüber – da dreht er sich um und geht wortlos ins Haus. So heißt er halt fürs erste „Derjungedernichtheißt“.

Kontaktaufnahme will gelernt sein. Anfänger – und manche bleiben das ein Leben lang – drängen sich den Objekten ihrer Zuneigung plump auf. Doch feinfühligere Kinder merken bald, daß sie damit wenig Anklang finden, und wissen es schlauer anzustellen. Schon das „Parallelspiel“, vor kurzem noch als Indiz der Ungeselligkeit verrufen, dient oft der behutsamen Annäherung: Kinder, die scheinbar unabhängig im Sand buddeln oder ihre Autos schieben, können durchaus miteinander beschäftigt sein, ihre Tätigkeiten zwanglos „synchronisieren“ und ihr Zusammensein genießen.

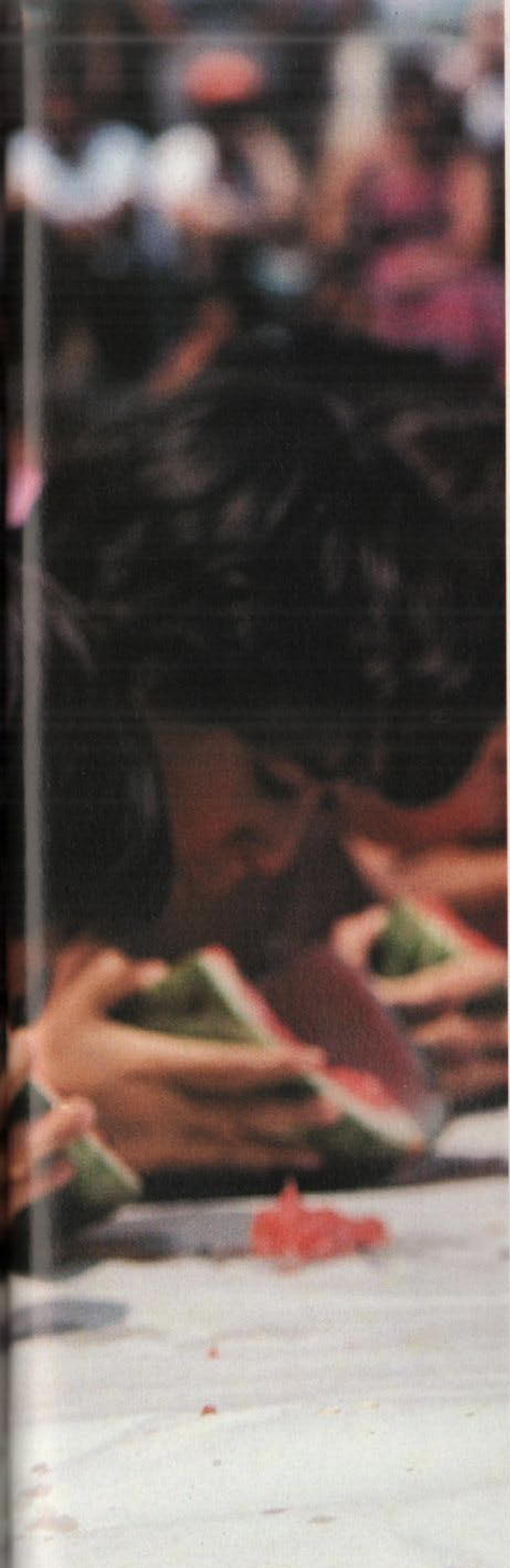
Schon im zweiten Lebensjahr geht das Parallelspiel immer häufiger in gemeinsames Spiel über. Vor



Gruppendynamik: Besprechung unter acht Augen



ERFAHRUNGSHUNGER stillen Kinder gern in der Gruppe. Denn sie wollen sich verbünden, auch



allem kleinere Kinder, die noch nicht gut sprechen können, nehmen Fühlung, indem sie zunächst abwartend zuschauen, dann vielleicht den Partner imitieren oder ihm ein Spielzeug anbieten. Nach und nach lernen sie immer geschicktere Strategien, sich Kameraden zu empfehlen – in einem komplexen Prozeß, der stets aufs neue die Entwicklung ihrer sozialen Fähigkeiten stimuliert.

Denn Kinder müssen immer wieder Anschluß an Spielpartner suchen. Es gibt kaum stabile Gruppen, die Beziehungen untereinander sind, wie der Berliner Soziologe Hans Oswald betont, eher lose „Geflechte“, in denen die einzelnen sich in wechselnden Kombinationen zusammenfinden. Je jünger die Jungen und Mädchen, desto eher suchen sie auch Kontakt zu etwas Älteren – wohl, um von deren größerem Wissen zu profitieren. Diese Verbünde sind es, in denen die autonome Kinderkultur gedeiht, in denen Spiele und Abzählreime über Generationen fortleben.

Diese Kultur ist jedoch alles andere als starr. Bereits Vierjährige schaffen sich ihre Normen selber und verändern sie je nach Situation. Nach Beobachtungen des US-Psychologen William Charlesworth muß sich ein Kind während des Spielens ungefähr einmal pro Minute mit Kameraden auseinandersetzen, um seine Ziele weiter verfolgen zu können. Kleinere Kinder versuchen ihren Willen oft mit blanker Despotie durchzusetzen, ältere merken bald, daß Beliebtheit größeren Einfluß verschafft.

LIEBLINGSSPIEL ÄRGERN: Immer tiefer eingeritzt und immer neu mit Tinte eingefärbt, teilt in der dritten Klasse ein Strich die Schulbank – die Reviergrenze zwischen Arno und mir. Wer den anderen provozieren will, braucht nur eine Fingerspitze in Feindesland vorzuschieben. Unvergessen ist der Bleistift, den Arno mir beim Hinsetzen so hinhält, daß er sich schmerzhaft in meinen Hintern bohrt.

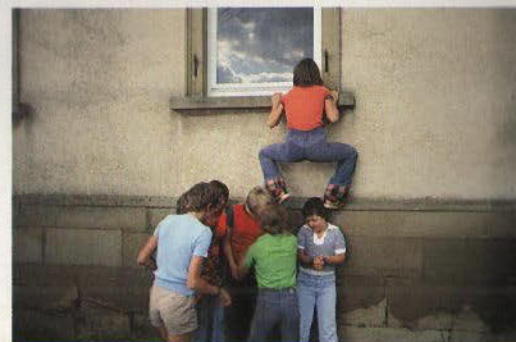
Auch solche „Interaktionsformen“ haben Psychologen zu erkunden versucht. Besonders oft sahen sie – wen wundert's – die beliebte „Gewalt gegen Sachen“. Auch die Kunst der Beleidigung blüht. In primitives Schimpfen verfallen jedoch eher Kinder, die sich wehren. Angreifer suchen oft die schwache Stel-

le des anderen und warten auf den günstigen Zeitpunkt, um ihn so geschickt zu demütigen, daß er aus Angst vor einer Eskalation zu keiner Revanche fähig ist.

Auch die Hilfe eines Erwachsenen, also eines Außenseiters, zu suchen ist dem Opfer verwehrt. Denn Petzen gehört hier zu den Todsünden. Unbeliebter können Kinder sich unter ihresgleichen kaum machen. Der Verrat verletzt, was ihnen heilig ist: die Unabhängigkeit und Autonomie ihrer Welt. „Erwachsene nicht erwünscht“ – das gilt nicht nur dort, wo der Spott über die Lehrer blüht, wo Comic-Heftchen, Videos oder später Joints kreisen. Kinder brauchen und verteidigen ihre Jagdgründe, ihre Freiheit, ihre gemeinsamen Geheimnisse.

So banal, wie es uns Erwachsenen manchmal erscheint, sind die Funktionen dieser abgeschotteten Gesellschaft jedoch nicht. Der Umgang mit ihresgleichen, meinen viele Forscher, sei es letztlich, der Kinder moralisches Empfinden lehrt – und nicht vor allem das Vorbild der Erzieher. Eltern und Lehrer leben in einer anderen Welt; sie erlassen zwar Gebote wie: „Du sollst nicht stehlen! Du sollst nicht lügen! Du sollst deiner Schwester nicht weh tun!“ Doch erst im Kontakt mit Gleichaltrigen schleifen sich, sagt Hans Oswald, die Normen auf ein handhabbares und für alle gültiges Maß ab. Es liegt Kindern darum deutlich näher, die Taten von Kameraden gemäß den gemeinsam ausgehandelten Regeln zu bewerten, als die angeblichen Vorbilder nach deren Geboten moralisch zu beurteilen. Auch scheinen sie an den Reaktionen der Altersgenossen besser abschätzen zu können, wie weh oder wohl sie anderen tun.

Im Fluß der gemeinsamen Aktivitäten schärfen Kinder auch ihr

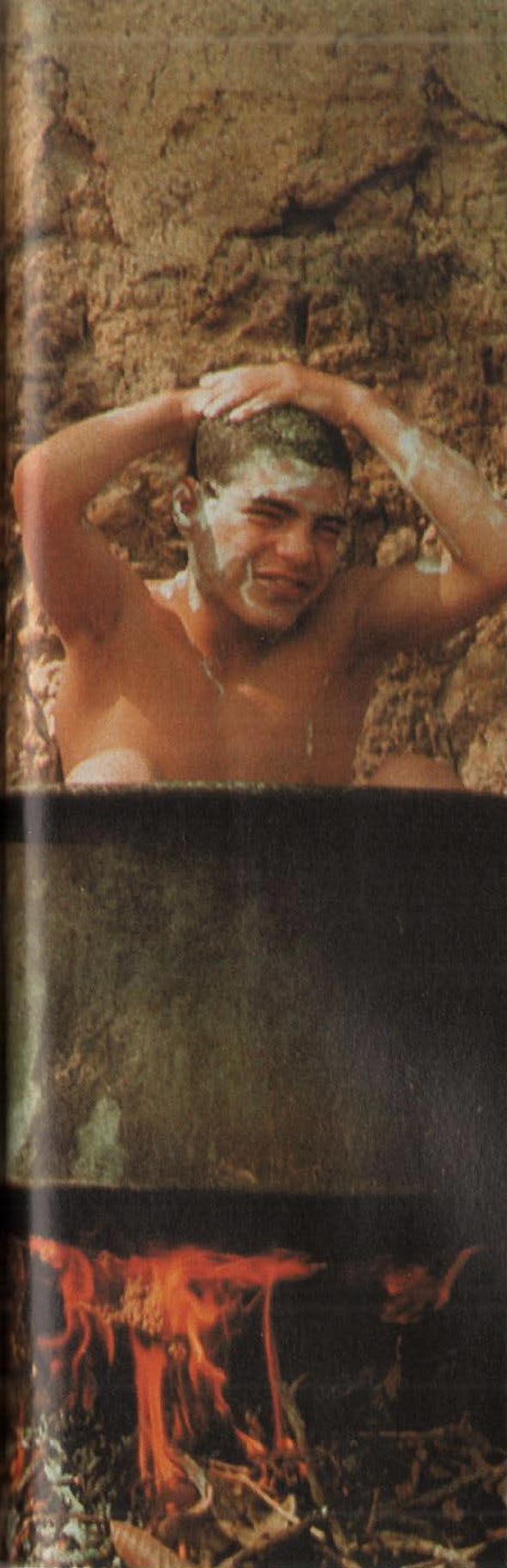


Neugier: Lust auf die eigene Welt-Anschauung

unabhängig vom Wertesystem der Erwachsenen



GEMEINSAMES HANDELN gibt Gleichaltrigen, wie den iranischen Jungen im Bad,



zuber, Halt. Und ist die Basis für die Entfaltung von Eigenart

Geschick, soziale Standards zum eigenen Vorteil auszunutzen, zu umgehen oder gar listig zu verändern. Albereien wie Rangeln und Schubsen, scherzhaftes Ärgern sowie neckende Knüffe und Tritte sind um so aufregender, je näher sie der Grenze von Spaß und Ernst kommen. Der spielerische Bruch von Normen, das Austesten des gerade noch Erlaubten gibt ihnen Würze. So grob solche Spiele zu sein scheinen – ebenso wie der Streit fördern sie die Entwicklung des zwischenmenschlichen Feingefühls letztlich mehr, als wir ihnen auf den ersten Blick zutrauen.

MUTPROBE für die bösen Buben, zu denen ich leider nie gehört habe: Man schleicht auf den streng von einem Lehrer bewachten „Mädchenschulhof“, zieht geschwind an einem Pferdeschwanz und verduftet. Ein einziges Mal will auch ich beim frechen Spiel dabei sein. Doch die Maid, an deren Zopf ich zupfe, dreht sich blitzschnell um und schickt mich mit einem gezielten Schlag zu Boden.

Inzwischen gibt es Koedukation, doch auch heute spielen Mädchen und Jungen meist getrennt voneinander ihre typisch milden oder typisch wilden Spiele. Der Kontakt auf dem Schulhof beschränkt sich im wesentlichen auf Hänseleien und Fangspiele: In der einen Pause jagen die Jungen die Mädchen, in der nächsten ist es umgekehrt. Einem allzu aufdringlichen Kerl kann es jedoch leicht passieren, daß er von einer Mädchenkoalition vermöbelt wird.

So gut und wichtig solch gegenseitiger Beistand ist: Die Hilfsbereitschaft Gleichaltriger ist nicht immer nur eine reine Wohltat. Daß jemand um Beistand bittet – „Hast du mal 'n Lineal?“ –, ist eine günstige Gelegenheit, ihn ein bißchen herabzusetzen, ihn zappeln zu lassen und ihm schließlich gönnerhaft zu überlassen, was er braucht. Umgekehrt kann auch das ungefragte Anbieten von Unterstützung zu einer schroffen Reaktion des eigentlich bedürftigen Mitschülers führen, der die Offerte als versuchte Demütigung auffaßt.

Zwei Fünftel aller Hilfeleistungen waren, so fanden Hans Oswald und sein Kollege Lothar Krappmann bei ihren Beobachtungen in Berliner Grundschulklassen vom vierten bis zum sechsten Jahrgang

heraus, in irgendeiner Weise „problematisch“. Situationen, in denen jemand Hilfe braucht oder Hilfe gibt, schaffen schließlich per se die von Kindern verabscheute Ungleichheit. Da schien es für zehnjährige Jungen allemal einfacher zu sein, statt eines Geschlechtsgenossen ein Mädchen um Hilfe zu bitten, von dem er sich ohnehin unterscheidet. Doch im Lauf der beiden untersuchten Jahre lernten fast alle Kinder, mit diesen Bewährungsproben für ihre Soziale Intelligenz umzugehen.

Wenn dem Hilfsersuchen ein selbstverständliches Gewähren folgt, wenn Angebote dankbar angenommen werden, wenn also Attacke und Gegenattacke gut überstanden sind, wird vielleicht aus dem Banknachbarn eines Tages mehr: ein Freund. Die Bedeutung dieses Begriffes wandelt sich gegen Ende der Grundschulzeit stark. Für jüngere Kinder ist es einfach der gewohnte Spielkamerad. Doch schon Zehnjährige verlangen auch gemeinsame Interessen und Überzeugungen, und 13jährige – vor allem Mädchen – wünschen sich Verständnis und Intimität von Freund oder Freundin. Oft sind sie mit dem Gefährten vertrauter als mit der Mutter, wie differenzierte Fragebogenstudien erweisen. Und daß Kinder und Jugendliche, die einen guten Freund haben, zwischenmenschliche Probleme im psychologischen Test reifer diskutieren, daß sie altruistischer sind – wen überrascht es?

Doch die Selbstlosigkeit gilt bisweilen gerade für den Freund nicht. Die Gefährten helfen einander manchmal weniger als nichtbefreundete Kinder, so das verblüffende Ergebnis einer Reihe von Untersuchungen. Zwar freuen sie sich durchaus über Leistungen ihres Partners und sonnen sich gern im



Cliquenwirtschaft: off limits für Erwachsene



SELBSTBEHAUPTUNG

trainieren Heranwachsende in vielen Situationen. Meist unauffällig, und



manchmal drastisch wie diese Kreuzberger Mädchengruppe

Widerschein seines Erfolgs. Doch eifersüchtig, wenn nötig mit allen Tricks und Finten, suchen sie, sagt Maria von Salisch von der Freien Universität Berlin, zu verhindern, daß der Herzensbruder in einem „Selbstwert-relevanten“ Bereich überlegen wird. Wenn beide abwechselnd im Tor der Handballauswahl stehen – kein Problem. Doch wenn der eine als ewige Nummer zwei frustriert auf der Bank sitzt – das ist konfliktträchtig.

EIGENE WEGE. „Erst 14 und schon Existentialist.“ Der frühreife Franz Josef – „hinten F und vorne F“ – fasziniert mich. Stundenlang lesen wir uns gegenseitig unsere Gedichte vor, er mir gar sein Tagebuch voll finsterner Meditationen. Und wenn wir beide dann mit „Pietsch“, „Jimmy“ und „Eule“ zusammenhocken und ewig über Lehrer, Fußball und Musik schwadronieren, werfen wir uns vielsagende Blicke zu.

Daß Pubertierende am liebsten in Cliquen zusammen seien, daß sie ihre Eltern eher als Gefängniswärter denn als Vertraute betrachteten, sind zwei weitverbreitete Vorurteile über die uns so unzugängliche Jugendwelt. Doch die umfassendste Jugendbefragung der letzten Jahre, die Shell-Studie 1992, zeichnet ein anderes Bild: Nur 39 Prozent der 15- bis 17-jährigen im Westen gehören einer Clique an. Und die Eltern sind keinesfalls abgemeldet, denn rund die Hälfte aller Jugendlichen haben sowohl zu ihren Eltern als auch zu den Gleichaltrigen ein gutes Verhältnis, für mindestens genauso viele sind Vater und besonders Mutter „sehr wichtig“.

Zudem sind die meisten Gruppen nicht besonders stabil, sondern lediglich lockere Zusammenschlüsse. Häufig bilden sie sich im frühen Jugendalter. Wenn die Kindheit zu Ende geht, wenn Bart und Busen wachsen, wenn die Spiele dem gemeinsamen Musikhören weichen, wenn die lange so erstrebenswerte Erwachsenenwelt plötzlich in beängstigende Nähe rückt, bietet vielen der intensive Kontakt mit Gleichaltrigen Halt.

Dabei scheint eine gewisse Konformität mit den Freunden, mit der Clique oft Pflicht zu sein. Mit dem Argument „Aber das haben doch alle“ versuchen Teenager, ihre extravaganten Wünsche durchzusetzen; sie scheinen plötzlich eine Uni-

form zu tragen, verfallen in einen Geheimjargon und gleichen ihren Musikgeschmack mit dem der Kumpeis ab.

Solch gruppenkonformes Verhalten begünstigt, fürchten viele Eltern, Drogenmißbrauch, Gewalt, Vandalismus und halsbrecherische Mutproben. Doch die Verführbarkeit Jugendlicher wird offenbar überschätzt: Heranwachsende geraten nur dann in „schlechte Gesellschaft“, schreibt Hans Oswald in der Shell-Studie, wenn das Elternhaus für sie ein schlechtes Zuhause ist. Nur bei einer kleinen Minderheit sei das Verhältnis zu den Eltern so zerrüttet, daß andere Jugendliche einen nachhaltig negativen Einfluß auf die Entwicklung nehmen könnten.

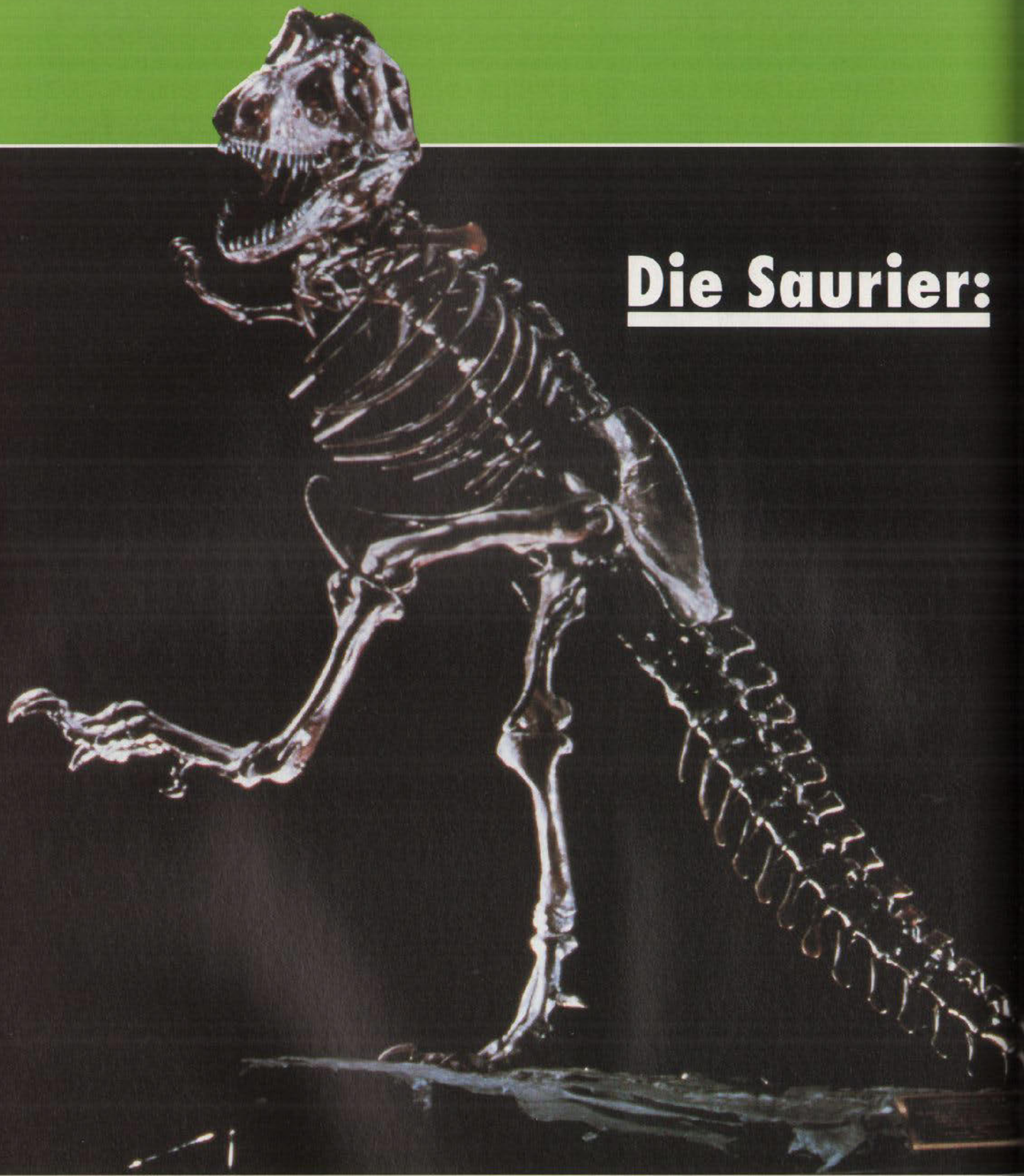
Die kollektiven Normen wurden bisher auch als einer der Hauptgründe gewertet, daß Cliquen für ältere Jugendliche eine abnehmende Rolle spielen: Das wachsende Bewußtsein, ein einzigartiges Individuum auf einem eigenen Lebensweg zu sein, habe manchem auch die Standards der Gruppe verdächtig gemacht. Doch die Shell-Studie zeigt einen neuen Trend. Zunehmend gehören auch noch junge Erwachsene, oft gemeinsam mit ihren Ehepartnern, Cliquen an.

GLEICHALTRIGE. So wichtig eine liebevolle Atmosphäre im Elternhaus für den Start ins Leben ist, so stark Erwachsene ihre Kinder durch beständiges Beispiel beeinflussen und formen können, so sehr die Kleinen von den Großen eine Erklärung der Welt brauchen – letztlich bleiben alle Bemühungen der Eltern Rohmaterial, aus dem sich die Sprößlinge ihr eigenes Weltbild zurechtzimmern. Denn Kinder erziehen sich zum guten Teil selbst und gegenseitig. □

Franz Mechsner hat auch die Reportage über geburtsblinde Kinder verfaßt.



Konformität: Schulter-schluß macht stark



Die Saurier:

Vietnam: Das Schicksal der letzten Dschungel-Krieger

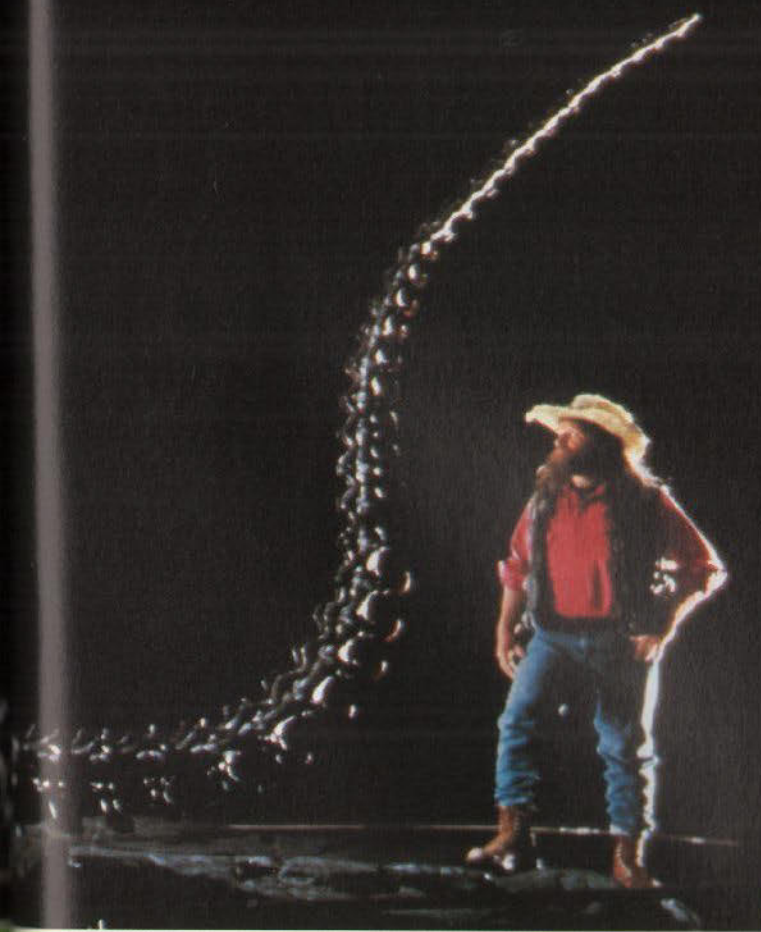
Ernährung: Machen „Light“-Produkte wirklich schlank?

Kakteen: Der Schatz in der Wüste

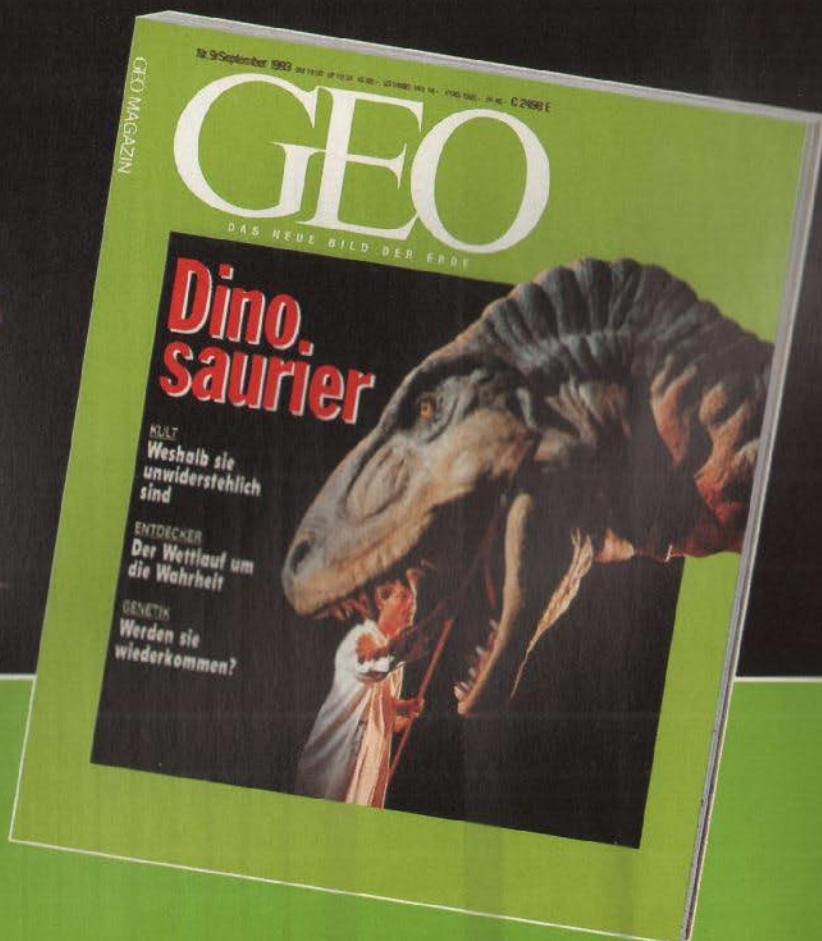
GEO

Das neue Bild der Erde

Dichtung und Wahrheit



Im neuen Heft



A-Z

*Kursiv gedruckte Wörter
sind Querverweise auf andere
Stichwörter des Glossars*



Glückliche Mutter: Die Chance, ein Baby adoptieren zu können, ist gering

Adoption

ist für unfruchtbare Paare die einzige Chance, doch noch Eltern zu werden. Die Zahl der Adoptionswilligen übersteigt die Zahl der freigegebenen Kinder allerdings bei weitem: Rund 20 000 Anträge werden jährlich in den alten Bundesländern gestellt. 1990 vermittelten Jugendämter sowie die autorisierten Stellen der Kirchen und Wohlfahrtsverbände aber nur 6947 Mädchen und Jungen – darunter 561 der am meisten gewünschten Säuglinge unter einem Jahr. 1150 der Kinder stammten nach offiziellen Angaben aus dem Ausland.

Adoptivväter und -mütter fürchten oft ein Leben lang, ihren Zögling an die leiblichen Eltern zu verlieren. Trotzdem sollten sie, so raten Psychologen, das Kind über dessen Herkunft aufklären – allerdings niemals vor dem Schulalter. Und sie sollten es unterstützen, wenn es später seine leiblichen Eltern suchen will. Das Wissen über die eigenen Wurzeln hilft diesen jungen Menschen, zu sich selbst zu finden. Denn offenbar leiden sie stärker als andere unter Trennungsängsten, Identitätskonflikten und Selbstwertkrisen.

Behaviorismus

heißt eine 1913 von dem US-Psychologen John Watson begründete Strömung der Psychologie. Im *Erbe-Umwelt-Streit* waren die Behavioristen der Ansicht, allein die Umwelt bestimme das Verhalten von Mensch und Tier. Seit den dreißiger Jahren hat vor allem Burrhus Skinner die Theorie weiterentwickelt. Er behauptete, nahezu jedes Verhalten könne durch äußere Reize – Belohnungen oder Bestrafungen – „geformt“ werden, zum Beispiel *Gehorsam* von Kindern. Gefühle und Motive einer Person spielten dabei keine Rolle. Der Behaviorismus hat an Bedeutung verloren, seit Forscher von



Protagonist des umstrittenen Behaviorismus: Burrhus Skinner behauptete, nahezu jedes menschliche Verhalten könne durch äußere Reize »geformt« werden

AMNESIE

Das Geheimnis des Vergessens

Groucho Marx: „Chicolino, wann bist du geboren?“ Chico: „Ich weiß nicht mehr, ich war damals ja noch so klein.“ Die Marx Brothers, Hollywoods frühe Film-Anarchisten, bringen es auf den Punkt: Nur mit einem Achselzucken antworten Erwachsene gewöhnlich auf die Frage, was ihnen aus ihren ersten zwei bis drei Lebensjahren einfalle. Ereignisse aus dem Alter von drei bis fünf Jahren tauchen immerhin schon vereinzelt aus dem Nebel des Vergessens auf. Die Zeit nach dem fünften bis sechsten Geburtstag ist dann nachhaltiger haften geblieben.

Mit Altersvergeßlichkeit hängt dieser Gedächtnisschwund – die infantile Amnesie, wie die Mediziner sagen – indes nicht zusammen. Denn schon Jugendliche und junge Erwachsene müssen bei Fragen nach ihrer frühen Kindheit passen: Obwohl schon lange bekannt, bereitet dieses Phänomen Forschern bis heute Kopfzerbrechen: Gibt es wirklich keine Erin-

Adressen

**Aktionskomitee
Kind im Krankenhaus**
Kirchstraße 34
61440 Oberursel
Tel. 06172/30 36 00

**Bundesverband
Alleinstehender Mütter
und Väter**
Von-Groote-Platz 20
53173 Bonn
Tel. 0228/35 29 95

Bundeselternrat
Hamburger Straße 31
22083 Hamburg
Tel. 040/291 88 35 27

**Bundesverband der
Pflege- und Adoptiveltern**
Roggenmarkt 9
48143 Münster
Tel. 0251/459 40

**Deutsches
Kinderhilfswerk**
Rungestraße 20
10179 Berlin-Mitte
Tel. 030/279 56 56 78

**Deutscher
Kinderschutzbund**
Schiffgraben 29
30159 Hannover
Tel. 0511/32 91 35

SOS-Kinderdorf
Renatastraße 77
80639 München
Tel. 089/12 60 60

terre des hommes
Ruppenkampstraße 11
49084 Osnabrück
Tel. 0541/710 10

**Deutsches Komitee für
Unicef**
Höninger Weg 104
50969 Köln
Tel. 0221/93 65 00

den sechziger Jahren an immer deutlicher zeigten, daß menschliches Verhalten sich nur in Zusammenhang mit geistigen Prozessen erklären läßt. Weniger Erfolg als erhofft hatten auch Lernprogramme, die auf Skinners Thesen beruhten.

Bettnässen

Zehn Prozent der Schulanfänger und immerhin noch rund drei Prozent der Zwölfjährigen nassen nachts ein. Doch nur wenige der Kinder leiden an organischen Defekten. Manche Fachleute sehen als Ursache allein psychische Belastungen – etwa Eifersucht auf ein neugeborenes Geschwister oder enormen Leistungsdruck in der Schule. Hinter der Störung kann aber auch eine verzögerte Reifung bestimmter Strukturen des Zentralnervensystems stecken. Als Folge schlafen ältere Kinder so tief, daß der Alarm „Blase

voll“ nicht bis in ihr Bewußtsein dringt.

Mediziner raten Eltern davon ab, ihre Sprößlinge auf eigene Faust zu kurieren – etwa mit abendlichem Trinkverbot, der „Klingelmatratze“, die das Kind zu einer festgelegten Zeit für ein „kleines Geschäft“ wecken soll, oder gar mit Prügel: Eine Therapie sei sinnvoll nur in Zusammenarbeit mit Ärzten und Psychologen. Allerdings verstreichen aus Scham- und Schuldgefühlen oft Jahre, bis Väter und Mütter mit bettnässenden Kindern einen Therapeuten aufsuchen.

Bonding

Wenige Stunden nach der Geburt kann das Leben eines Neugeborenen schon verpfuscht sein – das jedenfalls besagt in zugespitzter Form die inzwischen umstrittene Theorie des „Bonding“ (engl. für: eine Bindung aufbauen). Sie geht

GLOSSAR

zurück auf eine amerikanische Untersuchung aus den siebziger Jahren an insgesamt 28 jungen Müttern. Dabei durfte die Hälfte der Frauen das Kind nach der Entbindung eine Stunde lang behalten und auch an den darauf folgenden Tagen intensiv umhengen, die Kontrollgruppe hingegen bekam ihr Baby – wie damals noch üblich – nach der Geburt nur kurz und später lediglich zum Füttern.

Die Forscher führten Entwicklungsprobleme sowie spätere Unterschiede in der Mutter-Kind-Beziehung allein auf die kürzere Betreuungzeit zurück. Kritiker monieren jedoch, daß sich die Auto-

ren zu stark von Tierstudien hätten leiten lassen. Zudem sei die Zahl der untersuchten Frauen zu klein und die Beobachtungsdauer zu kurz gewesen.

Gleichwohl hat die Theorie des Bonding die medizinische Praxis stark verändert. Inzwischen können Frauen ihr Kind im Kreißsaal bei sich behalten. Auch „rooming-in“, also die Unterbringung des Neugeborenen neben dem Wochenbett, wird von vielen Kliniken angeboten. Die Kehrseite der Medaille sind jedoch Schuldgefühle und Ängste von Frauen, die sich ihr Kind nicht auf den Bauch legen können – etwa nach einem Kaiserschnitt.

nerungen? Oder sind sie nur verschüttet? Auf jeden Fall handelt es sich, wie der amerikanische Psychologe Norman Spear bemerkt, um „ein Problem, bei dem die Anzahl der plausiblen Theorien die der gesicherten Befunde bei weitem überschreitet“.

Einen frühen Erklärungsversuch wagte Sigmund Freud, der hinter den Gedächtnislücken einen Verdrängungsprozeß wähte. Tabuisierte sexuelle Wünsche und Aggressionen, vermuteten er und seine Jünger, blockierten die Erfahrungen aus den ersten Jahren. Eine Psychoanalyse sollte die frühkindlichen Eindrücke freisetzen können. Ein vergebliches Unterfangen: Selbst nach Jahren auf der Couch bleibt der Fundus der Erinnerungen verschlossen.

Heute spekulieren Wissenschaftler darüber, daß bei der infantilen Amnesie soziale, emotionale und kognitive Kräfte zusammenwirken, wobei sich kaum etwas darüber sagen läßt, welche Rolle die einzelnen Faktoren im Detail spielen. So betont eine Theorie, die in jüngster Zeit Aufmerksamkeit erregt hat, die Entwicklung unterschiedlicher Gedächtnissysteme und den Spracherwerb bei Kindern.

Schon von Geburt an, behaupten die US-Psychologen David Pillemer und Sheldon White, speichern wir Erinnerungen als undifferenzierte Bilder und Emotionen. Erst nach Erlernen der Sprache, im Alter von dreieinhalb bis vier Jahren, funktionieren unsere „autobiographischen“ Gedächtnis. Dieses System bewahre Erlebnisse, über die Kinder etwa mit ihren Eltern sprechen. Und nur diese in Erzählform codierten Erinnerungen könne der einmal auf Sprache getrimmte Mensch später wieder abrufen. Zwei bis drei Jahre vergingen, bis dieses verbale Gedächtnis ausgereift sei. Des-

halb, folgern Pillemer und White, nehmen bereits vereinzelte Szenen aus dem dritten bis fünften Lebensjahr Konturen an. Die Grenzen unserer Sprache sind die Grenzen unserer Welt, behauptete der Philosoph Ludwig Wittgenstein – also auch unserer Gedächtniswelt?

Die kanadischen Psychologen Mark Howe und Mary Courage bezweifeln diese These. Sie sehen nur „wenig zwingende Beweise“ für die Existenz mehrerer Gedächtnissysteme.

Für die Forscher entstehen erste biographische Erinnerungen in einer anderen, ebenfalls variablen Entwick-

lungsphase – mit der Entdeckung des „eigenen Ichs“. Mit 18 bis 24 Monaten erkennen Babys ihr Gesicht im Spiegel, fast zur gleichen Zeit kommt ihnen das erste „Ich“ über die Lippen.

Nicht am Erinnerungspotential an sich, so Howe und Courage, fehlt es also einem Kleinkind, sondern am Bezugsrahmen, der eine Erinnerung als „persönlich“ markiert. Bevor ein Individuum sich nicht als selbständig in Raum und Zeit wahrnehme, speichere es zwar Erlebnisse, könne sich aber daran nicht als etwas erinnern, das ihm selbst passiert ist.

Klaus Wilhelm



Erst wenn Kinder sich im Spiegel erkennen, mithin ihr »Ich« entdeckt haben, werden nach einer Theorie kanadischer Psychologen Erinnerungen im Gedächtnis gespeichert

Kinder denken anders



**Der ungeschulte Kopf
Wie Kinderdenken**
Howard Gardner

320 Seiten, Linson mit Schutzumschlag,
DM 48,-/öS 374,-/sFr 49,40

Kinder wissen zwar nicht, wie der Blutkreislauf funktioniert. Aber sie haben erfahren, daß es aus der Haut blutet, wenn man sich verletzt. Sie schaffen sich ihre eigene Theorie über biologische Vorgänge.

Howard Gardner zeichnet ein faszinierendes Bild dessen, was im Kopf eines Kindes geschieht. Es ist bekannt, wie wenig Schüler aller Altersstufen eigentlich vom Stoff verstanden haben, der ihnen von der Schule nähergebracht werden soll. Gardner stellt die Behauptung auf, Kinder entwickelten groß angelegte, wenn auch primitive Theorien, um sich einen Reim auf ihre Umwelt zu machen. Und diese frühen Vorstellungen werden niemals wirklich vergessen.



Klett-Cotta



Mit Daumen oder Schnuller spenden sich Kinder selber Trost – manchmal bis ins Schulalter

Daumenlutschen

Mit Daumen und Schnuller befriedigen Kinder den in den ersten Lebensmonaten auftretenden Saugreflex und spenden sich selber Trost. In höherem Alter suchen manche auch Halt an einer *Schmusedecke* oder einem Kuscheltier. Mit vier bis fünf Jahren lassen die meisten Jungen und Mädchen vom Daumen ab. Nuckelt ein Kind noch im Schulalter am Finger, sollten die Eltern überlegen, einen Kinderarzt oder Psychiater zu konsultieren. Bei erfolgloser Suche nach tieferen Ursachen verzichten viele Mediziner inzwischen allerdings auf komplexe Therapien – in der meist berechtigten Hoffnung, das Problem löse sich von selbst. Nach Schätzungen von Zahnärzten müssen etwa 80 Prozent der Kinder, die über das fünfte Lebensjahr hinaus am Daumen lutschen, mit Zahn- und Kieferverformungen rechnen. Selbst ernsthafte Schäden lassen sich jedoch bis zum Alter von 14 bis 16 Jahren beheben.

Deprivation

(lat. *privare* = berauben) ist ein Mangel an körperlicher und emotionaler Zuwendung sowie an kognitiven Anregungen. Solche Vernachlässigung vor allem in den ersten Lebensjahren kann zu Schäden wie *Hospitalismus* führen. Krasse Beispiele für Deprivationsfolgen sind *Wolfskinder*, die außerhalb der menschlichen Gesellschaft aufgewachsen sind.

Erbe-Umwelt-Streit

Jahrzehntelang führten vor allem Verhaltensgenetiker und Anhänger des *Behaviorismus* eine zum Teil hitzige Debatte, ob allein das Erbgut oder allein die Umwelt die Fähigkeiten eines Menschen prägten oder wie groß deren jeweiliger Beitrag sei. Die simple Zweiteilung in genetische und umweltbedingte Einflüsse gilt heute als überholt. Kein ernstzunehmender Wissenschaftler zweifelt mehr daran, daß die Erbanlagen eines Menschen die Rahmenbedingungen für Intelligenz und Verhalten abstecken – ohne Details zu programmieren. Vor allem bei universellen Gesetzmäßigkeiten der Kindesentwicklung ist

die genetische Disposition wahrscheinlich, zum Beispiel bei der Art und Weise, wie Säuglinge Hunger und Durst stillen.

Gehorsam

Ausführen oder Unterlassen einer Handlung auf Grund eines Ge- oder Verbotes. Die Mittel, sich Gehorsam zu verschaffen, reichen von körperlicher Gewalt über seelischen Druck bis hin zu Charme und Argumentation. Kinder lernen Gehorsam nach dem Prinzip des „operanten Konditionierens“: Autoritäten ahnden Widerstand durch Strafe – etwa Liebesentzug –, während sie Folgsamkeit belohnen. Jungen und Mädchen akzeptieren Sanktionen meist



Japanische Etikette: Höflichkeit muß gehorsamst erlernt werden

eher, wenn Eltern mit ihnen über den Fehltritt sprechen und ihnen die Folgen klarmachen. Nach Ansicht von Pädagogen wächst dadurch bei Kindern das Verantwortungsgefühl.

Keine Gesellschaft funktioniert ohne Gehorsam seiner Mitglieder – gegenüber Gesetzen, Lehrern, Vorgesetzten, politisch Verantwortlichen. Die meisten Menschen sind sogar bereit, sich Anweisungen einer Autorität erstaunlich bedenkenlos unterzuordnen, auch wenn ihnen äußerst aggressives Verhalten gegen ihresgleichen abverlangt wird. Grausiger Beleg dafür sind die Greueltaten des Personals in nationalsozialistischen Konzentrationslagern.

Hospitalismus

nennen Mediziner die Schäden, die Menschen nach längerem Aufenthalt in Heimen, Pflegestätten oder Kliniken entwickeln können. Die Folgen fehlender Zuwendung – der *Deprivation* – wurden zuerst an Waisenkindern erkannt. Sie reichen von Kontaktarmut und Depressionen über Aggressivität bis zur verzögerten geistigen und körperlichen Entwicklung.

Selbst wenn Jungen und Mädchen nur kurz ins Krankenhaus müssen, drohen Verhaltensstörungen. Um dies zu vermeiden, stehen Eltern bei einer medizinischen Indikation kostenfreie Übernachtung und Verpflegung in der Klinik zu. Die Entscheidung darüber fällt der Arzt, wobei Mediziner sogar im selben Krankenhaus oft unterschiedliche Maßstäbe anlegen. Nach Schätzungen des „Aktionskomitees Kind im Krankenhaus“ würden rund 30 Prozent der Eltern ihr Kind begleiten, wenn sie die freie Wahl hätten.

Das Risiko der kleinen Patienten, im Krankenhaus Schaden zu nehmen, hat sich in der jüngsten Vergangenheit nicht zuletzt deshalb verringert, weil sie bei bestimmten Eingriffen heutzutage deutlich kürzer als früher in der Klinik bleiben müssen. Das Gesundheitsstrukturgesetz vom Dezember 1992 schreibt überdies vor, daß in den nächsten vier Jahren 15 Prozent mehr Stellen für Kinderkrankenschwestern geschaffen werden müssen.

Impfmündigkeit

Vor allem ältere Ärzte, die Infektionsleiden wie Kinderlähmung oder Diphtherie noch aus eigener Anschauung kennen, klagen über eine Impfmündigkeit in den alten Ländern der Bundesrepublik. Im Osten Deutschlands wirkt hingegen die noch zu DDR-Zeiten herrschende Impfpflicht nach. Bei gefährlicheren Erregern sehen die meisten Eltern und auch junge Mediziner die Notwendigkeit einer Impfung ein. Bei den harmloseren Kinderkrankheiten Masern, Röteln, Mumps und Keuchhusten

überwiegt für viele aber das Risiko von Nebenwirkungen den Nutzen. Kinder sollten diese Attacken „durchmachen“, argumentieren sie, um ihr Immunsystem zu trainieren.

Exakte Angaben über das Ausmaß des Impfschutzes hierzulande gibt es nicht. Die Ständige Impfkommission des Bundesgesundheitsamtes schätzt, daß lediglich 40 Prozent der Jungen und Mädchen in Westdeutschland gegen Masern geimpft sind, 70 bis 80 Prozent indes gegen Kinderlähmung und Wundstarrkrampf. Bei

worfen, um den Rückstand entwicklungsgestörter Kinder genau diagnostizieren zu können.

Heute werden auch gesunde Erwachsene an der umstrittenen Intelligenz-Skala gemessen. Die Psychometriker behaupten, bei normal entwickelten Schülern an Hand des IQ-Wertes Abschlüsse und Berufserfolg vorhersagen zu können. Kritiker bestreiten das vehement: Die Tests ignorierten etliche Hirnleistungen des Menschen und taugten zu keinerlei Prognose (siehe GEO-Wissen „Intelligenz + Bewußtsein“, Nr. 3/1992).



Reihenimpfung: Der Piks schützt vor gefährlichen Infektionen

rund 100 Millionen Impfungen in den vergangenen 20 Jahren trugen nach offizieller Statistik etwa 900 Kinder dauerhafte Schäden davon. Die Dunkelziffer gilt als äußerst gering.

Inner child

Für Inner-child-Therapeuten wurzeln Neurosen – wie einst auch für Sigmund Freud – in der Kindheit eines Menschen. Sie wollen das Kind, das noch in uns schlummert, aus seinem Gefängnis schlechter Erfahrungen befreien. Dazu verwenden sie Rollenspiele: Sie lassen sich etwa von ihren Patienten als Mutter oder Vater anreden und ziehen ihnen große Windeln über. Kritiker bescheinigen der Inner-child-Methode, die vor allem in den USA großen Zulauf hat, allenfalls kurzfristigen Erfolg. Strukturelle Veränderungen in der Psyche des Patienten seien damit höchst selten zu erreichen.

IQ

Der Intelligenz-Quotient (IQ) wird von seinen Befürwortern als zuverlässiges Maß der geistigen Leistung angesehen. Das Durchschnittsergebnis einer Altersklasse bei entsprechenden Tests erhält definitionsgemäß den Wert 100; zwei Drittel aller Menschen liegen dann zwischen 85 und 115. Der erste Test wurde 1905 ent-

worfen, um den Rückstand entwicklungsgestörter Kinder genau diagnostizieren zu können.

Heute werden auch gesunde Erwachsene an der umstrittenen Intelligenz-Skala gemessen. Die Psychometriker behaupten, bei normal entwickelten Schülern an Hand des IQ-Wertes Abschlüsse und Berufserfolg vorhersagen zu können. Kritiker bestreiten das vehement: Die Tests ignorierten etliche Hirnleistungen des Menschen und taugten zu keinerlei Prognose (siehe GEO-Wissen „Intelligenz + Bewußtsein“, Nr. 3/1992).

Das Bundesjustizministerium erwägt bei der Reform des Kinderschadensrechts allerdings, Kindern vor Gericht künftig einen eigenen Anwalt zuzugestehen.

Kindergarten

Die ersten Betreuungseinrichtungen für Kinder entstanden im frühen 19. Jahrhundert. 1840 nannte der Pädagoge Friedrich Fröbel seine Anstalt im thüringischen Bad Blankenburg erstmals Kindergarten – ein Begriff, der sich so in vielen Ländern durchgesetzt hat. Die rechtlichen Grundlagen sind heute im Jugendwohlfahrtsgesetz und in den Kindergartenengesetzen der Bundesländer verankert.

In den alten Bundesländern besuchten 1990 mehr als 1,6 Millionen der Drei- bis Siebenjährigen eine solche Einrichtung – fast 70 Prozent. Etwa 600 000 Kinder warten derzeit auf einen Platz. In den neuen Ländern dagegen kommen noch immer fast alle Mädchen und Jungen unter.

Der Sozialteil des Gesetzes zur Neuregelung des Paragraphen 218 sieht einen Anspruch auf einen Kindergartenplatz von 1996 an vor – diese Regelung gilt, obwohl das Bundesverfassungsgericht Kernpunkte der Novelle im Mai 1993 verworfen hat. Bundesländer und Gemeinden sehen sich indes außerstande, die 21 Milliarden Mark, die der Bau der benötigten Kindergärten etwa kosten würde, allein aufzubringen. Der Bund müsse sich beteiligen. Das Gesetz kann daher bis 1996 wohl kaum umgesetzt werden.



Notlage: In Deutschland fehlen 600 000 Kindergartenplätze

Kinder verstehen

dtv-Taschenbücher
zu Psychologie,
Erziehung
und Lebenshilfe



15098 / DM 24,80



35006 / DM 12,90



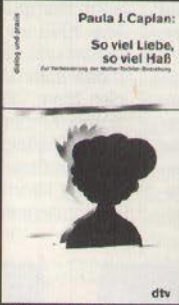
35017 / DM 14,80



35019 / DM 9,80



35003 / DM 19,80



35060 / DM 14,90



30331 / DM 12,80



30316 / DM 9,80

Kinderreime

helfen Jungen und Mädchen, sich auf die von Normen und Regeln geprägte Welt der Erwachsenen einzurichten. Sie können etwa Ängste vor Autoritäten oder furchteinflößenden Figuren leichter bewältigen, indem sie diese durch Sprüche wie jenen aus der Schweiz erniedrigen: „Samichlaus, du alte Schluuch, sag diis Veersli sälber uuf“ – „Sankt Nikolaus, du alter Schlauch, sag dein Verslein selber auf“. Gleichmaßen nutzen Kinder Reime, um ihre Beziehungen untereinander zu regeln. Zum Beispiel mit dem Motto: „Versprochen ist versprochen und wird auch nicht gebrochen.“

Kriegsspielzeug

Unter einem Prozent liegt, so der Verband der Deutschen Spielwarenindustrie, der Anteil von Kriegsspielzeug am Sechs-Milliarden-Mark-Umsatz der Händler im Jahr 1992. Das Angebot reicht dabei von der Plastikpistole bis zu martialischen Science-fiction-Figuren wie den „Masters of the Universe“. Experten halten die Verbandszahl allerdings für zu gering.

Krieg und Gewalt gehören heute zum Alltag von Kindern, sei es im Fernsehen oder in ihrem eigenen Umfeld. Diesen Horror verarbeiten sie häufig in Spielen, was nach Ansicht von Psychologen die Gefahr mindern kann, daß sie aufgestaute Aggressionen unkontrolliert herauslassen. Dennoch sollten Eltern ihren Nachwuchs nicht mit Kriegsspielzeug eindecken. Die unentwegte Simulation von Guerilla-Angriffen am Computer zum Beispiel kann die reale Gewaltbereitschaft

KINDCHEN-SCHEMA

Die sanfte Macht des Niedlichen

Der Film- und Comic-Star durchlief eine bemerkenswerte Evolution: Je länger Mickymaus in der Zeichentrickwelt sein Wesen trieb, desto kindlicher wurde er. Sein Kopf wuchs, er bekam Kulleraugen, seine Stirn erhöhte sich, Arme und Beine gerieten kürzer und dralliger – aus dem spindeligen Bengel der späten zwanziger Jahre wurde das niedliche Kerlchen der neunziger.

Die Walt-Disney-Zeichner paßten – bewußt oder unbewußt – die Figur einem Muster an, das Konrad Lorenz 1943 Kindchen-Schema genannt hat. Der Verhaltensforscher hatte Tiere und Menschen beim Umgang mit dem Nachwuchs beobachtet und festgestellt, daß bestimmte kindliche Körpermerkmale Zuneigung und Zuwendung auslösen: ein „relativ großer Kopf, Überwiegen des Hirnschädels, große, tief unten gelegene Augen, stark vorgewölbte Wangenpartie, dicke, kurze Extremitäten, prall elastische



Rüstungsspirale: Die gleiche Wasserpistole zu haben wie der Freund ist überaus wichtig

Konsistenz und täppische Bewegungsweise“.

Mittlerweile haben eine Reihe von Forschern Lorenz' These experimentell bestätigt. So präsentierte die Psychologin Bärbel Hückstedt von der Universität München in den sechziger Jahren Männern und Frauen

die Überlebenschancen des Sprößlings erhöhe. Diese Interpretation klingt zwar plausibel, konnte bislang aber nicht belegt werden.

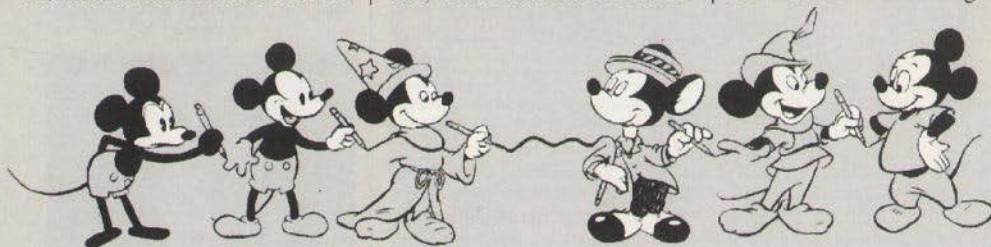
Für biologische Wurzeln sprechen Beobachtungen, daß unterschiedliche kulturellen Baby-Merkmale einsetzen, um Mitmenschen fried-

fen: Um sich einem ranghöheren Tier gefahrlos nähern zu können, postieren Makaken ein Baby zwischen sich und den Chef. Kritiker der These von der genetischen Programmierung wenden ein, daß Kinder immer wieder ausgesetzt oder getötet würden – der Pflegetrieb

und mit Tieren, die dem Kindchen-Schema entsprachen. Sie ermittelten dabei die Kontraktion des „Lachmuskels“. Ihr Ergebnis: Bei den Kinder- und Tiervideos lächelten die weiblichen Versuchspersonen im Durchschnitt häufiger als die männlichen, beim Fernseh-Sketch amüsierten sich beide Geschlechter gleich gut.

Sind Frauen also geborene Kindermädchen? Oder reagieren sie sensibler, weil sie zu fürsorglichen Beschützerinnen erzogen worden sind? „Wir wären überrascht“, resümieren Fridlund und Loftis, „wenn nicht beide Faktoren dazu beitrügen.“

Männer allerdings zeigen, so vermuteten Forscher und Marketing-Experten immer wieder, ein besonderes Faible für Frauen mit kindlichen Zügen. Karl Grammer, Biologe am Ludwig-Boltzmann-Institut für Stadtethologie in Wien, ging der These auf den Grund: Er ließ Portraits mit mehr oder weniger ausgeprägten Baby-Merkmalen beurteilen. Demnach fanden Männer Kind-Frauen keineswegs attraktiver. Am stärksten angezogen fühlten sie sich von einem Durchschnittsantlitz – ebenmäßig und ohne hervorstechende Merkmale. *Kirsten Brodde*



Wandel eines Weltstars: Die spindelige Maus wurde peu à peu dem Kindchen-Schema angepaßt

schematisierte Profilzeichnungen. Beide Geschlechter fühlten sich dabei durch typische Kinderköpfe mit hoher Stirn und ausgeprägtem Hinterkopf besonders angesprochen. Der anrührenden Wirkung dieser Kennzeichen verdanken indes nicht nur Mickymaus, Donald Duck und Bambi ein Gutteil ihres Erfolgs, auch Puppenhersteller und Werber versuchen damit Kunden zu fangen.

Konrad Lorenz hielt die Reaktionen auf das Kindchen-Schema für einen angeborenen Mechanismus, der

lich zu stimmen. Wenn australische Ureinwohner mit Europäern Kontakt aufnehmen wollten, schoben sie, so berichtet der Verhaltensforscher Irenäus Eibl-Eibesfeldt, ein Kind vor sich her. Wenn Krieger vom Indianervolk der Waika ein befreundetes Dorf besuchten, brachten sie ihren Nachwuchs mit. Und auch Politiker westlicher Industrienationen scharen gern Jungen und Mädchen um sich, wenn sie Staatsgäste begrüßen.

Forscher registrierten den Kinder-Bonus auch bei Af-

also kulturell überformt werden könne.

In den *Erbe-Umwelt-Streit* mündet auch die Frage, ob Frauen – sie kümmern sich ja in erster Linie um das Wohlergehen der Sprößlinge – empfindlicher als Männer auf die Säugling-Signale ansprechen. In der Tat deuten einige Studien darauf hin. Alan Fridlund und Jennifer Loftis, Psychologen von der University of California in Santa Barbara, führten zum Beispiel Probanden einen TV-Sketch vor sowie jeweils Szenen mit spielenden Babys

durchaus fördern. 190 dieser Computerspiele sind deshalb wegen Jugendgefährdung bereits indiziert worden. Der Schwarzhandel floriert jedoch.

Vor allem aber raten Pädagogen Eltern, ihren Kindern mit gutem Beispiel voranzugehen: Wenn Vater und Mutter miteinander und mit ihren Sprößlingen pfleglich umgehen, dann färbt das in der Regel auch auf diese ab.

Lernstörungen

nennen Pädagogen vorübergehende, behebbare oder im Umfang begrenzte Lernschwierigkeiten. Am bekanntesten ist die Legasthenie – eine Schwäche im Lesenlernen und im fehlerfreien Schreiben bei sonst normaler oder hoher Intelligenz. Kinder mit Dyslexie können Wörter nicht buchstabieren, bei Schülern mit Dyskalkulie hapert es beim Rechnen.

Medikamente

Von Geburt an lernen Kinder Tropfen und Pillen als Helfer in allen Lebenslagen kennen. 1991 bekamen Jungen und Mädchen bis zum Alter von 19 Jahren durchschnittlich 187 Tagesdosen verschrieben. Zehn- bis 14-jährige schluckten dabei mit 92 Tagesdosen am wenigsten, Ein- bis Vier-jährige mit 306 Einheiten am meisten – etwa so viel wie die Gruppe der 45- bis 49-jährigen Männer und Frauen. Ärzte verordnen Kleinkindern am häufigsten Hustenmittel, Hautsalben, Schnupfenmedikamente und Vitamine.

Wie viele Schüler Tabletten nehmen, um ihre Leistungsfähigkeit zu fördern, weiß niemand genau. Die Ergebnisse diverser Studien schwanken zwischen ein und 14 Prozent – je nach Untersuchungsmethode. Immerhin gut ein Drittel der Eltern ist bereit, Konzentrationsstörungen und schlechte Schulnoten ihrer Kinder mit Pharmaka anzugehen. Wie viele Kinder tablettensüchtig sind, ist noch weniger bekannt. Bis heute konnten Mediziner keinen Fall von Abhängigkeit belegen.

Jedenfalls bedarf die Dosierung von Medikamenten bei Kindern besonderer Vorsicht. Der Organismus eines Neugeborenen scheidet Wirkstoffe langsamer aus als der eines Erwachsenen, da die Nieren und einige Leberenzyme, die Arzneimittel abbauen, erst etwa vom sechsten Monat an voll funktionsfähig sind. Da Kinder bis zu acht Jahren Pharmaka schneller abbauen, benötigen sie meist eine höhere Dosis pro Kilogramm Körpergewicht als Erwachsene. Während die für kleine Patienten verträgliche Menge früher auf Grund von Studien an Erwachsenen geschätzt wurde, läßt das Bundesgesundheitsamt Medikamente für sie heute nur zu, wenn präzisere Untersuchungen vorliegen.

Menarche

(griech. men = Monat, arche = Anfang) bezeichnet den Zeitpunkt der ersten Monatsblutung. Während Mädchen vor anderthalb Jahrhunderten in Europa durch-

weg zum erstenmal mit etwa 17 Jahren menstruierten, setzt die Regel heute durchschnittlich im zwölften Lebensjahr ein.

Mißhandlung und Mißbrauch

Von Mißhandlung sprechen Experten, wenn Erwachsene solche Gewalt gegen ein Kind anwenden, daß Verletzungen auftreten können. Auch ein Kind absichtlich in eine gefährliche Situation zu bringen und eine Blessur nicht zu verhindern erfüllt die Definition. Daneben kennen Fachleute auch die psychische Mißhandlung – etwa durch Ablehnung, ständige Demütigung, Gefühlskälte und permanenten Liebesentzug.

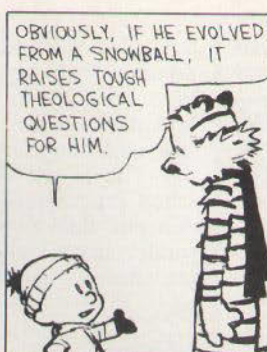
Mißbrauch oder sexuelle Ausbeutung liegt vor, wenn sich Erwachsene eines Kindes bedienen, um sich sexuell zu erregen oder zu befriedigen. Dabei nutzt der Täter meist eine Vertrauensstellung aus. ▶



© 1993 Watterson/Distributed by Universal Press Syndicate

Philosophie

»Warum beguckt der Schneemann einen Schneeball?« – »Er denkt über die Evolution des Schneemanns nach.«



»Wenn er sich aus einem Schneeball entwickelt hat, wirft das gewiß für ihn ernste theologische Fragen auf.«



»Etwa, wie moralisch es ist, mit seinen eigenen Vorfahren nach jemandem zu werfen?« – »Sicher. Oder auch: Was bedeutet es, seine Erbsubstanz vom Fußweg zu schaufeln?«

Selbst-Bewußtsein

Im Lauf des zweiten Lebensjahres erkennen Kinder sich im Spiegel wieder – ein erster Hinweis auf die Entwicklung eines Selbst-Bewußtseins. Jungen und Mädchen empfinden sich offenbar um so früher als Individuum, je sicherer sie an eine Bezugsperson gebunden sind. Sobald Kinder ein Konzept der eigenen Person als psychische, physische und von anderen Menschen und Dingen unab-



Schmusedecken gewähren Trost

Pränatale Universität

Diese extreme Frühförderung ist zuerst in Kalifornien Mode geworden. Schwangere beschallen den Fetus per Lautsprecher auf dem Bauch mit Sprach- und Musikprogrammen. Diese verschaffen dem Kind angeblich einen Vorsprung beim Start ins Leben. Experten warnen jedoch vor einer Überforderung der Ungeborenen (siehe auch Seite 36).

Reflexe

Berührt eine Mutter die Lippen ihres Neugeborenen, spitzt es

seinen Mund und beginnt, kräftig zu saugen. Der Saugreflex gehört zu einer Vielzahl angeborener, stereotyper Reaktionen, die das Überleben eines Säuglings sichern sollen – wie auch der Schluckreflex oder der Greifreflex bei Berührung der Handflächen. Die Reflexe laufen über stammesgeschichtlich alte Strukturen des Zentralnervensystems (ZNS) ohne Beteiligung jüngerer ZNS-Teile wie der Großhirnrinde, also ohne bewußte Kontrolle.

Bei den heute üblichen Vorsorgeuntersuchungen testen Kinderärz-

te die Reflexe. Reagiert ein Säugling auf bestimmte Reize nicht, weist das auf einen frühkindlichen Hirnschaden hin. Für eine Entwicklungsstörung spricht auch, wenn bestimmte Reflexe noch sechs Monate nach der Geburt auftreten.

Schmusedecke

Zur Schmusedecke greifen Kinder, wenn sie Trost brauchen – ähnlich Daumen und Schnuller. Bekanntester Schmusedecken-Fetischist der Gegenwart: Linus von den Peanuts.

Bodo Hennig Puppenmöbel

Puppenhäuser mit unverwechselbarem Charme

Bodo  Hennig



Bodo Hennig Puppenmöbel GmbH · D-87499 Wildpoldsried
Telefon 083 04/50 25 · Fax 083 04/50 18
Katalog mit Bezugsquellen gegen DM 3,- in Briefmarken

„Ich würde mich wieder für den Beruf der SOS-Kinderdormutter entscheiden.“

Ganz klar, kein Beruf ist so lebendig und ausgefüllt wie das Leben mit Kindern. SOS-Kinderdormutter ist ein moderner Beruf für Frauen zwischen 25 und 38 Jahren, der viel persönlichen Spielraum läßt.

Vielleicht haben Sie immer schon danach gesucht?

Als SOS-Kinderdormutter sind Sie die Pflegemutter für fünf bis sechs Kinder, die nicht bei ihren Eltern leben können. Sie sind berufstätig und arbeiten trotzdem daheim in „Ihrem“ Kinderdormhaus. Sie sind Hausfrau – mit Gehalt, Freizeit und Urlaub. Bei der Erziehung und im Haushalt bekommen Sie zusätzliche Unterstützung.

Die Ausbildung – bei festem Gehalt – dauert zwei bis drei Jahre. Auch eine 1½-jährige „Schnupperzeit“ als **Familienhelferin** ist möglich. Bitte schreiben Sie uns, wenn Sie eine Berufsausbildung haben, zwischen 25 und 38 Jahre alt und noch ungebunden sind. Wir informieren Sie gern ausführlich.



SOS-Kinderdorf e.V. · z. H. Frau V. Grandl
RenatastraÙe 77 · D-80639 München

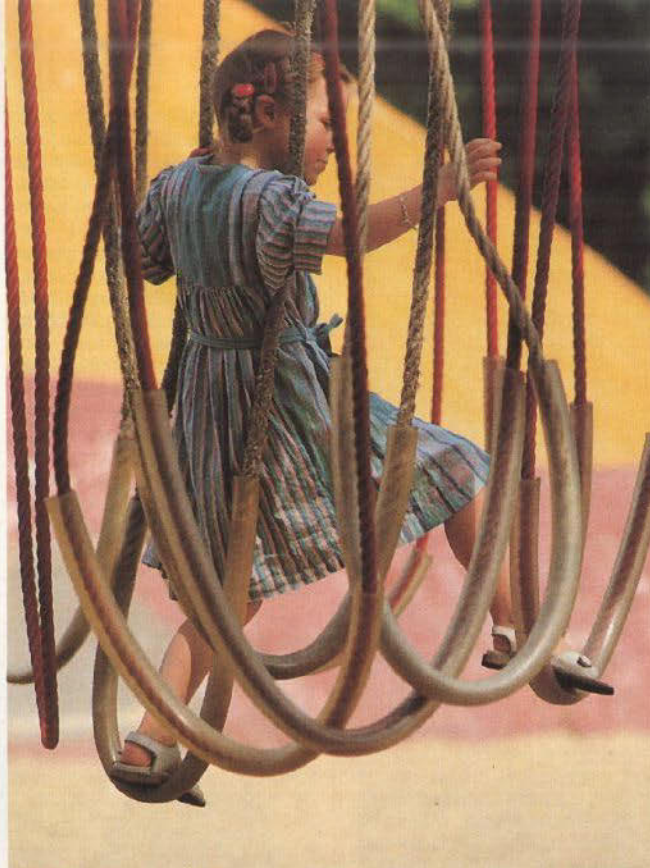
Wir danken für die Finanzierung dieser Anzeige.

hängige Einheit erworben haben, verwenden sie ihren Vornamen oder das Pronomen „ich“, in der Regel zum erstenmal im Alter zwischen 19 und 30 Monaten.

Spielplätze

Die ersten öffentlichen Spielplätze wurden in den zwanziger Jahren vor allem in Städten eingerichtet. Sie stehen seit langem im Kreuzfeuer der Kritik als lebensferne, reizarme und trostlose Orte. Diesen Mangel bestätigte auch eine Studie der Universität Osnabrück aus den Jahren 1990 und 1991. Demnach halten sich Kinder durchschnittlich nur eine halbe Stunde auf Spielplätzen auf, und die herkömmlichen Geräte – Schaukel, Klettergerüst, Rutsche – fesseln ihre Aufmerksamkeit jeweils lediglich wenige Minuten.

Die Osnabrücker Entwicklungspsychologen fordern deshalb individuell gestaltete Plätze mit Bezug zur Umgebung und zu den Menschen, die dort leben – etwa indem architektonische Besonderheiten des Stadtviertels aufgegriffen oder Spielgeräte dort wachsenden Bäumen nachgebildet werden. Außerdem sollte ein Spielplatz Raum bieten für Risiko, Mutproben und Abenteuer.



Spielplätze sollen Kindern Raum für Risiko und Abenteuer bieten

Strafmündigkeit

Nach deutschem Strafrecht sind Kinder bis zum 14. Lebensjahr für ihre Taten nicht verantwortlich. Im Alter zwischen 14 und 17 Jahren gelten Jugendliche als „bedingt strafmündig“. Wenn etwa ein Gutachter bescheinigt, daß sie reif genug sind, das Unrecht ihres Tuns einzusehen und nach dieser Einsicht zu handeln, kann das Gericht gegen sie vorgehen.

Laut Kriminalstatistik wurde 1992 gegen 80 480 Kinder und Jugendliche unter 14 Jahren ermittelt – meist wegen einfachen Diebstahls, Brandstiftung, Sachbeschädigung und Erpressung. Gegen Strafmündige wird kein Gerichtsverfahren eröffnet. Nach einem Hinweis der Polizei hat allerdings das zuständige Jugendamt die familiären Verhältnisse und das Umfeld des jungen Täters zu überprüfen, wobei es den Eltern und dem Kind Hilfe und Betreuung anbieten soll. Mitunter, wenn auch sehr selten, müssen die Eltern damit rechnen, daß das Vormundschaftsgericht ihnen das Sorgerecht entzieht.

Straßenkinder

Millionen von Kindern fristen in der Dritten Welt ihr Dasein auf der

Nein Monate hat es darauf gewartet, die Welt kennenzulernen! Wenn das Baby dann da ist, möchte es von Mami und Papi liebevoll umsorgt sein. Und vom ersten Augenblick an verstanden werden. Bestens beraten und gut informiert sind Eltern mit den interessanten Ratge-

Die erste Wiege des Kindes

bern von Ravensburger. Darin werden vielfältige Themen aufgegriffen – von der Psychologie über die Medizin bis hin zur Ernährung. Jedes Buch ist ein besonderer Leitfaden für die liebevolle Beziehung zwischen Eltern und Kind.

Wer Kinder verstehen will, muß ihre Sorgen kennen.

Ravensburger Familienbücher helfen weiter.



Ravensburger



Millionen leben ohne ein Zuhause: Straßenkind in Guatemala-City

Straße; die Tendenz ist steigend. Jungen und Mädchen werden ausgesetzt, oder sie verlassen ihre Familie, um den Verdienst, den sie früher bei ihren Eltern abliefern mußten, nun selber zu behalten. Ihre Chancen, dem Elend zu entkommen, sind gering. Hunger, Drogen und Mißhandlungen lassen sie jung sterben. In einigen lateinamerikanischen Ländern versuchen Bürger, das Problem mit Gewalt zu lösen. In Brasilien zum Beispiel beauftragen Geschäftsleute Todesschwadronen, ein Stadtviertel von den „lästigen“ Kindern zu säubern.



Das ungehorsame Paulinchen verbrennt

Doch es gibt auch Hoffnung. Die Regierungen Mexikos, Brasiliens und Argentiniens haben spezielle Ressorts für dieses Problem gegründet. Außerdem wächst bei privaten Organisationen und Vereinen das Interesse an Sozialarbeit mit Straßenkindern. Dabei wollen einige Projekte wie beispielsweise die Aktion SOS-Kinderdorf die Jungen und Mädchen sofort in Heime integrieren – mit wenig Erfolg. Mehr zu versprechen scheinen Fachleuten zwanglose Strategien: zuerst Anlaufstellen auf der Straße einzurichten, dann Übernachtungsmöglichkeiten anzubieten und schließlich mit Schulangeboten zu werben.

Struwelpeter-Methode

Der im Jahre 1845 erschienene „Struwelpeter“ ist eines der weitestverbreiteten Kinderbücher geworden. Am Beispiel unartiger Jungen und Mädchen beschrieb der Frankfurter Arzt Heinrich Hoffmann drastisch, wie Unbelehrbarkeit und Übermut bestraft werden: Der sein Essen verschmähende Suppenkaspar muß verhungern, das mit dem Feuer spielende Paulinchen geht in Flammen auf. Die Geschichten, die unverhohlen mit Gewalt drohen, stehen für eine überholte Pädagogik, die Angst und Schrecken als Erziehungsmittel akzeptiert.

Taschengeld

Durchschnittlich 20 Mark Taschengeld im Monat erhielten die Sieben- bis Zwölfjährigen 1991 in den alten Bundesländern. Ihre Altersgenossen in den neuen Ländern verfügten 1992 im Mittel nur über 13,50 Mark. Inklusive Geschenken und des Geldes, das sie

zusätzlich zugesteckt bekommen, haben die gut fünf Millionen deutschen Kinder dieser Altersgruppe ein Budget von etwa vier Milliarden Mark im Jahr. Die jungen Konsumenten geben ihr Geld vorzugsweise für Süßigkeiten, (Kriegs-)Spielzeug und Lesestoff aus. Die meisten, nämlich rund 70 Prozent, stecken regelmäßig etwas in die Spardose.

Die jährliche Kaufkraft der Zwölf- bis 21jährigen in den alten Bundesländern bezifferten Marktforscher 1990 auf rund 31 Milliarden Mark. Darüber hinaus beeinflussen Jugendliche in hohem Maße die Kaufentscheidung ihrer Eltern bei größeren Anschaffungen wie Computern und Stereoanlagen. Sie steuern damit Konsumausga-

ben von schätzungsweise mehr als 200 Milliarden Mark. Mit fein abgestimmten Werbefeldzügen ringt die Industrie deshalb um die Gunst der Kinder und Jugendlichen – auch weil diese schon vor dem 16. Lebensjahr Vorlieben für bestimmte Marken entwickeln, denen sie als Erwachsene oft treu bleiben.

Technik und Kinder

Den Schulkameraden bei der technischen Ausrüstung in nichts nachzustehen ist für Kinder und Jugendliche heute wichtiger denn je. Dafür geht ein Gutteil des Taschengeldes drauf: Etwa 20 Prozent der Sieben- bis 15jährigen in den alten Bundesländern besaßen 1990 einen Computer, 65 Prozent



Nur wenige Kinder können so viel Taschengeld für Spielzeug ausgeben wie

einen Radiorecorder und rund 60 Prozent einen Walkman. Die beiden Geschlechter nutzen die elektronischen Medien dabei unterschiedlich. Für Computer und Game-Boy begeistern sich überwiegend Jungen, wobei sie mit ihrer Leidenschaft oft ihre Väter anstecken. Mädchen hingegen bevorzugen Hi-Fi-Anlagen und Walkman.

Doch trotz zunehmender Technisierung verbringt eine deutsche Familie im Durchschnitt genauso viel Zeit zusammen wie früher. Dies ergab eine Studie der Technischen Universität Berlin im Auftrag des Bundesforschungsministeriums. Demnach ersetzt die Kommunikation während des Fernsehens oder Musikhörens die

einst übliche Verquickung von Gespräch und Arbeit. Außerdem stimmen die Mütter die Terminplanungen von Kindern und Ehemann so ab, daß der Familie genug Luft für gemeinsame Unternehmungen bleibt.

Den Zeitgewinn besonders durch die Haushaltstechnik stecken Mütter zum Teil in die Betreuung ihrer Sprößlinge. Allerdings ist diese nicht zuletzt wegen der zunehmenden Technisierung aufwendiger geworden. Angesichts des Straßenverkehrs wagen viele Mütter nicht, ihren Nachwuchs allein draußen spielen zu lassen.

Vorsorge

Ein 1971 per Gesetz eingeführtes Vorsorgeprogramm soll sicherstellen, daß Entwicklungsstörungen und Krankheiten bei Säuglingen und Kleinkindern frühzeitig erkannt und behandelt werden. Die von den Krankenkassen bezahlten neun Routine-Untersuchungen (U1 bis U9) reichen bis ins sechste Lebensjahr. Dabei testen die Mediziner Organfunktionen und Reflexe, prüfen auf Stoffwechseldefekte und checken Sprach- und Sozialentwicklung. Über 80 Prozent der Eltern nutzen die sechs Untersuchungen im ersten Lebensjahr, nur noch rund 60 Prozent die weiteren drei.

Doch der „Baby-TUV“ hat seine Tücken. Laut der „Marburger Säuglingsstudie“ von 1990 sind einige Verhaltenstests für Kinder im vorgesehenen Alter zu schwierig. So sollte ein Säugling bei der U4 im dritten bis vierten Monat den Kopf zu einer Schallquelle wenden können. Ein erheblicher Teil der drei Monate alten Kinder, so die Autoren der Untersuchung, sei dazu noch nicht fähig. Viele Kinder könnten deshalb zu Unrecht als problematisch angesehen werden.

Waisenkinder

Ende 1990 bezogen 10208 Jungen und Mädchen in den alten Ländern der Bundesrepublik eine Vollwaisenrente aus der gesetzlichen Angestellten-, Arbeiterrenten- oder Knappschaftsversicherung. Die meisten lebten bei Verwandten oder in Pflegefamilien. Gut 1200 wohnten in Heimen und machten also nur einen Bruchteil der insgesamt knapp 72000 Heimsinsassen aus, von denen 27 Prozent aus vollständigen Familien, 29,5 Prozent aus nicht-ehe-lichen Beziehungen und 37,5 Prozent von geschiedenen oder getrenntlebenden Eltern stammten. Trotz neuer pädagogischer Konzepte empfinden Kinder, das haben auch jüngere Studien gezeigt, Heime nach wie vor als Ort des Zwangs.

Wolfskinder

oder Wilde Kinder sind unbeeinflusst von Kultur und Erziehung außerhalb der menschlichen Gesellschaft aufgewachsen – zum Beispiel wie Romulus und Remus, die nach der Legende von einer Wölfin gesäugt wurden. Berühmte Beispiele für Wilde Kinder sind Victor von Aveyron, der Anfang des 19. Jahrhunderts lebte und den François Truffaut 1970 in seinem Film „Der Wolfsjunge“ portraitiert hat, sowie Kaspar Hauser. Dieser war 1828 mit vermutlich 16 Jahren in Nürnberg aufgetaucht, soll nach einer verwegenen Theorie der Sohn eines badischen Großherzogs gewesen und von einer rivalisierenden Familie aus

Genie untermauert die Linguisten zwar die These, daß Kinder nach Beginn der Pubertät ihre Muttersprache nicht mehr erlernen können. Doch um der Forschung willen verkam das Mädchen zum bloßen Objekt, ohne Chance, sich normal zu entwickeln. Nur eines, so kritisierte der an den Studien selbst beteiligte Psychiater Jay Shurley im nachhinein, ist mit Sicherheit aus diesem „krassen Fall von Ausbeutung“ zu lernen: wie man mit Kindern wie Genie nicht umgehen sollte.

Zwergschule

In den sechziger Jahren begannen die Behörden, Zwergschulen, in denen Kinder mehrerer Jahr-



dieser Junge für seine Plastik-Turtles



Übriggeblieben: Zwergschule in Vellerat, im Schweizer Kanton Bern



Wildes Kind: das Mädchen »Genie«

dem Weg geräumt worden sein. Kaspar Hauser ist aber offenbar nicht völlig ohne menschlichen Kontakt aufgewachsen, denn er lernte recht schnell sprechen. Der bislang am besten dokumentierte Fall eines Wilden Kindes ist jener des Mädchens „Genie“. Es erschien 1970 als 13jährige gemeinsam mit ihrer Mutter in einer Sozialbehörde von Los Angeles. Ihr Vater hatte sie zwölf Jahre lang in einem abgedunkelten Raum auf einem Stuhl festgebunden. An

gänge in einer Klasse unterrichtet wurden, aufzulösen und die Schüler mehrerer Ortschaften in Zentralschulen zusammenzufassen. Das Land Baden-Württemberg indes fördert die Renaissance der kleinen Dorfschulen seit 1986 – mit breiter politischer Zustimmung. Zwischen Main und Bodensee pauken Erst- und Zweit- sowie Dritt- und Viertkläßler mittlerweile in 122 Dorfschulen wieder gemeinsam. Allerdings müssen mindestens 40 Schüler zusammenkommen, damit zwei „Klassen“ gebildet werden können.

Vorteile von Zwergschulen sind kurze Schulwege, die Verbundenheit zum Ort, der enge Kontakt zwischen Lehrern und Eltern sowie die individuellere Förderung der Kinder. Minischulen finden sich notgedrungen auf den nordfriesischen Halligen. Auf Lange- neß etwa unterrichtet ein Lehrer fünf Grundschüler in einer jahrgangsübergreifenden Klasse. □

ALLGEMEINES

Deutsches Jugendinstitut (Hrsg.): „Was für Kinder?“, „Immer diese Jugend!“, Kösel, München 1993 u. 1985. **Uwe von Dück:** „Die Kinder der Straße“, Fischer Taschenbuch, Frankfurt 1992. **David Elkind:** „Das gehetzte Kind. Werden unsere Kleinen zu schnell groß?“, Kabel, Hamburg 1991. **James P. Grant (Hrsg.):** „Zur Situation der Kinder in der Welt 1993“, Unicef, New York 1992. **Jugendwerk der Deutschen Shell (Hrsg.):** „Jugend '92“, Leske + Budrich, Opladen 1992. **Bernfried Leiber, Hans Schlack:** „Baby-Lexikon“, Georg Thieme, Stuttgart 1991. **Manfred Markelka, Bernhard Nauck (Hrsg.):** „Handbuch der Kindheitsforschung“, Luchterhand, Neuwied 1993. **Hanns Martin Trautner:** „Lehrbuch der Entwicklungspsychologie“, Bd. 1 u. 2; Hogrefe, Göttingen 1992 u. 1991.

BABYFORSCHUNG+SPRACHERWERB

Martin Dornes: „Der kompetente Säugling“, Fischer Taschenbuch, Frankfurt 1993. **Jerome Kagan:** „The nature of the child“, Basic Books, New York 1984. **Russ Rymer:** „Genie. An abused child's flight from silence“, Harper Collins, New York 1993. **Daniel N. Stern:** „Tagebuch eines Babys“, Piper, München 1991. „Die Lebenserfahrung des Säuglings“, Klett-Cotta, Stuttgart 1992. **Gisela Szagun:** „Sprachentwicklung beim Kind“, Psychologie Verlags Union, München 1991. **Katharina Zimmer:** „Das Leben vor dem Leben“, „Das wichtigste Jahr“ u. „Schritte ins Leben“, Kösel, München 1992, 1991 u. 1992.

ELTERN, ERZIEHUNG, SCHULE

Edward W. Beal, Gloria Hochman: „Wenn Scheidungskinder erwachsen sind“, Wolfgang Krüger, Frankfurt 1992. **Bruno Bettelheim:** „Ein Leben für Kinder. Erziehung in unserer Zeit“, dtv, München 1991. **Irenäus Eibl-Eibesfeldt:** „Das verbindende Erbe. Expeditionen zu den Wurzeln unseres Verhaltens“, Wilhelm Heyne, München 1993. **Astrid von Friesen:** „Geld spielt keine Rolle. Erziehung im Konsumrausch“, Rowohlt, Reinbek bei Hamburg 1991. **Howard Gardner:** „The unschooled mind. How children think and how schools should teach“, Basic Books, New York 1991. **Helga Häising, Gunhild Gutschmidt:** „Handbuch Alleinerziehenden“, Rowohlt, Reinbek bei Hamburg 1992. **Will Lüttert (Hrsg.):** „Einsichten. Berichte aus der Bielefelder Laborschule“, Universität Bielefeld 1992. **Marjorie Shostak:** „Nisa erzählt. Das Leben einer Nomadenfrau in Afrika“, Rowohlt, Reinbek bei Hamburg 1982. **Peter Struck:** „Schul- und Erziehungsnot in Deutschland“, Luchterhand, Neuwied 1992. **Klaus-Jürgen Tillmann**

(Hrsg.): „Was ist eine gute Schule?“, Bergmann + Helbig, Hamburg 1992.

ENTWICKLUNGSSTÖRUNGEN

Henry P. David, Zdeněk Dytrych, Zdeněk Matějček, Vratislav Schüller: „Born unwanted. Developmental effects of denied abortion“, Springer, New York 1988. **Uta Frith:** „Autismus“, Spektrum Akademischer Verlag, Heidelberg 1992. **Jutta Hartmann:** „Zappelphilipp. Störenfried. Hyperaktive Kinder und ihre Therapie“, C. H. Beck, München 1991. **Horst Petri:** „Umweltzerstörung und die seelische Entwicklung unserer Kinder“, Kreuz, Zürich 1992.

GEWALT

Götz Eisenberg, Reimer Gronemeyer: „Jugend und Gewalt. Der neue Generationenkonflikt oder der Zerfall der zivilen Gesellschaft“, Rowohlt, Reinbek bei Hamburg 1993. **Klaus Farin, Eberhard Seidel-Pielen:** „Skinheads“, C. H. Beck, München 1993. **Hubertus Heil, Muzaffer Perik, Peter-Ulrich Wendt (Hrsg.):** „Jugend und Gewalt“, Schöner, Marburg 1993.

HISTORIE

Philippe Ariès: „Geschichte der Kindheit“, dtv, München 1992. **Jochen Martin, August Nitschke (Hrsg.):** „Zur Sozialgeschichte der Kindheit“, Karl Alber, Freiburg 1986. **Neil Postman:** „Das Verschwinden der Kindheit“, Fischer Taschenbuch, Frankfurt 1993.

MISSHANDLUNG

Beate Besten: „Sexueller Mißbrauch und wie man Kinder davor schützt“, C. H. Beck, München 1992. **Eugen Jungjohann:** „Kinder klagen an. Angst, Leid und Gewalt“, Fischer Taschenbuch, Frankfurt 1993. **Ben Rensen:** „Fürs Leben geschädigt“, Thieme, Stuttgart 1992.

PERSÖNLICHKEITSENTWICKLUNG

Dorothee Bierhoff-Alfermann: „Androgynie. Möglichkeiten und Grenzen der Geschlechterrollen“, Westdeutscher Verlag, Opladen 1989. **Helmut Fend:** „Vom Kind zum Jugendlichen“, Hans Huber, Bern 1992. **Karin Flaake, Vera King (Hrsg.):** „Weibliche Adoleszenz“, Campus, Frankfurt 1992. **Marianne Gräbner:** „Typisch Mädchen“, Fischer Taschenbuch, Frankfurt 1992. **Karl Grammer:** „Biologische Grundlagen des Sozialverhaltens“, Wissenschaftliche Verlagsgesellschaft, Darmstadt 1988. **Paul L. Harris:** „Das Kind und die Gefühle“, Hans Huber, Bern 1992. **Helmut Renschmidt:** „Adoleszenz“, Thieme, Stuttgart 1992. **Maria von Salisch:** „Kinderfreundschaften“, Hogrefe, Bern 1991.

Fotovermerke nach Seiten. Anordnung im Layout: l. = links, r. = rechts, o. = oben, m. = Mitte, u. = unten.

Titel: Nicholas DeVore III/Photographers Aspen

Seite 4: Nicholas DeVore III/Photographers Aspen; Enrico Ferorelli/Focus: m. o.; Stefan Warter: m. u.; Bruce Sharp/Kolea: u.

Seite 5: Rainer Drexel/Bilderberg: o.; Anthony Bannister: m. o.; Susanne Feyll: m. u.; Wolfgang Steche/Visum: u.

DAS WUNDER KIND
Nicholas DeVore III/Photographers Aspen: 6/7, 10/11; Ernst Horwath/Das Fotoarchiv: 8/9; „Kids Clean Desk“ 1986, Mike Mandel, aus dem Buch „Making Good Time“, 1989: 12/13; Pascal Lesegetrain/Sygma: 14/15; Guido Mangold: 16/17; Hans-J. Ellerbrock/Bilderberg: 18/19; Mike Davis: 20/21

MEHR RESPEKT FÜR DIE KLEINEN!
Bernard Faucon/Vu: 23–25

DIE GEBORENEN EXPERTEN
Enrico Ferorelli/Focus: 26/27, 30; Mary Fennell: 28 o.; Dr. Mark Johnson/Carnegie Mellon University: 28 u.; Stephan Elleringmann: 29, 34 o.; Courtney Dr. Carolyn Rovee-Collier, Rutgers University: 31; Charles E. Maurer: 32; The Arizona Daily Star: 33; Fotogram/Focus: 34 u.

DIE SCHULE DER SINNE
Heiner Müller-Eisner: 36–39

VOM ERSTEN SCHREI ZUM GANZEN SATZ
Gary Gropp: 40; James Wilson/Woodfin Camp/Focus: 43 l.; © Nora Delvendahl: 43 r.; Dr. Lauro Ann Pettito, McGill University, Science, Vol. 251, 22. März 1991, S. 1494 © 1991 by the AAAS: 44; Michael Lange/Visum: 45; Annie Griffiths Belt: 47

DIE ANDERE SICHT DER WELT
Stefan Warter: 48–57

SPIEL MIT GRENZEN
Rolf Nobel/Visum: 58–61

EINE BILDERBUCH-KARRIERE
Wolfgang Kunz/Bilderberg: 71

ENTWICKLUNGSSTÖRUNGEN
Anselm Spring: 72 o.; Rainer Warzecha/Interplot: 72 l. u.; Frieder Blicke/Bilderberg: 72 r. u.; Rudi Meisel/Visum: 73; Stephen Fiorella: 74 o.; Mark Clarke/Science Photo Library/Focus: 74 u.; A. Soldeville/Rapho/Focus: 76; Serge Guneyev/Time Magazine: 77; „Flying“ 1980, Mike Mandel, aus dem Buch „Making Good Time“, 1989: 79; Genetech: 80; Dan McCoy/Rainbow: 81

DIE ENTDECKUNG VON MANN UND FRAU
Ellerbrock & Schaff/Bilderberg: 82/83; Klaus Bossemeyer/Bilderberg: 84 o.; Karen Kasmauski: 84 u., 86 m., 88 o.; William A. Allard/JB Pictures: 85 o.; Ernst Horwath/Das Fotoarchiv: 85 l. u.; Milan Horacek/Bilderberg: 85 r. u., 87 r.; Spencer Grant/Stock Boston: 86 o.; Ed Kashi: 86 u.; Guido Mangold: 87 l.; Nicole Bengiveno: 88 u.; Stephanie Maze: 89 o.; Evan Johnson/Impact Visuals: 89 u.

... FÜR'S LEBEN GERN LERNEN
Rainer Drexel/Bilderberg: 90–99

DIE ENTFESSELTE GENERATION
Hans-Joachim Ellerbrock/Bilderberg: 101

DER WANDEL DER FRÜHEN JAHRE
Archiv für Kunst und Geschichte: 102, 103 o. und r. u., 107 o., 108 u.; Scala/Museo Nazionale Napoli: 103 l. u.; Scala: 104 l. o., 110 o.; aus „Die Gesellschaftliche Wirklichkeit der Kinder in der Bildenden Kunst“, Elefanten Press: 104 r. o.; Claus Hansmann: 104 u., 109 o., 111 r. o. und m.; Historia Photo: 107 u., 111 u.; Bildarchiv Preussischer Kulturbesitz: 108 o. und m., 109 u., 110 u., 111 l. o.

ERSTE HILFE FÜR LEIB UND SEELE
Ines Krüger: 112–119

DAS ZÄRTLICHE ERBE
Victor Englebert, © Time-Life Books: 120/121; Anthony Bannister: 122 l., 124 l.; John Eastcott/Yva Momatiuk: 122 m., 124 r. o.; W. Schiefelhövel/Forschungsstelle für Humanethnologie in der Max-Planck-Gesellschaft, Andechs: 122 r., 127 l.; Victor Englebert: 123 l., 125; R. Krell/Forschungsstelle für Humanethnologie in der Max-Planck-Gesellschaft, Andechs: 123 r.; Burt Glinn/Magnum/Focus: 124 r. u.; Philippe Grielen: 126 l.; amw Presse: 126 r.; Dieter Blum/Auslöser: 127 r.

HEIKLE ZEIT DER REIFE
Guido Mangold: 128/129; Michael K. Nichols/Magnum/Focus: 130/131 o.; Karen Kasmauski: 131 u., 133; © 1990 Doug DuBois: 132; Lauren Greenfield: 134–136

WIRKSTOFF PHANTASIE
Susanne Feyll: 138–144

TRAU KEINEM ÜBER 13
Hans-Jürgen Burkard/Bilderberg: 146/147; Jeffrey Reed/The Stock Shop: 148; Wolfgang Steche/Visum: 149; Ellerbrock & Schaff/Bilderberg: 150; Michael K. Nichols/Magnum/Focus: 151; Michael Yamashita: 152; Anselm Spring: 153; Mosheh Aliaza/Transglobal Agency: 154; Dominik Oberreis/Visum: 155; Rolf Nobel/Visum: 156; Rick Smolan: 157

GLOSSAR
F. Ancelet/Rapho/Focus: 160 l.; Dana Fineman/Sygma: 160 r.; © Nora Delvendahl: 161, 166; Gerard Vandystadt/Agence Vandystadt/Focus: 162 o.; Mark S. Wexler: 162 u.; Alecchi/Mondadori Press: 163 o.; Guido Mangold: 163 u.; Anselm Spring: 164; Wolfgang Steche/Visum: 167; Antonin Kratochvil/Dot: 168 l. o.; Claus Hansmann: 168 l. u.; Louie Psihoyos/Matrix/Focus: 168 r. u.; Thomas Mayer/Das Fotoarchiv: 169 o.; aus Russ Rymer „Genie“, Harper Collins Publishers: 169 u.

ZEICHNUNGEN/ILLUSTRATIONEN
Calvin and Hobbes, © 1993 Watterson. Reprinted with permission of Universal Press Syndicate. All rights reserved: 3, 166; Holger Everling: 33, 68–70, Andreas Knoche: 42, 46; Bruce Sharp/Kolea: 62–67; Rodica Prato/Scientific American: 75; © The Walt Disney Company: 165

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos übernehmen Verlag und Redaktion keine Haftung.
© GEO 1993, Verlag Gruner + Jahr, Hamburg, für sämtliche Beiträge.
Einem Teil der Auflage liegen Prospekte für Neue Kunstschule Zürich, Enzyklopädisches Wissen und Gruner + Jahr AG & Co. bei.

Am Anfang war das Fest!

Feste wurzeln tief in der Geschichte der Menschheit. Sie waren Ausgangspunkt jeder Kultur. Von der Geburt bis zum Tod begleiten sie den Menschen, teilen sein Leben ein, sichern seine soziale Stellung und dienen seinen ökonomischen Interessen. Dieses Buch zeigt, opulent bebildert, nicht nur Unterschiede, sondern in den Ursprüngen verblüffende Gemeinsamkeiten der Völker.



Volker Sommer
Feste, Mythen, Rituale
Warum die Völker feiern.

Ca. 332 Seiten mit rund 300 Abbildungen. Format 20,5 x 28 cm, Leinen, DM118,-

In jeder guten Buchhandlung erhältlich



MUNDHYGIENE

...Last but not least!

Eltern sind das beste Vorbild ihrer Kinder

Häufig übersehen, aber ständig im Mittelpunkt: Unsere Zähne. Dabei zeigen wir Sie unseren Mitmenschen viele Male am Tag; beim Lachen, Sprechen, Essen - fast in jeder Situation im Kreis von Menschen. Und jeder schaut uns auf den Mund. Und jeder schätzt sein Gegenüber auch nach dem Zustand und Aussehen seiner Zähne ein. Der Eindruck, den er dabei gewinnt, entscheidet nicht selten über Sympathie oder Antipathie, über Chance oder Ablehnung in einer Zweierbeziehung oder beim Vorstellungsgespräch, über Ja oder Nein.

Wußten Sie das?

70% der Erstkläßler und 85% der Viertkläßler haben kein gesundes Gebiß. 50% der 10-14jährigen täuschen Zähneputzen aus Bequemlichkeit vor - ein Ergebnis mangelnder Pflege und Aufklärung.

Warum ist Zahnpflege so wichtig?

Vorbeugen ist die Voraussetzung für gesunde Zähne. Bei jedem Menschen tritt Zahn-

belag auf, ein klebriger Bakterienbelag, der sich fortwährend auf unseren Zähnen bildet. Wenn wir ihn sich ansammeln lassen, verursacht er Krankheiten, genauso wie andere Bakterien, und zwar Karies und Parodontitis. Wir müssen den Belag, die Plaque, entfernen. Das wichtigste Instrument ist und bleibt die Zahnbürste, denn weder Zahnpasta noch Mundwasser können die Funktion der Zahnbürste ersetzen.

Und wie mache ich es?

Mit Phantasie und spielerischen

Einfällen wird das tägliche Zähneputzen zum regelmäßigen, unbeschwerten und erfrischenden Vergnügen:

Periode 3. bis 6. Monat

Bestreichen und vorsichtiges Massieren des noch zahnlosen Kieferkammes mit der Zeigefingerkuppe.

Periode 7. bis 12. Monat

Gelegentliche Flächenreinigung der jetzt durchbrechenden Frontzähne mittels Watetäbchen.

Periode 13. bis 18. Monat

Flächenreinigung mittels Minizahnbürste durch Eltern.

Empfehlung: BUTLER GUM® 100 Kleinkinder Zahnbürste.

Periode 19. bis 24. Monat

Umstellung auf Kinderzahnbürste. Zahnpflege durch Eltern bei halbgeschlossenem Mund.

Empfehlung: BUTLER GUM® III Kinderzahnbürste.

Periode 2. bis 5. Jahr

Korrigierende Einübung eigenständigen Zähneputzens.

Periode ab 10. Jahr

Empfehlung: BUTLER GUM® 222 Jugendzahnbürste.



BUTLER GUM® Mundhygiene-Artikel gibt es nur in Ihrer Apotheke. Zum Tag der Zahngesundheit am 25. September hat Ihre Apotheke ein BUTLER Sparangebot.

Für lebenslang gesunde Zähne empfehlen wir den Patienten:

BUTLER
GUM



Wenn Sie weitere Informationen wünschen:
BUTLER, Elisabethenstraße 3, 65830 Kriefel oder Ihr Zahnarzt oder Ihr Apotheker